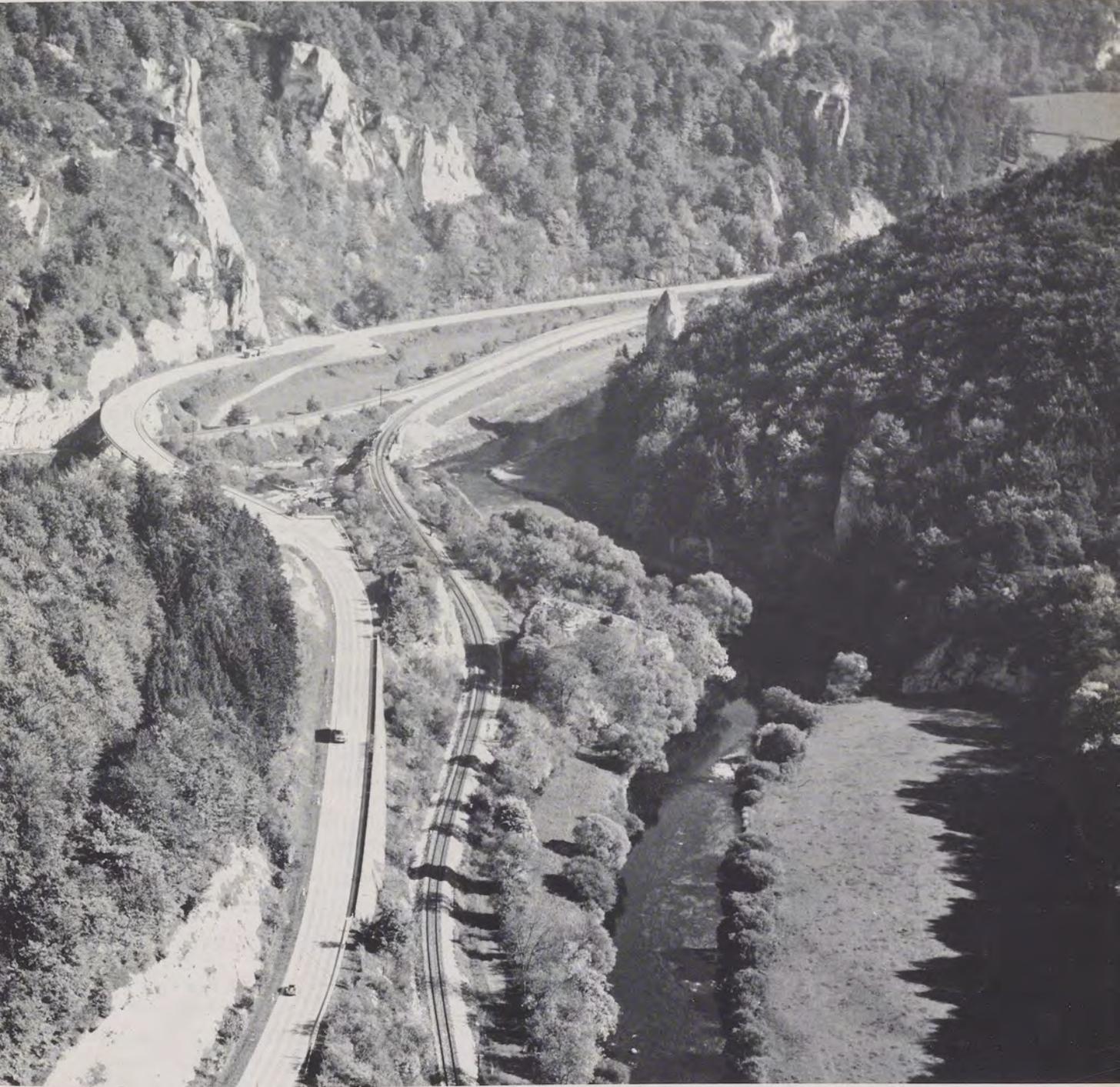


Würt.
Landes-
bibliothek
Stuttgart

SCHWÄBISCHE HEIMAT



**SCHWÄBISCHER HEIMATBUND
KONRAD THEISS VERLAG STUTTGART**

**JULI-SEPT. 1978
HEFT 3**

2-190

SCHWÄBISCHE HEIMAT

Zeitschrift zur Pflege von
Landschaft, Volkstum, Kultur
Herausgegeben vom
SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND

29. Jahrgang Heft 3
Juli – September 1978

Redakteur: Willy Leygraf

Redaktionsausschuß: Helmut Dölker, Wolfgang Irtenkauf, Willy Leygraf, Hans-Martin Maurer, Fritz Oechßler.

Die SCHWÄBISCHE HEIMAT erscheint vierteljährlich. Für Mitglieder des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES ist der Bezugspreis im Mitgliedsbeitrag enthalten; beim Bezug durch den Buchhandel oder direkt vom Verlag beträgt er jährlich DM 25,-, für Einzelhefte DM 6,50 (zuzüglich Versandkosten, incl. 6 % MwSt.).

Anfragen und Mitteilungen (Anschriftenänderungen!) werden an die Geschäftsstelle des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES erbeten: Charlottenplatz 17/II, 7000 Stuttgart 1, Telefon (07 11) 22 32 43.

Zahlungen für den SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND nur auf dessen Konten
Postscheckamt Stuttgart (BLZ 600 100 70) 30 27-701
Landesgirokasse Stuttgart (BLZ 600 501 01) 2 164 308
Deutsche Bank AG Stuttgart (BLZ 600 700 70) 1435 502

Die SCHWÄBISCHE HEIMAT erscheint im KONRAD THEISS VERLAG, Villastraße 11, 7000 Stuttgart 1, Telefon (07 11) 43 29 81.

Anzeigenverwaltung: Hans Jürgen von Elterlein, Joringelweg 5, 7000 Stuttgart 80, Telefon (07 11) 71 19 20.

Druck: Grafische Betriebe Süddeutscher Zeitungs- dienst Aalen.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos, Besprechungsexemplare usw. wird keine Garantie übernommen.

Nachdruck und andere Vervielfältigung – auch aus- zugsweise – nur mit Genehmigung der Redaktion.

Anschrift der Redaktion:
Charlottenplatz 17/II, 7000 Stuttgart 1
Telefon (07 11) 22 32 43

Dieser Ausgabe ist je eine Beilage des
Beuroner Kunstverlags und des
Ringier-Buchverlags, München, beigelegt.

Inhalt

WILLY LEYGRAF Zur Sache	141
CARL JULIUS WEBER Reisebilder aus Hohenzollern	142
RUDOLF REINHARDT Aus 150 Jahren: Staat und Kirche im Bistum Rottenburg	147
GERHARD STORZ Überlegungen zum Schubart-Preis der Stadt Aalen	151
ADOLF BECK Der Tübinger Freiheitsbaum 1793 Eine Legende	152
EUGEN LUTZ Hermann Essig – ein schwäbischer Ahnherr des Expressionismus	159
EBERHARD HAUSE Bauliche Eigenarten der Zisterzienser	163
KLAUS MERTEN Der Ludwigsburger Schloßgarten im 18. Jahrhundert	169
WERNER FLEISCHHAUER Sonderbare Schicksale eines sonderbaren Trinkgefäßes	178
REINHOLD WURSTER Rottweil: Kunst in der Stadt	182
Leserforum	191
Buchbesprechungen	195
Anschriften der Verfasser	211
sh aktuell	212
Veranstaltungen und Studienfahrten	219



Das Titelbild

führt ins Donautal bei der Einmündung der Schmeie oberhalb von Inzigkofen. Das enge Tal zwischen steilen und felsigen Hängen, durchzogen von einem früher immer wieder sein Bett verändernden Fluß, ist – wie die meisten Täler – nicht unbedingt verkehrsfreundlich: die alten Verkehrsverbindungen von Österreich in die Vorlande und nach Frankreich haben denn auch ihren Weg über die Hochfläche südlich der Donau genommen. Erst der Eisenbahnbau lehrte auch den Straßenbau, durch Ausnützung der Täler sogenannte verlorene Steigungen zu vermeiden. Aber noch heute verläßt die Straße zwischen Beuron und Fridingen das Tal der Donau – und wo immer man den Ausbau der Straße für geboten hält, führt das zu harten Eingriffen in die empfindliche Landschaft – wie hier bei der Mündung der Schmeie. (Foto: Rupert Leser)

Willy Leygraf: Zur Sache

Als ich vor fast genau 25 Jahren meine journalistische Tätigkeit in Tübingen begann, wurde mir eingeschärft: Vergessen Sie das preußische «entweder – oder», hier gilt das «sowohl – als auch».

Die Regel hat sich weithin als praktikabel und nicht selten als richtig erwiesen. Jetzt soll ich wieder umlernen: Entweder sollen die Denkmalpfleger – wegen ihrer Fachkompetenz – zuständig sein oder die Kommunalpolitiker – wegen ihrer Planungshoheit. Dann nämlich, wenn zu entscheiden ist, ob ein bestimmtes Gebäude ein Kulturdenkmal ist oder nicht. Nun paßt mir dieses «entweder – oder» hier schon deshalb nicht, weil ich diese Entscheidung keinem von beiden Partnern gerne allein überlassen möchte. Den als Denkmalpflegern tätigen Kunsthistorikern nicht, weil sie schon durch ihr wissenschaftliches Fach mehr auf Statisch-Vergangenes programmiert sind als auf Entstehungsprozesse, weil ihre eigene Argumentation im Laufe der Zeit zu oft modischem Wandel und Wechsel unterworfen war; und zum dritten, weil man sie in eine Kampfposition gebracht hat, in der sie fast unterschiedslos um alles kämpfen müssen, wenn sie wenigstens etwas erhalten wollen. Aber auch den Kommunalpolitikern allein möchte ich diese Entscheidung nur ungern überlassen. Bis jetzt ist nicht nachgewiesen, daß deren häufig und wortreich erklärte Aufgeschlossenheit für Kultur im allgemeinen und für Kulturdenkmale im besonderen auch dann noch anhält, wenn ganz handfeste Interessen der Gemeinden selbst oder die von mächtigen Unternehmen etwa im Wege stehen. Wer den Kommunalpolitikern in einem solchen Entscheidungszwang auch noch die Abwägung ästhetischer und historischer Werte, künstlerischer Qualitäten zumuten wollte, der würde sie schlicht überfordern. Wie also kann man sowohl die fachlichen Kompetenzen der Denkmalpfleger als auch die politische Verantwortung der Kommunalverwaltung einbringen in die Entscheidungen? Nicht jedenfalls, indem man nach dem Prinzip des «entweder – oder» miteinander rangelt. Sondern indem man sich (in einer institutionalisierten Form) zusammensetzt und in jedem Falle sowohl die eine als auch die andere Meinung in die Auseinandersetzung einbringt. Und in einer solchen abgewandelten Neuauflage des Denkmalrates sollte man auch Möglichkeiten finden, die Bürger zu beteiligen – sowohl diejenigen, denen das Kulturdenkmal im Wege ist, als auch die anderen, die es als Bestandteil heimatlicher Umwelt erhalten wollen!

Die SIGMARINGER TAGE 1978 im Oktober dieses Jahres (vgl. die Ankündigung auf Seite 212 dieses Heftes) geben Anlaß, sich europäischer Zusammenhänge und Verklammerungen des Donauraumes zu vergewissern. Alte Verkehrs- und Handelswege, dynastische Verbindungen und Herrschaftsbeziehungen, kultureller Austausch, gegenreformatorischer Zusammenhalt, Auswanderungen – damit sind nur einige dieser Zusammenhänge angedeutet. Sie werden konkret etwa im Namen des aus Kreenheinstetten bei Meßkirch stammenden Wiener Hofpredigers ABRAHAM A SANCTA KLARA oder mit dem Bild der «Ulmer Schachteln», mit den Erinnerungen an die Dauphine-Straße, auf der MARIE ANTOINETTE zu ihrer Hochzeit reiste – und ihrem Fallbeil-Tod entgegen.

In anderer Weise soll hier der weitere Umkreis dieser SIGMARINGER TAGE 1978 zitiert werden, nämlich mit einer Beschreibung der zollerischen Lande aus dem frühen 19. Jahrhundert: CARL JULIUS WEBER (1767–1832) aus Langenburg – auch als der «Demokrit-Weber» bekannt – gibt in seinen zuerst 1826 erschienenen «Briefen eines in Deutschland reisenden Deutschen» eine Mischung aus Reisebericht und Landesbeschreibung. Der 14. Brief des ersten Bandes ist überschrieben «Die souveränen Fürstenthümer Hohenzollern – Hechingen und Sigmaringen». Wir drucken diesen Brief hier ab in einer leicht gekürzten Fassung und – wo's dem besseren Verständnis dient – moderner Schreibweise angenähert.

Beide Souverainitäten, Hechingen von sechs Quadrat-Meilen mit 14.500 Seelen und 100.00 Gulden Einkommen und Sigmaringen mit sechszehn Quadrat-Meilen, 38.000 Seelen und 300.00 Gulden, sind so vollkommen und innig mit Württemberg durch die Natur vereint und von Württemberg umklammert bis auf die kleine Strecke gegen Baden, daß sie die Politik nicht davon hätte trennen sollen. Die Donau durchschert rasch den Süden des kleinen Staates, im nördlichen größern Theil aber macht die Alb die Schönheit des hochgelegenen Ländchens, das etwa zehn Stunden Länge und zwei Stunden Breite haben mag, und von mir mit Vergnügen durchwandert wurde.

Schöne Waldungen bedecken die Berge, und reizende fruchtbare Thäler lagern dazwischen, fleißig angebaut mit Spelz und Dinkel, Kartoffeln und Flachs – schönes Hornvieh, Schaaf und Ziegen beleben die Thäler, nur für Obst- und Weinbau scheint das Klima zu rauh, und Wein und Salz muß vom Auslande herbeigeht werden. Häufig findet sich der altdeutsche wilde Holzapfel, woraus ein guter

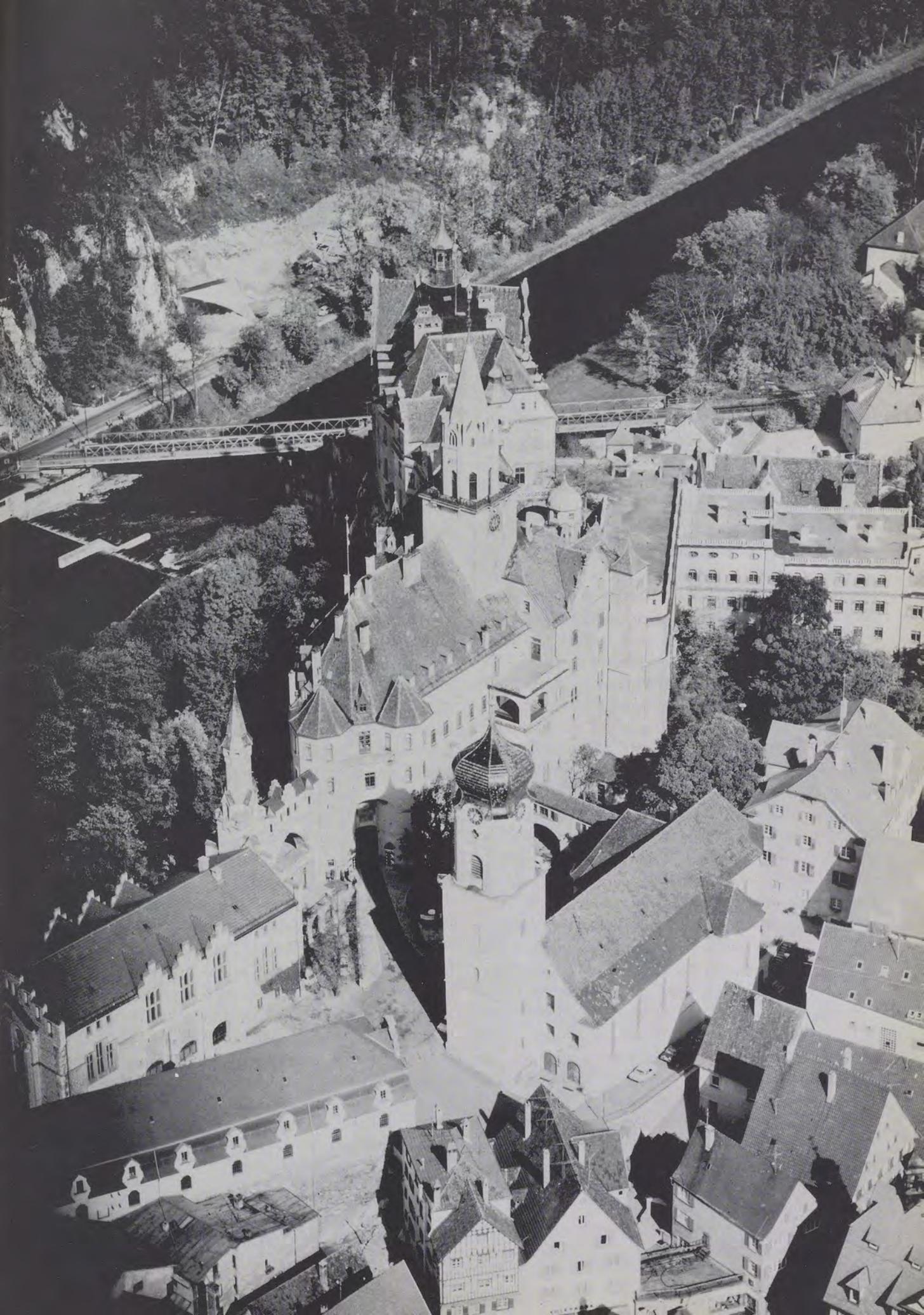
Essig bereitet wird. Neben Ackerbau und Viehzucht (Ziegenzucht möchte fast zu stark seyn) giebt es Tuch- und Wollen-Webereien, vorzüglich zu Grosselfingen; zu Kloster Wald ist eine Glashütte, zu Gammertingen eine Papiermühle, im Lauchertthale Eisenwerke und zu Imnau ein Bad. Das Killerthal liefert hölzernes Geschirr, Owingen viel Harz und Wagenschmiere, und Hausen nährt sich mit dem Anbau des Enzian. Die bittere Wurzel wird stark in Apotheken gebraucht und hier zu einem trefflichen goldgelben Liqueur; neben dieser Wurzel sind auch Morgeln nicht selten, die ich mir zu Imnau habe schmecken lassen. Die Alb ist rauh und steinig, aber selbst die Steine befördern hier das Gedeihen der Saaten, denn sie schützen die zarten Pflänzchen vor rauhen Winden, und beschleunigen, von der Sonne erwärmt, das Wachsthum, oder unterhalten die Feuchtigkeit; oft ist aber in den höchsten Gegenden Wassermangel.

Während meines Aufenthalts zu Niedernau lernte ich dieses kleine Fürstenthum ziemlich genau kennen, denn so oft die Tübinger Muse ihren geräuschvollen Einzug in das Bad hielten, flüchtete ich mich entweder nach der nahen Ruine Weilerburg, deren Aussicht ich nie satt bekam, oder nach Hechingen und Bad Imnau.

Das Interessanteste für den Reisenden in dieser Gegend bleibt Hohenzollern, obgleich Hechingen die Hauptstadt ist, die etwa dreitausend Seelen zählt, darunter fünfzig Judenfamilien. Die Residenz ist weniger hübsch, als die nebenstehende Kirche, wo mir das Altarblatt, eine Kreuzigung, sehr schön vorkam. Vor dem Städtchen ist der Schloßgarten, die recht elegante Post, und drei viertel Stunden davon das Jagdschloßchen Lindich mit einem artigen Park, der schon den Gang verdiente. Der Berg, der Hechingen trägt, ist so steil, daß man wohl thut, zu Fuße hinab zu gehen, der Fürst aber kann desto besser seinen Staat überschauen, und dabei noch tiefe Blicke nach Württemberg thun; «das württembergische Ländchen würde unserem Lande wohl anstehen», soll einst ein Regent gesagt oder gescherzt haben – umgekehrt wäre aber weit natürlicher!

Am Fuße des Bergs fließt die Starzel, von der Büsching und andere Stubengeographen als von einem Flusse sprechen; sie gleicht aber dem Bache Ki-

Nebstehend: Sigmaringen –
Schloß und Pfarrkirche St. Johannes
(Foto: Rupert Leser)



dron, über den man fast das ganze Jahr trocknen Fußes wandeln kann. An dieser Starzel liegt auch Jungingen, Stammsitz der ausgestorbenen Familie, die uns die beiden berühmten Hochmeister des deutschen Ordens gab, Conrad und Ulrich von Jungingen. Die Starzel steht im Verhältnis zum Lande, und die Brücke darüber im Verhältnis zur Starzel, und so ist's recht – *Parvum parva decent* (Dem Kleinen ziemt Kleines). Es freut mich, daß auch die Hauptstädte des Südens in so schönen Verhältnissen zum Lande stehen und eine genaue Stufenfolge beobachten: Hechingen und Sigmaringen, Carlsruhe, Stuttgart, München, Wien! Zur Zeit Maximilian I war Hechingen durch etwas berühmt, worauf jetzt weniger Werth gelegt wird. Ein Graf von Zollern sprach ein solches Latein, daß ihn Niemand verstand, da sagte Lamparter den Fürsten: Es ist Hechinger Latein, und da die Fürsten nichts von Hechingen wußten, so fuhr Lamparter fort: «Es ist ein kleines schwäbisches Städtchen, wo man grobe Leinwand macht, und da ist auch des Grafen Latein gewoben!»

Von Hechingen führt eine Pappelallee in einer halben Stunde an den Fuß des Berges, auf dem die interessante Burg Hohenzollern thronet, das Nest des schwarzen Adlers, und im Wirthshaus Brühl kann man sich stärken zur Ersteigung des Berges von 2620 Fuß. Diese Burg im Viereck, und nothdürftig unterhalten, beherrscht und verschönert die ganze Gegend, halb versteckt hinter Wolken, bald leuchtend im Sonnenstrahl. Mit Vergnügen höre ich, daß die Burgkapelle, der Rittersaal und die Warte reparirt worden sind, die vollständige Wiederherstellung aber wird wohl unmöglich seyn, denn im Jahr 1817 fand ich die Hauptmauern fast gänzlich zerfallen, das Ganze aber immer noch ungleich bedeutender, als die Trümmer von Habsburg oder gar das kleine Mauerübrerrestchen von Hohenstauffen!

Unübertrefflich bleibt die Aussicht, denn man hat einen freien Umkreis von wenigstens fünfzig Stunden. Unter den riesenmäßigen Rüstungen der alten Zollern wird ein kleiner Harnisch für einen zwölfjährigen Grafen gezeigt. Wohl mußte der Körper zeitig an das Gewicht gewöhnt werden, denn jetzt wäre es wahrlich für den stärksten Grenadier keine kleine Strafe, mit einem solchen Harnisch in der Mittagssonne herumzugehen, geschweige sich darinnen mit dem Feinde zu tummeln! Im innern Hofe stehen ein Paar Veteranen von Bäumen, die noch Ritter gesehen haben, die kupferne Cisterne am Brunnen aber ist fort, nebst Kanonen und Waffen; drei Einpfünder standen noch da als Allarm-Kanonen. Wohl dem Lande, wo dies die ganze Artillerie ausmachen kann, und schon eine Trommel zu viel ist!

Mein liebster Gang von Niedernau aus war über Frommhausen und Wachendorf nach dem Bade Imnau, drei Stunden im Wiesenthale der Eyach, das aber mehr Gebäude als Gäste zählte; doch waren auch einige Schweizer und Elsässer da. Hier ließe sich viel machen. Das Mineralwasser ist alcalisch-erdiges Stahlwasser, und bricht aus zwei Quellen, der sogenannten Fürstenquelle, und aus einer andern, die unter einem geschmackvollen Gebäude gefaßt ist mit der Inschrift: *Aegrorum saluti et sanorum deliciis* (Den Kranken zum Heil, den Gesunden zur Lust). Wem hier die schöne Natur nicht genüget, der findet in dem 1/2 Stunden entfernten Mühringen ein Theater des Baron Münch. Ich zog das Eyachthal vor, die Ansicht von Gruol, und das romantische Haigerloch. Die Lage desselben gefiel Herzog Carl so wohl, daß er äußerte: «Hier würde ich mich arm bauen!»

Haigerloch, belebt von 1400 Seelen, meist Juden, liegt so tief, daß man es nicht eher sieht, bis man hart an den Häusern steht, und hat die Gestalt eines S, durchströmt von der Eyach; steil auf Felsen ruhet Schloß und Kirche.

Das Fürstenthum Sigmaringen hat so gut, als das Königreich Württemberg, sein Ober- und Unterland. Zu letzterem gehören die Oberämter Haigerloch und Glatt, zum ersten Sigmaringen mit Veringen, Wald, Achberg, Beuren und Hohenfels neben den Oberhoheitslanden. Veringen liegt im Lauchertthale, das allerliebste Felsenparthien und Wasserfälle hat, am Berge hinaufgebaut, wo die Burgtrümmer der vormals mächtigen Dynasten dieses Namens stehen; die Ritter dieses Geschlechts sind vergessen, aber der gelehrte Mönch von Reichenau, Hermanus Contractus lebt noch in seiner Chronik und in seinem Kirchengesang *Salve Regina!* Er verstand sogar Griechisch, was sein Zeitalter der besondern Fürbitte der heiligen Jungfrau zuschrieb. Das arme Städtchen Veringen mit etwa hundert Hütten ohne Pflaster hat nicht einmal eine Kirche, sondern muß sich bequemen, in das Dorf Veringen herabzukommen, dafür ist die Umgegend malerisch. Sigmaringen ist noch unansehnlicher als Hechingen, und die kleinste deutsche Residenz von etwa 1200 Seelen. Es besteht nur aus einer Hauptstraße, das alte Schloß ruht auf Felsen, gegenüber steht ein gleich steiler Felsen, und zwischen ihnen preßt sich die Donau schäumend hindurch. Wildschön ist die ganze Gegend, im Schlosse sieht man nichts als Hirschgeweihe, und im alten Saal die Bildnisse der Zollern

Nebenstehend: Werenwag über dem Donautal.
(Foto: Rupert Leser)





Nebenstehend: Blick über Schloß Bronnen, das fast ganz verdeckte Beuron und Irndorf. (Foto: Rupert Leser)

von Tasillo an, wovon die ältesten so gut Ideale seyn werden, als die ältesten Kaiser im Römer zu Frankfurt, oder die Prälaten-Gesichter vom Anbeginn der Abteien!

Das Dörfchen Sigmaringen im Lauchert-Thale wird wohl so viele Bewohner zählen, als die Stadt. Eine schöne Linden-Allee führt zum ehemaligen Kloster Hedingen, wo nun eine lateinische Schule ist, und im weiland Nonnenkloster Habsthal ist eine Erziehungs-Anstalt für Mädchen. Krauchenwiesen ist ein fürstliches Sommerschloß, und hinter dem Flecken Bingen erhebt sich die alte Burg Hornstein mit einem Zucht- und Arbeitshaus. Sigmaringen hat die Ehre, auch einen einheimischen Heiligen zu verehren, der 1577 hier geboren wurde, le Roi, bekannter unter seinem Kloster-Namen Kapuziner Fidelis. Wie es mit seinem Fidelis-Segen stehe? getraute ich mich nicht zu fragen. Der Bruder ließ sich als Missionär gegen die Calvinisten in Graubünden brauchen, und wurde 1622 erschlagen zu Sävis.

Die sonderbarste Merkwürdigkeit dieses Ländchens scheinen mir seine Hoheitslande, zu sieben Quadrat-Meilen mit 15 000 Seelen berechnet. Auf Kosten des weit bedeutendern Nachbars, des Landgrafen von Fürstenberg, der sechszehn Quadrat-Meilen und siebenzig tausend Seelen zählte, erhielt Hohenzollern die Aemter Trochtelfingen und Jungena von Thurn und Taxis, Strasberg und Ostrach, wo Erzherzog Carl 1799 die Franzosen schlug, und von den Rittergütern der Freiherren v. Späth Hettlingen und Gammertingen unter seinen landesherr-

lichen Schutz! Die beiden souverainen Fürstenthümer sind rein monarchisch regiert, ohne Stände (jetzt bekanntlich nicht mehr. – A. d. H.). Die Appellation gieng sonst nach Darmstadt; wäre der nächste Nachbar nicht natürlicher? – aber Nachbarn! In der neusten Zeit hat sich's doch gegeben, und das königl. württembergische Obertribunal ist jetzt die Ober-Appellationsbehörde; ja man hat selbst einen für beide Staaten ersprießlichen Handels- und Grenz-Vertrag abgeschlossen, der wenigstens dem Schleichhandel Grenzen setzt.

Man kann lächeln über den kleinen souverainen Staat, wie über den eigenen Kalender des Fürstenthums, der natürlich nach dem Horizont und Meridian von Sigmaringen berechnet ist. Aber unendlich gefreuet hat mich bei meinen Kreuz- und Querzügen in diesem Ländchen die Zufriedenheit der Landbewohner mit ihrer Regierung, der Fleiß dieser Leute in diesem rauhen, nicht immer dankbaren Boden, die neben Holz und Flachs – die Haupt-Erzeugnisse – auch noch Korn zur Ausfuhr erzeugen, vor allen Dingen aber, der Frohsinn und die Zutraulichkeit, mit dem sie dem Fußwanderer entgegen kommen.

Man stößt in diesem malerischen Ländchen auf eine Menge Burg-Ruinen, und fast auf eben so viele verlassen Klöster, unter denen ich noch das Cisternzienser-Nonnenkloster Wald nennen muß am südlichen Ende des Landes, und das Chorherrenstift Beuron. Diese Burgen und Klöster, nächst der eigenen Natur der Alb, erhöhen das Romantische dieses kleinen Staates, dessen Durchwanderung ich jedem empfehle, der nicht zu vornehm ist zur Wanderschaft. Er kann jeden andern Abend sein Bad nehmen zu Imnau, und ist daselbst gut aufgehoben.

Aus 150 Jahren: Staat und Kirche im Bistum Rottenburg*

Rudolf Reinhardt

Die Geschichte eines kirchlichen Verbandes von der Größe der Diözese Rottenburg bietet dem Betrachter vielfältige Aspekte. Wir beschränken uns hier auf die Beziehungen zu Staat und Gesellschaft.

Das Verhältnis der Bischöfe von Rottenburg zur staatlichen Gewalt war von Anfang an auf den ersten Blick klar und übersichtlich. Dem Bischof stand

die Regierung in Stuttgart gegenüber, die Diözese deckte sich mit dem ehemaligen Land Württemberg. Dies war kein Zufall. Solche Landesbistümer wurden angestrebt, seitdem es den modernen Territorialstaat gibt. Allerdings konnte vor 1800 das Ziel nur selten erreicht werden. Die meisten Bischöfe hatten als Reichsfürsten einen zu starken politischen Rückhalt. Diese Konstellation änderte sich fast über Nacht, als 1802/03 die Reichskirche säkularisiert und dadurch zerschlagen wurde. Die noch bestehenden

* Überarbeitete Fassung einer Sendung des Süddeutschen Rundfunks Stuttgart

katholischen Staaten – Bayern und Österreich – sahen eine günstige Gelegenheit, endlich überall eigene Landesbistümer zu bekommen. Die evangelischen Länder, an die beträchtliche katholische Gebiete gefallen waren – Baden, Württemberg, Hannover, Hessen-Darmstadt, Preußen – wollten nicht nachstehen. In Stuttgart dachte man zeitweise an zwei, ja sogar an drei Diözesen. Als die Pläne aber konkrete Gestalt annahmen, bescheidete sich die Regierung mit einem einzigen Bischof. Sein Sitz sollte Rottenburg am Neckar sein.

Bei der Errichtung des neuen Sprengels war der Staat auf die Mithilfe des Papstes angewiesen; doch war dessen Handlungs- und Verhandlungsspielraum eng begrenzt. Die Regierung gab den Ton an. Sie wollte eine weitreichende Aufsicht über die Kirche. Ein solcher Anspruch stand in scharfem Gegensatz zum kanonischen Recht. Diese Diskrepanz wurde wiederholt angesprochen, aber nie überwunden. Die langwierigen Verhandlungen zwischen der Regierung und dem Heiligen Stuhl hatten deshalb ein recht mageres Ergebnis, nämlich die Zirkumskriptionsbulle von 1821. In ihr konnte lediglich der äußere Rahmen der künftigen kirchlichen Organisation festgelegt werden, d. h. die Grenzen der Diözese, der Sitz des Bischofs, Zahl und Aufgaben der Domherren und ähnliches mehr.

Der Neuanfang in Württemberg stand nicht nur gegen die Normen des kanonischen Rechtes; er brachte auch einen Bruch mit der Geschichte. Im 17. und 18. Jahrhundert hatten sich allenthalben Kräfte geregt, die mehr Freiheit und Selbständigkeit für die Kirche verlangt hatten, und zwar angefangen bei der Besetzung der kirchlichen Ämter über die Verwaltung der geistlichen Güter bis hin zu Liturgie, Verkündigung und Glaubenssorge. Diese Kräfte sahen sich zu Beginn des 19. Jahrhunderts um Jahrzehnte zurückgeworfen. Die deutschen Regierungen konnten nämlich ein weitreichendes Staatskirchenregiment realisieren.

Es fällt auf, daß nicht wenige Geistliche bereit waren, solche Bestrebungen zu unterstützen. Gelegentlich mag die Absicht dahinter gestanden haben, Karriere zu machen. In den meisten Fällen aber war es der Wunsch, eine Kirche aufzubauen, in der die päpstliche Gewalt zurückgedrängt, die Kompetenz der Bischöfe, der Synoden und der Priester aber ausgeweitet sein sollte. Mit dem Zusammenbruch der alten Kirche war es möglich geworden, gleichsam neu anzufangen. Um die Vorherrschaft Roms zu brechen, waren diese Kirchenmänner sogar bereit, die Abhängigkeit der Bischöfe vom Staat in Kauf zu nehmen.

Zum bedrückenden Kirchenregiment des Staates

kam ein weiteres: am Hof und in der Regierung, in der Beamtenschaft, im Offizierskorps und an der Landesuniversität waren die Protestanten weit in der Überzahl. Lediglich bei den sogenannten Ständesherrn, d. h. dem mediatisierten Adel, hatten die Katholiken die Mehrheit. Dies alles erzeugte in der katholischen Bevölkerung ein Gefühl der Inferiorität, sogar der Ablehnung und Auflehnung. Spannungen und Konflikte mit dem Staat waren deshalb förmlich programmiert.

Der Anstoß zum offenen Streit kam nicht vom Bischöflichen Ordinariat in Rottenburg, sondern von der Katholisch-theologischen Fakultät in Tübingen. Hier setzten sich in den ausgehenden 30er Jahren jüngere Professoren durch, die von JOHANN ADAM MÖHLER (1796–1838) geprägt waren, nämlich JOHANN EVANGELIST KUHN (1806–1887), CARL JOSEPH HEFELE (1809–1893), JOSEPH MARTIN MACK (1805 bis 1885). MÖHLER hatte nicht nur dem ökumenischen Denken der Aufklärung eine Absage erteilt, sondern auch die freie Kirche propagiert. Über Wilhelmsstift und Fakultät, also über die jüngeren Geistlichen, verbreiteten sich solche Ideen in der Diözese.

Der offene Kampf begann, als 1839 JOSEPH MARTIN MACK das staatliche Mischehenrecht angriff. Er wurde seiner Professur entsetzt und auf eine Dorfpfarrei verbannt. Die Regierung suchte fortan loyale und zuverlässige Leute auf die Lehrstühle zu bringen. Dies machte erhebliche Schwierigkeiten, da die begabteren Geistlichen – dies mußte man in Stuttgart zugeben – fast alle der ultramontanen Bewegung angehörten.

Durch eine solche Entwicklung kam Bischof JOHANN BAPTIST VON KELLER (1774–1845) in Schwierigkeiten. Auf der einen Seite stand das staatliche Regiment, auf der anderen die energisch vorgetragene Forderung nach Freiheit und Unabhängigkeit der Kirche. Die junge Generation war mit dem Zögern von Bischof und Domkapitel unzufrieden. Neuere Arbeiten zeigen zwar, daß die lautstark vorgetragene Kritik nur zum Teil berechtigt war. Bischof KELLER hat sich stärker eingesetzt, als man draußen wissen konnte. Auch war die Diskrepanz zwischen dem staatlichen Recht und den kirchlichen Ansprüchen zu groß, als daß damals ein annehmbarer Kompromiß möglich gewesen wäre. MAX MILLER bezeichnete es als das unabwendbare Schicksal des ersten Rottenburger Bischofs, zwischen den beiden Steinen zerrieben zu werden. Die anderen Diözesen bieten ein ähnliches Bild. Auch hier standen Bischöfe, die alles andere als schwächlich waren, fast hilflos zwischen den Ansprüchen des Staates und den Erfordernissen ihres Amtes.

Die Revolution von 1848 brachte eine Wende im Verhältnis von Kirche und Staat. JOSEPH LIPP (1795–1869), seit 1847 Bischof von Rottenburg, hatte schon vor dem Umsturz der Regierung seine Beschwerden vorgetragen. Nach dem Zusammenbruch des alten Systems suchte er den Ausgleich, nicht aber die Konfrontation, und dies im Gegensatz zu manchem der benachbarten Bischöfe. So exkommunizierte z. B. Erzbischof HERMANN VON VICARI (1773–1868) in Freiburg jene Katholiken, die als Beamte bei der Durchsetzung des staatlichen Kirchenregiments mitgewirkt hatten. Bischof WILHELM EMMANUEL VON KETTELER (1811–1877) von Mainz errichtete kurzerhand ein sogenanntes Tridentinisches Priesterseminar und versetzte damit der theologischen Fakultät in Gießen den Todesstoß. Der Vertrag, der 1854 von der württembergischen Regierung und Bischof LIPP unterschrieben wurde, war deutlich vom Willen zur Kooperation geprägt in allen Bereichen, die bislang umstritten waren.

Die Bereitschaft zum Miteinander machte einen Kompromiß möglich. Dies mißfiel einer kleinen, aber militanten Gruppe von Geistlichen und Laien, die im Ausgleich mit dem Staat einen Verrat an der katholischen Kirche sahen. Bischof und Domkapitel waren in ihren Augen zu nachgiebig. Die radikalen Ultramontanen hatten gute Beziehungen nach Rom. Deshalb wurde die Kurie einseitig unterrichtet. Sie verwarf die Konvention von 1854 und nahm ihrerseits Verhandlungen mit der württembergischen Regierung auf.

Ein neues Konkordat von 1857 sicherte der Kirche mehr Einfluß. Doch scheiterte der Vertrag am Widerstand des Landtags, der einen Ausverkauf staatlicher Rechte befürchtete. Nach einigem Hin und Her blieb schließlich nichts anderes übrig, als 1862 einseitig durch ein Staatsgesetz die Beziehungen zur katholischen Kirche zu ordnen. Zwar konnte die Regierung nicht mehr vor die Revolution von 1848 zurückgehen. Doch verlor die Kirche manches Recht, das ihr die Konvention von 1854 gegeben hatte.

Das Gesetz von 1862 wurde von der Regierung, je länger je mehr, restriktiv ausgelegt. Zusehends wuchs der Freiheitsraum der Kirche. Alles, was der innerkirchlichen Sphäre zugerechnet werden konnte, ging in die primäre oder die alleinige Kompetenz des Bischofs über. Deutlich sichtbar wurde die Scheu der Regierung, in solche Bereiche einzugreifen, die nicht unmittelbar bürgerliche oder staatliche Belange berührten.

Die Dogmatisierung der päpstlichen Unfehlbarkeit im Jahre 1870 brachte in Europa allenthalben eine Krise zwischen Kirche und Staat. Offen und ver-

deckt kam es zu Kulturkämpfen. Besonders bekannt geworden sind Baden und Preußen; man könnte auch auf die Schweiz, auf Bayern, Frankreich und Österreich verweisen. Die Regierungen benötigten oft keine neuen Gesetze; meist genügte es, die alten konsequent anzuwenden – und schon entstand der Eindruck, die Kirche werde vom Staat unterdrückt. Während diesen Auseinandersetzungen blieb Württemberg eine Oase des Friedens und der Ruhe, und zwar nicht nur durch das gute persönliche Verhältnis zwischen König und Bischof. Anderes kam dazu. Bischof HEFELE, der trotz seiner Unterwerfung unter die Beschlüsse des Vatikanischen Konzils nach wie vor der päpstlichen Unfehlbarkeit distanziert gegenüberstand, verlangte von seinen Geistlichen keine öffentliche Zustimmung zum neuen Dogma. In Württemberg wurde niemand gezwungen, sich als Anhänger des alten Katholizismus zu offenbaren.

Der Staat stand hier deshalb nie vor der Frage, was mit solchen Geistlichen zu geschehen habe. In Preußen zum Beispiel mußte sich die Regierung entscheiden: Soll sie an den theologischen Fakultäten die altkatholischen Professoren als die rechten Katholiken anerkennen, oder aber jene Hochschullehrer, welche das Dogma angenommen hatten? – Die Sympathie war deutlich bei den Anhängern der alten Lehre. Daraus ergaben sich Spannungen zur Hierarchie. Die Eskalation der Konflikte brachte den bekannten Kulturkampf.

In Württemberg wurden solche Fragen durch die Zurückhaltung des Bischofs und seines Domkapitels nicht akut. Auch spürt man bei HEFELE jetzt eine tiefgehende Resignation. Der Feuerkopf, der vor der Revolution viele Jahre hindurch ein erbitterter Gegner der württembergischen Regierung gewesen war, wollte nicht mehr kämpfen.

Mit dieser Haltung waren viele Katholiken nicht zufrieden. Sie verlangten vom Bischof ein entschiedeneres Auftreten. Deshalb blieb HEFELE gelegentlich nichts anderes übrig als lautstark alte Forderungen zu wiederholen. Dazu gehörte zum Beispiel die Wiedezulassung der Männerorden. Man merkt aber deutlich, daß HEFELE nicht bereit war, einer solchen Frage wegen den Frieden im Lande aufs Spiel zu setzen.

Schärfer wurde die kirchliche Politik nach 1898. Obwohl der neue Bischof PAUL WILHELM VON KEPPER (1852–1926) nach außen hin weltmännisch und liberal auftrat, neigte er nicht nur innerkirchlich zu extremen Auffassungen. Zunächst konnte er sich eine spektakuläre Auseinandersetzung mit dem Staate aber nicht leisten; durch das Vorgehen gegen die sogenannten Reformkatholiken und Moderni-

sten hatte der Bischof im eigenen Lager erhebliche Schwierigkeiten. Auch blieb die Regierung geschickt im Hintergrund. Insbesondere verzichtete sie auf alles, was als Eingriff in die innerkirchliche Sphäre ausgelegt werden konnte. So wollte sie vermeiden, daß sich die württembergischen Katholiken unter KEPLERS Führung gegen den Staat solidarisierten. Eine kritische Zuspitzung erfuhr das beiderseitige Verhältnis, als Papst PIUS X von allen Priestern 1910 den sogenannten Antimodernisteneid verlangte. Darin mußten sie sich z. B. nicht nur auf eine bestimmte philosophische Richtung, den sogenannten Neothomismus verpflichten, sondern auch auf die Anwendung der historisch-kritischen Methode in Kirchengeschichte und Exegese verzichten. Eine Krise war nicht zu umgehen. Die Katholisch-theologische Fakultät in Tübingen war gefährdet; die Zusammenarbeit mit Professoren, die einen solchen Eid schwören mußten, schien unzumutbar. Die Fakultät blieb erhalten, weil der Papst überraschend alle Professoren der deutschen Universitäten vom Eid dispensierte. Ohne Hilfe blieben aber die Pfarrer

Bischof Johann Baptist Sproll



und Kapläne, welche den Eid verweigerten. Der König wagte nicht einzugreifen, da dies als eine Einmischung in Glaubensfragen betrachtet worden wäre.

Eine solche Zurückhaltung zeigt wieder einmal den großen Wandel seit der Gründung der Diözese. 1831 zum Beispiel hatte König WILHELM I den sogenannten Antizölibatsverein von Ehingen kurzerhand aufgelöst und jede weitere Diskussion des Zölibatsproblems verboten; 1910 wagte es die Regierung nicht mehr, auf den dringenden Hilferuf katholischer Geistlicher politisch zu reagieren.

Die neue Verfassung nach dem Zusammenbruch der Monarchie brachte 1919 die Trennung von Kirche und Staat. Alle Beteiligten wußten aber, daß eine radikale Lösung, wie sie z. B. in Frankreich oder in manchen südamerikanischen Staaten praktiziert wurde, nur neuen Streit provozieren mußte. So kam es nur zu einer hinkenden Trennung, um mit ULRICH STUTZ zu reden. Daß ein Zusammengehen mit dem Staat der Kirche nicht nur Unterdrückung und Rechtlosigkeit bringt, zeigte sich recht bald. Nach dem Tode KEPLERS 1926 wurde das Domkapitel mit der römischen Forderung konfrontiert, den bischöflichen Stuhl gemäß den Normen des Allgemeinen Kirchenrechts zu besetzen. Mit anderen Worten: Das Wahlrecht des Domkapitels sollte fallen, der Bischof vom Papst frei ernannt werden. Durch eine Intervention der Regierung gelang es, beim alten Recht zu bleiben. Einige Jahre später folgte im Reichskonkordat von 1933 eine vertragliche Absicherung.

Die Jahre nach 1933 brachten erneut eine ernste Konfrontation mit der staatlichen Gewalt. Die Nationalsozialisten identifizierten die eigene Bewegung mit dem Staat; deshalb waren Kollisionen unvermeidbar. Diese Vorgänge können wir hier aber nur noch kurz streifen. Das eben angesprochene Reichskonkordat bot nicht jenen Schutz, den sich die Kirche anfangs erhofft hatte. Es war höchstens eine Argumentationshilfe bei den Streitigkeiten mit den neuen Machthabern. Anlässe waren z. B. die Aufhebung der Konfessionsschulen, die Auflösung der kirchlichen Jugendverbände und die Versuche, den Religionsunterricht aus den Schulen zu verbannen. Der Bischof mußte dabei versuchen, bei aller Entschiedenheit im einzelnen nach außen hin nicht allzu schroff aufzutreten. Sonst war mit noch härteren Pressionen der anderen Seite zu rechnen. Diese Haltung wurde draußen nicht immer verstanden, oft kritisiert. Vor allem die jüngeren Geistlichen, die Vertreter des zerschlagenen politischen Katholizismus und die ehemaligen Mitglieder der Jugendverbände wünschten ein entschiedeneres Auftreten.

1938 kam es dann zum Eklat, als Bischof JOHANN BAPTIST SPROLL (1870–1949) ostentativ einer sogenannten Abstimmung fernblieb. Ob es der richtige Anlaß für eine solche Demonstration gewesen ist, wurde damals bezweifelt; man kann diese Frage auch heute noch stellen.

Insgesamt konnte die Kirche nach dem Zusammenbruch von 1945 mit einem Vorschuß an Vertrauen weitermachen. Als einziger gesellschaftlicher Groß-

verband hatte sie sich in der nationalsozialistischen Ära nicht offen korrumpiert. Dies wurde bei der politischen Neugestaltung des Landes geschickt ins Spiel gebracht. Vielleicht übersah man deswegen zwei Jahrzehnte später einen Umbruch in der gesellschaftlichen Großwetterlage. Vielerlei Gründe führten zur inneren und äußeren Abwendung von der Kirche. Sie wurde so gezwungen, ihre Stellung in Gesellschaft und Staat von neuem zu überdenken.

Überlegungen zum Schubart-Preis der Stadt Aalen

Gerhard Storz

Kein anderes Kunsturteil verdammt und genießt seine eigene weltläufige Überlegenheit so sehr wie das mit dem Wort «provinziell» ausgesprochene. Bei keinem anderen Kunsturteil steht es jedoch um Berechtigung und Sinn, jedenfalls unter deutschen Verhältnissen, so schlecht. Denn die deutsche Kunstsituation war von jeher von der französischen sehr verschieden. Nicht nur den kleinen, sondern auch den großen Städten Frankreichs stand – und steht wohl immer noch – Paris nicht nur als Zentrum, sondern auch als die eine Möglichkeit für beachtenswertes Hervorbringen in Kunst und Literatur gegenüber: diese Situation war und ist die Grundlage für die Entgegensetzung von Metropole und Provinz, also der Ausgangspunkt für das negative Werturteil «provinziell». Eine so überragende Stellung, soviel an ausschließlicher Geltung ist aber im Gebiet von Kunst und Literatur niemals einer einzigen Stadt in Deutschland zugekommen. Die zahlreichen Fürstenhöfe, das unter politischem Betracht vielbeklagte Übel, ermöglichten geistige und künstlerische Vororte von zeitweilig europäischem Rang sogar in kleinen Städten wie Weimar, in neugegründeten wie Mannheim. Aber auch noch der Reichshauptstadt Berlin standen München, Hamburg, Leipzig, Düsseldorf als Orte lebendiger Kunstüberlieferung und hervorragender Kunstleistung ranggleich gegenüber. Dazu kamen Stätten bedeutender Experimente von europäischer Reichweite wie Dessau und Hellerau.

Nach der Katastrophe von 1945, nach der totalen Zerstörung der großen Städte hat sich die deutsche Gewöhnung an dezentrale Aktivität im Gebiet der Bildung, der Literatur, der Kunst wunderbar bewährt und höchst produktiv ausgewirkt: Damals waren es die Land- und Kreisstädte, in denen zuerst

wieder Bereitschaft und Mut zur Anbahnung eines geistigen und künstlerischen Neubeginns sowohl im Hervorbringen als auch im Teilnehmen sichtbar und wirksam wurden. Auf jenes damalige Eintreten der Kreisstädte für die noch nicht wieder bestehenden oder in ihren Möglichkeiten noch stark eingeschränkten Landesregierungen und Landtage geht wahrscheinlich das neue kommunale Selbst- und Verantwortungsbewußtsein zurück, das Initiativen zugunsten des geistigen und künstlerischen Lebens nicht mehr allein vom Staat erwartet, sondern auch zu seiner eigenen Sache macht. So ist denn in den fünfziger Jahren von den Städten für Bildung und Kunst manches unternommen worden, was frühere Gemeinderäte dem Staat überlassen hätten.

Eine für sich stehende Erscheinung kommunaler Aktivität, die aus den fünfziger Jahren stammt, ist der Schubart-Preis der Stadt Aalen. Er mußte, entschiedener vielleicht als es seiner Stifterin zunächst bewußt gewesen sein mag, zum Literaturpreis werden, und eben darin liegt seine Singularität. Denn Literaturpreise wurden und werden von Bundesländern, von überregionalen Gesellschaften, von Großstädten getragen, kaum je von einer Kreisstadt. Sie wenden sich an die Gesamtheit der deutschen Dichter und Schriftsteller, und sie gelten den Arrivierten, den großen oder doch den bekannten Namen. Ein Blick auf diesen Sachverhalt macht das Wagnis offenbar, das der Schubart-Preis der Stadt Aalen war und immer noch ist. Er beruft sich auf einen Sohn der Stadt, auf einen Namen, der sich im Bewußtsein der Gegenwart mehr mit einem erregenden Schicksal als mit einem nicht mehr ohne weiteres zugänglichen Werk verbindet. So wurde denn vornehmlich das Bemühen um das Andenken an den frühen, kühnen Sprecher für Bürgerfreiheit,

an das exemplarische Opfer von Fürstenwillkür zum Antrieb für die Preisstiftung. Dieser noble Akt der Pietät hat immer noch Anspruch auf unseren Dank, auch auf unseren Respekt gegenüber den Stiftern, dem damaligem Gemeinderat und seinem Vorsitzenden, dem Oberbürgermeister DR. SCHÜBEL.

Im Lauf der Jahre zeigte es sich, daß die Erhaltung des Gedächtnisses an die Gestalt SCHUBARTS, so komplex und faszinierend sie sich auch darbietet, doch nicht die eine Aufgabe des Preises sein durfte. Erschöpft sich doch nach einiger Zeit die Möglichkeit, über SCHUBART neue und interessante Szenarios, Gedichte, biographische Essays zu verfassen. Sollte es denn nicht auch darum gehen, ohne unmittelbare Bindung an SCHUBARTS Person, aber in seinem Geist für noch unbekannte Dichter und Schriftsteller etwas zu tun? In der Tat haben sich die Verwalter des Preises dieses Ziel gesetzt und hoffen, durch Förderung junger Talente einer musealen Verkümmern des Preises, auch dem Angewiesensein auf lokale Routiniers als Preisbewerber vorbeugen zu können. Andererseits durfte aber und darf der Preis nicht auf Auszeichnung literarischer Anfänger spezialisiert werden. Denn bei aller Verdienstlichkeit würde dies schließlich die Deklassierung des Preises zur Folge haben. Deshalb sah und sieht sich das Preisgericht auch nach Autoren von einigem Namen und Rang um, auf deren Werk nunmehr unter dem Gesichtspunkt von SCHUBARTS vielseitigem Wirken hingewiesen werden soll. Für die Auswahl des Preisträgers kommen also keines-

wegs nur Dichter in Betracht, sondern auch Essayisten, ob sie sich nun als politische Publizisten oder als Erforscher der Landesgeschichte ebenso unter politischem wie literarischem Gesichtspunkt ausgezeichnet haben.

Ist aber das Nebeneinander so verschiedener Gesichtspunkte für die Vergabe des Schubart-Preises nicht bedenklich? Wird es nicht der Ausbildung eines Maßstabes und der Konsequenz bei der Auswahl der Preisträger entgegenstehen und schließlich die Bindung des Preises an den Namen SCHUBART allzusehr lockern? Auf diese gewiß naheliegenden Fragen ist zu erwidern: Wenn der Literaturpreis einer Kreisstadt mehr als nur lokale Bedeutung, wenn er Ansehen über das Land hin erlangen und behalten soll, dann ist er darauf gewiesen, zwischen den Lücken der mancherlei großen Preise hindurchzusteuern, zwischen den Lücken, die bald durch literarische Moden, bald durch eine gewisse Automatik der spektakulären Preisvergaben entstehen. In Aalen muß ein Kurs gehalten werden, welcher, auf literarische Qualität festgestellt, einerseits lokaler Enge ausweicht, andererseits die Bindung an Region und Landschaft nicht aus dem Auge verliert. Für so bewegliche Fahrt besteht die Aussicht, daß der Schubart-Preis der Stadt Aalen im Lauf der Zeit so etwas werden könnte wie der Schwäbische Literaturpreis. Ein Preis also, der in aller Entschiedenheit «provinziell» sein möchte, aber eben vermöge einer sehr bedachten Vorsätzlichkeit die gefürchtete, schlechte Provinzialität überwunden hätte.

Der Tübinger Freiheitsbaum 1793 Eine Legende*

Adolf Beck

Die Studenten Hölderlin, Hegel und Schelling errichteten am 14. Juli 1793 auf einer Wiese bei Tübingen einen

FREIHEITSBAUM

und tanzten um ihn herum die Carmagnole.

So stand es vor einem Jahr in Tübingen auf einem riesigen, «attraktiven» Plakat, das im Namen und unter Ägide des Club Voltaire zu einem *Folk-Liedermacher-Festival* mit umfassendem, internationalem Programm lud. Es war das 3. *Festival* der Art, dem kürzlich das 4., noch aufwendigere gefolgt ist. Dem vorjährigen gab, einem Zeitungsbericht zufolge, ein hochbetagter, vielverehrter Denker, der nun dem

verdienten, und lautstarken, Kult der Lebenden entrückt ist, als eine Art Segens- und Schirmherr die Losung mit: *Tanz um den Freiheitsbaum*. Unter der zitierten Inschrift waren drei ovale Bildnisse angebracht: HÖLDERLIN – HEGEL – SCHELLING. Die drei genialen Stiftsfreunde im Jahr I der Französischen Republik als Errichter eines Freiheitsbaums in Tübingen und Tänzer der *Carmagnole* (die am Schlusse vorzuführen sein wird): Wie sensationell! Wie stehts damit?

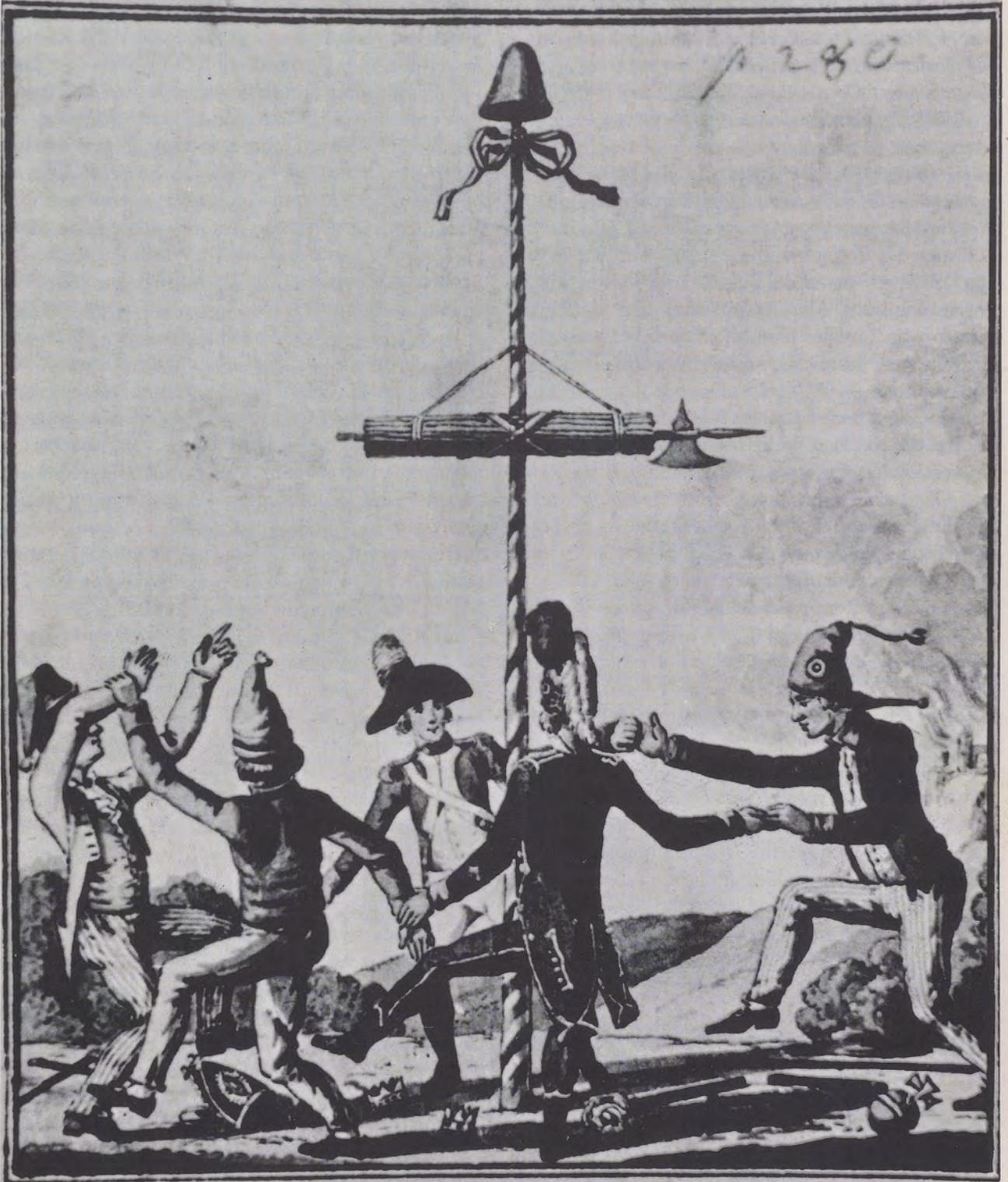
Der Freiheitsbaum war, nach Vorläufern in den seit 1765/66 aufsässigen amerikanischen Kolonien Englands, ein Gewächs der Französischen Revolution. Er kam in ihrem *glücklichen Jahr* 1790 auf und eroberte sich bald Stadt und Land: 1792 sollen 60 000

* Zum Teil veränderte und erweiterte Fassung eines Exkurses zu «Hölderlins Weg zu Deutschland» (Jb. des Fr. Dt. Hochstifts 1977)

Bäume gestanden haben; doch wurde der Brauch im Jahr II der Republik vom Konvent reglementiert.¹ «Gewächs» ist übertragen gemeint: Der Baum, meist eine Pappel, wurde nach Bildern und Berichten nicht gepflanzt, sondern *errichtet*, als geschlichteter, zuweilen oben noch Wedel tragender Stamm von

stattlicher Höhe an Seilen hochgezogen und in den Boden gerammt. Der gerade emporstrebende Baum wurde im Reigen mit Gesang umtanzt und sollte Symbol des Sinnes und Willens der ganzen Nation sein. Mit den Revolutionsheeren drang er in die linksrheinischen Lande ein und warf gleichsam

Tanz um den Freiheitsbaum. Wir entnehmen diese Abbildung, über deren Vorlage leider nichts zu erfahren war, mit freundlicher Genehmigung des Verlags der bei Benzinger in Zürich erschienenen «Schweizer Geschichte».



Schatten über den Strom. Wie stehts also mit der Bekundung der drei freiheitlich gesinnten Genies des Stifts?

Was die politische Stimmung betrifft, so wurde das Interesse für die französische Revolution im Seminar besonders lebendig erhalten durch die . . . Mömpelgarder; Hegel galt für einen derben Jakobiner und auch Hölderlin war dieser Richtung zugethan . . . Da die Idee eines Freistaates in Frankreich in's Leben getreten war, so glaubte sich eine Jugend, die in den Alten zu Hause war, berechtigt, die Wiederkehr ihrer aus der Vorzeit überkommenen Ideale von der Zukunft zu hoffen; ihre Gesinnung manifestirte sich am deutlichsten im Jahre 1793, wo auf dem Tübinger Marktplatze am Geburtstag der französischen Republik ein Freiheitsbaum errichtet und mit begeisterter Freude umjubelt wurde.

So CHRISTOPH THEODOR SCHWAB, der Sohn GUSTAV SCHWABS, 1846 in der «Hölderlin's sämtlichen Werken» beigegebenen Biographie. Er gibt die Bedeutung des Tages an: der 14. Juli war ja 1789 der Tag des Sturmes auf die Bastille und so der Auftakt der Revolution. Als Ort gilt ihm der Marktplatz (darüber nachher). Teilnehmer nennt er nicht.

Anders zwei Zeugnisse aus ungefähr derselben Zeit.

Das eine, von dem Tübinger Bibliothekar und Historiker KARL KLÜPFEL in seiner «Geschichte . . . der Universität Tübingen» (1849): *Eines Tages wurde auf dem Markt ein Freiheitsbaum errichtet, wir finden um denselben . . . Hegel und . . . Hölderlin . . . als begeisterte Freiheitsfreunde.* KLÜPFEL gibt wie sein Schwager SCHWAB den Marktplatz, aber (1849 aus Vorsicht?) keinen Zeitpunkt an, nennt jedoch zwei der drei Großen. Einiges mag er von seinem betagten Vater, einem Kompromotionalen HÖLDERLINS, und von ihrer Stiftsgeneration erfahren haben. Zwischen deren Angaben und dem Ereignis lag freilich ein halbes Jahrhundert . . .

Das andere, früheste, doch der Quelle nach komplizierte Zeugnis ist von dem blutjungen Philosophen ALBERT SCHWEGLER in seinen «Erinnerungen an Hegel» (1839). Er bezog seine Nachrichten von HEGELS engstem Stiftsfreund, CHR. PH. FR. LEUTWEIN, dem einstigen Primus seiner Promotion, einem später verlumpten Genie. Er bezog sie aus einem gar nicht an ihn selbst gerichteten Brief – und er machte daraus ein fingiertes Gespräch mit dem Alten. SCHWEGLER berichtet:

Da erzählte er mir, daß Hegel der begeistertste Redner der Freiheit und Gleichheit gewesen sei, und daß er, wie damals alle jungen Köpfe, für die Ideen der Revolution geschwärmt habe . . . Eines Morgens, an einem Sonntag, es war ein schöner klarer Frühlingsmorgen, seien Hegel und Schelling mit noch einigen Freunden auf eine Wiese un-

weit Tübingen gezogen und hätten dort einen Freiheitsbaum aufgerichtet.

Die Geschichte steht aber nur in dem fingierten Gespräch; LEUTWEIN kann also nicht wohl der Gewährsmann gewesen sein. Für einen Kenner wie DIETER HENRICH gilt daher der Platz der Feier wie die maßgebliche Beteiligung HEGELS und SCHELLINGS als Erfindung SCHWEGLERS; er vermutet Kontamination einer späteren Affäre (von 1798) mit der Überlieferung von der freiheitlichen Gesinnung der drei Großen². Ist an der Sache doch etwas Wahres dran, so dürfte aus mehreren Gründen der Marktplatz – an sich der klassische Ort studentischer Tumulte, aber doch wohl gepflastert und daher nicht so rasch aufzureißen, zudem an das Wachlokal der Schnurren, der Feinde Nr. 1 der Studenten, grenzend – viel weniger wahrscheinlich sein als eine Wiese vor der Stadt. Als Jahr wäre mit SCHWAB sicher 1793 anzunehmen, als Tag – trotz SCHWEGLERS Angabe: *ein schöner klarer Frühlingsmorgen* – der 14. Juli, ein Sonntag, wie SCHWEGLER berichtet, – der 14. Juli, von dem HÖLDERLIN Anfang des Monats aus zweiter Hand schrieb: *Den Tag ihres Bundesfestes werden die Franzosen an allen Enden und Orten mit hohen Thaten feiern*³. Der Dichter schrieb das kurz vor dem Stichtag, aber kein Wort von einer mit Gesinnungsgenossen geplanten hohen That. (Die Erklärung, er habe das aus Vorsicht verschwiegen, ist nur Ausflucht.) Nun gibt es aber eine Instanz, gegen die Berufung ausgeschlossen ist; ein unverrückbares Zeugnis, wenn auch ein *argumentum ex silentio*. Es sind die Protokolle der Sitzungen des Senats der Universität.⁴ In diesen wurden sehr oft studentische Verstöße, Rempelen, Injurien verhandelt, Kläger, Zeugen – auch HEGEL einmal –, Beklagte verhört, diese je nachdem verwarnt oder mit 6, 12, 24 Stunden Karzer bestraft. In der Sitzung vom 18. Juli 1793 – vier Tage nach dem 14. – wie in den folgenden Sitzungen fällt auch nicht ein Wort über den fraglichen Vorfall. Undenkbar, daß der Senat, unter Vorsitz des Rektors und Stiftsephorus SCHNURRER, nach stillschweigender Vereinbarung über die Sache, die doch Stadt und Universität aufregen mußte, den Mantel völligen Schweigens gebreitet hätte, – etwa um den Herzog nicht schon wieder aufzubringen und «herzusprenge». Die Täter konnten sicher nicht unbekannt bleiben; sie wären, da in flagranti des verfeimten *Democratismus* überführt, empfindlich bestraft worden.

So fällt der Freiheitsbaum auf dem Markt am 14. Juli 1793. Und was HEGEL insbesondere betrifft: Er könnte unmöglich an dem Actus teilgenommen haben. Denn er war da gar nicht in Tübingen. In dem Carenten-Gatter des Stifts von 1793 steht über ihn der

Vermerk: *absens inde à 10. Jul* (vom 10. Juli an abwesend).⁵ Das wird ergänzt durch einen Brief des Ephorus SCHNURRER vom 10. September 1793, worin sich der humane Mann skeptisch über HEGELS Eignung für *das nicht eben zwanglose Leben eines Hofmeisters* äußert und in diesem Zusammenhang schreibt: *Er ist beynahe diesen ganzen Sommer, unter dem Vorwande einer Cur, aus dem Stipendium abwesend.*⁶ Der Ephorus, der dies einem in Amsterdam tätigen Lieblingsschüler namens J. E. H. SCHOLL mitteilte, wußte sehr wohl und schrieb diesem am 10. März 1793: *Unsre junge Leute sind großentheils von dem FreyheitsSchwindel angestekt.*⁷ Aber in keinem seiner Briefe an SCHOLL, dem er so etwas anvertrauen konnte, erwähnt er eine Demonstration der Freiheitsbegeisterung.

Und der Freiheitsbaum auf der Wiese unweit Tübingen? Es gibt ein zweites unverrückbares, allerdings sorgfältiger Analyse bedürftiges Zeugnis, ebenfalls aus dem Jahre 1793. Es ist von Ephorus SCHNURRER. Vom Präsidenten der Vorderösterreichischen Regierung in Freiburg durch eine Anzeige alarmiert, befahl HERZOG KARL EUGEN im August eine interne Untersuchung über *den vorgeblichen Democratismus der Stipendiaten* (die nichts ergab, besonders weil die Kernfrage von den Repetenten und dem Inspektorat des Stifts abgebogen wurde). SCHNURRER war jedoch tief betroffen. In einem Briefe vom 22. August⁸ stellte er dem Herzog, zu dem er loyal, doch keineswegs servil stand,⁹ offen die Vertrauensfrage. Zwar teilte er über die Untersuchung mit: *Das Resultat ist: daß die Repetenten von einer demokratischen Denkungsart . . . Nichts wissen, und sogar das Gegentheil anzunehmen sich getrauen.* Ob dies die Denkungsart vieler Stipendiaten spiegelte, ist zweifelhaft. SCHNURRER fährt aber fort:

Wie konnte ich ruhig bleiben, da ich sehe, daß das Herzogl. Stipendium die öffentliche Meinung gegen sich haben muß? Es ist noch nicht lang, daß es der Irreligiosität beschuldigt wurde. Nun steht es auch unter der Anklage des Demokratismus, sogar der Vertheidigung der Anarchie und – des Königsmords. Vor wenigen Monaten ward mir aus Ulm geschrieben: es werde daselbst allgemein erzählt und geglaubt, daß die Stipendiaten sogar unter meinen Augen den Freiheitsbaum errichtet haben.

Unter seinen Augen: das erklärt der Ephorus offensichtlich als unwahres Gerede. Was besagt aber der übrige Satz: *daß die Stipendiaten . . . den Freiheitsbaum errichtet haben?* Da ist der bestimmte Artikel *den* entscheidend, die Analyse daher umständlich. Er kann besagen: den von Frankreich stammenden, bekannten Freiheitsbaum. Dann gehört auch dieser Teil zu dem unwahren Ulmer Gerede. Der Artikel kann aber auch besagen: den wirklich, wie im Land und

Serenissimo bekannt, errichteten Freiheitsbaum. Dann hätte sich der Vorfall tatsächlich ereignet, nur nicht am 14. Juli, sondern – da der Ephorus den Ulmer Brief schon *vor wenigen Monaten* erhalten hatte – an einem *Frühlingsmorgen*, wie SCHWEGLER sagt. Aber sofort erhebt sich der vorige Einwand: Weder die Senatsprotokolle noch die Stiftsakten enthalten den geringsten Hinweis. So kann die erste Erklärung als triftig gelten.

Allerdings spricht SCHNURRER in seinem Brief an den Herzog vom 5. September offen von *jener Bewegung um Ostern, seit der gänzliche Zufriedenheit und Ruhe in dem Stipendium herrsche.*¹⁰ Er konnte so kurz und offen sprechen, weil der Herzog Bescheid wußte. Die *Bewegung* war durch folgenden Vorfall entstanden: Kurz vor dem 13. Mai, an dem in Gegenwart des Herzogs die lang erwarteten und gefürchteten Neuen Statuten des Stifts feierlich verlesen wurden, war der Stipendiat WETZEL heimlich entwichen, Frankreich zu, als *democrata*, wie er im Personalbuch des Stifts lakonisch genannt wird. Daß gleichzeitig oder kurz hinterher von Gesinnungsgenossen eine Sympathie- oder Protest-Kundgebung gemacht worden sein sollte, ist undenkbar.

So zerrinnt denn alles in nichts? Oder gibt es doch eine Möglichkeit, den wankenden Freiheitsbaum zu stützen?

Ein studentisches «Begängnis» des 14. Juli 1794 ist sicher bezeugt durch einen Abschiedseintrag im Stammbuch von HÖLDERLINS Tübinger Freund CHRISTIAN FRIEDRICH HILLER, der 1793/94 nach dem freien Nordamerika auszuwandern dachte, dann aber doch in der Heimat blieb. Der Eintrag ist von dem Jura-Studenten ERNST MÄRKLIN vom Hohentwiel, der offenbar von revolutionärer Gesinnung besessen war. Er schrieb *im Hornung 1794:*

Saint Just.

Die, die Revolutionen in der Welt machen, die dem Menschen seine Freiheit geben wollen, dürfen nirgends ruhen, – als im Grab. Der edle Saint Just lebe lang!!! Lieber Hiller denke jezuweilen auch noch an den 14. Juli 1793. an dein Gatten-Häuschen, und an –

(Die Striche verweisen auf die Rückseite mit MÄRKLINS Bild.)¹¹

Die Erinnerung ist wie chiffriert. Was tat sich an dem Tage? Eine offene Kundgebung für die Freiheit, nach der man hochgemut, singend, trinkend in HILLERS Gartenhäuschen weitertagte? Oder eine abendliche Feier dort in einem intimen, freiheitlich gesinnten Studenten-Zirkel? Dann wäre Errichtung eines Freiheitsbaumes vor dem Häuschen, abseits der Stadt, als Mittel- und Höhepunkt denkbar: eine Erwägung, durch nichts erweisbar, nur vielleicht ge-

stützt durch die Chiffrierung. Als intime Feier konnte die Sache zunächst geheim bleiben. Über kurz oder lang aber mußte sie doch durchsickern; nur war sie dann «verjährt» und konnte Legendäres ansetzen.

Wer war dabei? Besonders mag man an zwei Stiffler aus der Grafschaft Mömpelgard denken: FALLOT und BERNARD. Beide stehn in HILLERS Stammbuch, FALLOT mit dem Symbolum: *Mort ou Liberté*, BERNARD mit den berühmten Freiheitsversen KLOPSTOCKS: *Freiheit! Freiheit! Silberton dem Ohre, Dem Verstande Licht, Dem Herzen groß Gefühl!*, mit der Unterschrift: *Dein demokratischer Freund* und mit der Devise: *Vive la Liberté et la Constitution française!* Beide bekunden ihre Gesinnung ähnlich, auf französisch, im Stammbuch des Aristokraten LEO VON SECKENDORF, den sie zum Abschied, als er im September 1792 nach Jena ging, als *Freund* betiteln und mit der Mahnung versehen, *de ne plus être aristocrate*. Sie mögen also am ehesten bei der erwogenen Feier in HILLERS Gartenhäuschen dagegewesen sein. HEGEL war, wie erwähnt, vier Tage vorher heimgegangen.

Und HÖLDERLIN? War er dabei? Er hatte in SECKENDORFs Stammbuch über die benachbarten Einträge von ihm selbst und FALLOT geschrieben: *Ewig – verbunden!* Er muß sich im Sommer und Herbst 1792, bald nach Ausbruch des Ersten Koalitionskrieges, worin er die Franzosen als *die Verfechter der menschlichen Rechte* ansah,¹² mit dem Mömpelgardern, mit HILLER und SECKENDORF recht eng verbunden gefühlt haben: verbunden in einem Erneuerungsglauben und -willen, von dem er den Anbruch tieferer und wahrerer Gemeinschaft erhoffte. Es bedeutet etwas, daß er für SECKENDORFs Stammbuch eine Strophe seiner «Hymne an die Menschheit» wählte, des zukunftsgläubigen Ausdrucks einer lebendigen Geistesgemeinschaft.

In Tübingen wurde HÖLDERLINS Maulbronner freundliches Verhältnis zu dem «hospes» HILLER zur Freundschaft mit dem «oppidanus». *An meinen lieben Hiller* ist das Gedicht «Kanton Schweiz» gerichtet, das die Erinnerung an die gemeinsame Wanderung durch das Land der Freiheit im Frühjahr 1791 festhält. Der Dichter redet den Gefährten bedeutsam so an: *Stolzer Freiheit glüheth dein Herz, und kindlicher Einfalt*. Bedeutsamer der Schluß, an dem er nur noch von seiner Empfindung spricht: *Könnst' ich dein vergessen, du Land der göttlichen Freiheit! Froher wär' ich; zu oft befällt die glühende Schaam mich, Und der Kummer, gedenk' ich dein, und der heiligen Kämpfer . . . Doch ich vergesse dich nicht! ich hoff' und harre des Tages, Wo in erfreuende That sich Schaam und Kummer verwandelt*.

Das Abschiedsgedicht «An Hiller» von 1793 ist überströmend herzlich. Der Dichter hebt emphatisch an: *Du lebtest, Freund!*; er wiederholt nachher das eindringliche Wort und zählt, zuerst in negativer Aussage, auf, was das Leben des Freundes zu einem erfüllten gemacht hat: *Wem nie im Kreise freier Jünglinge In süßem Ernst der Freundschaft trunkne Zähre Hinab ins Blut der heil'gen Rebe rann, . . . Der lebte nie . . .* Sodann: *Du lebtest, Freund! es blüht nur wenigen Des Lebens Morgen, wie er dir geblüht; Du fandest Herzen, dir an Einfalt, dir An edlem Stolze gleich; es sproßten dir Viel schöne Blüthen der Geselligkeit . . .*

Der Dichter idealisiert wohl, er weiß jedoch Bescheid um den Umgang des Freundes, der ihm selber *Herzensfreund* ist: den Umgang *im Kreise freier Jünglinge*. Sollte er sich von solchem Kreise ferngehalten haben? Und ist es da nicht denkbar, daß er am 14. Juli 1793 in HILLERS Gartenhäuschen dabei war? Eine Frage ohne Antwort; undenkbar scheint es nicht. Daß der junge HÖLDERLIN in Tübingen den Ideen der Französischen Revolution *zugethan* war, wußte schon CHRISTOPH THEODOR SCHWAB, und daß er hoher Begeisterung auch sinnhaften Ausdruck zu geben fähig war, bezeugt RUDOLF MAGENAU Bericht über die köstliche Exaltation des Freundes bei dem *Gesellschaftchen* mit NEUFFER und MAGENAU, im *Garten des LammWirthes*, nahe dem *Philosophen Brunnen*, der den Freunden zur *kastalischen Quelle* wurde, dort am Neckarhang des Osterberges.¹³

Nochmals sei betont: Bezeugt ist weder HÖLDERLINS Anwesenheit in dem Gartenhäuschen am 14. Juli 1793 noch der Höhepunkt der vermutlichen Feier dort: die Errichtung eines Freiheitsbaumes. Beides ist Erwägung nach bestem Wissen und Gewissen: Hypothese, aber, wie zu hoffen, nicht ganz leichtfertige Hypothese auf sandigem, sofort wegrieselndem Grunde.

Doch muß der Sicherheit halber noch ein besonderer Umstand bedacht und erörtert werden. Am 13. Juli 1793, am Vortag des *Bundesfestes* der Franzosen, wurde der Jakobiner JEAN PAUL MARAT, wie allbekannt, von CHARLOTTE CORDAY erdolcht. Am 14. Juli kann die Nachricht noch nicht in Tübingen gewesen sein. Aber in der zweiten Hälfte des Monats schrieb HÖLDERLIN seinem Bruder:

*Daß Marat, der schändliche Tyrann, ermordet ist, wirst Du nun auch wissen. Die heilige Nemesis wird auch den übrigen Volksschändern zu seiner Zeit den Lohn ihrer niedrigen Ränke und unmenschlichen Entwürfe angedeihen lassen.*¹⁴

MARAT war 1792 Hauptanstifter der September-Morde, 1793 Anführer des Kesseltreibens gegen die gemäßigten Girondisten, die Anfang Juni im Kon-

vent geächtet, Ende Oktober durch Hinrichtung der Mehrzahl ihrer Führer vernichtet wurden. Wenn HÖLDERLIN *den übrigen Volksschändern* die verdiente Vergeltung wünscht, kann er nur die Jakobiner, besonders die vom «Berg» meinen und muß ihr Treiben schon einige Zeit mit Abscheu wahrgenommen haben. Ist das aber nicht ein Einwand gegen seine

hypothetische Teilnahme an der intimen Feier in HILLERS Gartenhäuschen? So mag man fragen. Der Einwand trifft jedoch nicht. Denn HÖLDERLIN fährt in dem Briefe fort:

Brissot dauert mich im Innersten. Der gute Patriot wird nun warscheinlich ein Opfer seiner niedrigen Feinde.

BRISSOT war einer der bedeutendsten Führer der Gi-

GOETHE, Landschaft mit Freiheitsbaum. Aquarellierte Zeichnung 1792 (Mit freundlicher Genehmigung des GOETHE-Museums Düsseldorf)



ronde, – der Gironde, die ebenfalls republikanisch gesinnt war, im Konvent für die Hinrichtung des Königs gestimmt und im Frühjahr den Krieg gegen Österreich und Preußen durchgesetzt hatte. HÖLDERLIN wählt für BRISSOT die Bezeichnung *der gute Patriot*: er übersetzt damit *le bon patriote*, den Ehrennamen für Demokraten und Republikaner. Die in Deutschland damals bei den Gegnern der Republik, heute wieder bei Fürsprechern der Jakobiner beliebte Gleichsetzung der Begriffe Demokrat, Republikaner und Jakobiner ist willkürlich und irrig. Somit schließt der Abscheu des Republikaners HÖLDERLIN gegen die *Volksschänder* und ihre *unmenschlichen Entwürfe* seine frohe Teilnahme an der Veranstaltung in HILLERS Gartenhäuschen nicht aus.

Der jüngste Freiheitsbaum ist mitten in Alt-Tübingen Anfang Juni 1977 anlässlich des eingangs erwähnten *Folk-Liedermacher-Festivals* gepflanzt – nicht errichtet – worden: in einem schattigen Hof der Haagasse, vor der Behausung des Club Voltaire. Ein junges, schlankes, hoffentlich auch im Schatten wuchs- und zukunftswilliges Bäumlein. Auf dem erwähnten «attraktiven» Plakat war nach einem farbigen Aquarell GOETHEs aus dem Jahr der «Campagne in Frankreich», 1792, im Hintergrund eine Hügellandschaft, im Mittelgrund ein Flußtal, im Vordergrund – auf dem Plakat links, bei GOETHE in der Mitte – ein stämmiger, entrindeter, hoher Freiheitsbaum abgebildet (s. das Aquarell).¹⁵ Daran in Übermannshöhe ein Schild mit der Aufschrift:

PASSANS
CETTE TERRE
EST LIBRE

Die Spitze des Baumes ziert eine Jakobiner-Mütze mit Kokarde; aus der Mütze flattern munter zwei lange Wimpel hervor. Bei GOETHE ist nun alles, die ganze Landschaft, reizvoll mehrfarbig getönt; der Rand des Schildes wie die Kokarde und die Wimpel sind getreulich in den Trikolore-Farben gehalten. Auf dem Plakat dagegen ist alles, Hinter-, Mittel-, Vordergrund, bräunlich-gräulich mit geringen Abtönungen – gewiß ein Versagen der Reproduktion –; nur die Trikolore-Farben springen dem Beschauer hell und grell leuchtend ins Auge, als wären sie erst gestern aufgetragen . . .

Die eingangs schon zitierte Inschrift auf dem Plakat ist wahrhaft denk- und merkwürdig. Sie sei daher nochmals angebracht:

Die Studenten Hölderlin, Hegel und Schelling errichteten am 14. Juli 1793 auf einer Wiese bei Tübingen einen FREIHEITSBAUM

und tanzten um ihn herum die Carmagnole.

«Roma locuta, causa finita.» Die Sache ist klar, der

Freiheitsbaum steht, die ganze schwerfällige Untersuchung fällt. Zwei neue, höchst interessante, ja sensationelle Fakten. Erstens: Bisher sah man die drei Großen des Stifts entweder gar nicht oder nur, je nachdem, zu zweien am und um den Baum agieren; jetzt, endlich einmal, alle drei vergattert in revolutionsfreundlicher Aktion und Demonstration. Zweitens: Die dreie – andere Genossen sind in der Inschrift nicht erwähnenswert – um den Baum herum tanzend, und sicher singend, die *Carmagnole* (so benamst nach dem Ort Carmagnola in Piemont und nach dem kurzen Wams, das Arbeiter von dort nach Marseille, Revolutionäre von der Hafenstadt nach Paris einführten). – Ein Tanzlied und ein wildes, nicht unwitziges, blutrünstiges Revolutionslied, entstanden 1792 nach der Gefangensetzung des Königspaares, voller Hohn und Spott auf dieses, bald ungeheuer populär, in der Terror-Zeit ein Gasenhauer, der den zum Tode Verurteilten auf ihren Karren das letzte Geleit zur Guillotine gab oder um sie herum getanzt wurde; von BONAPARTE als Erstem Konsul verboten. Elf oder dreizehn Strophen, mit dem Kehrreim:

*Dansons la carmagnole,
Vive le son, vive le son,
Dansons la carmagnole,
Vive le son du canon!*¹⁶

Dieses Lied also – nennen wir's Kanonenlied – haben die drei genialen Stiftsfreunde (aber HEGEL fehlte ja, wie erwähnt; da waren's nur noch zwei), die damals schon dabei waren, die Theologie zu überholen, die Philosophie entscheidend voranzutreiben, gesungen und getanzt . . .

Legenden haben zähes Leben, mehr als das: sie haben Keim- und Sproßkraft . . .

Anmerkungen

1 Nach «Larousse du XX^e siècle» Bd. 1 (Paris 1928), S. 307, und «Brockhaus Enzyklopädie» Bd. 6, Art. «Freiheitsbaum». – 2 DIETER HENRICH, Leutwein über Hegel. Ein Dokument zu Hegels Biographie. Hegel-Studien Bd. 3, 1965, S. 57–61. – 3 HÖLDERLIN, Gr. Stuttg. Ausg. (im Folgenden nur nach den Bänden) Bd. 6: Briefe, Nr. 58 Z. 1–3. – 4 Tübingen, Universitätsarchiv; 412: Senatsprotokolle 1788–1793. – 5 FRIEDHELM NICOLIN (Hrsg.), Briefe von und an Hegel, Bd. IV T. 1: Dokumente und Materialien zur Biographie, Hamburg (1977), S. 44, Nr. 38 b. – 6 Bd. 7, 1: Dokumente, Nr. 113 Z. 6 f. – 7 Ebd. Nr. 95 Z. 8 f. – 8 Ebd. Nr. 102 d. – 9 Dies nachdrücklich gegen PETER WEISS' Stück «Hölderlin», der den Ephorus auf Befehl des Herzogs im Stift zum Prügelknecht an dem gar nicht zum Stift gehörenden ISAAK VON SINCLAIR macht. – 10 S. Anm. 6: Nr. 102 f. Z. 19–21. – 11 Zum Folgenden s. Bd. 7, 1: Dokumente, Nr. 90; ausführlicher Hölderlin-Jb. 1947, S. 37–46. – 12 Bd. 6: Briefe, Nr. 51 Z. 20–23. – 13 Bd. 7, 1: Dokumente, Nr. 59 Z. 70–86. – 14 Bd. 6: Briefe, Nr. 61. – 15 Wiedergabe dank freundl. Genehmigung des Goethe-Museums in Düsseldorf. – 16 S. die ausführliche Darlegung, auch über Varianten und späteres Fortleben des Liedes, in «La grande Encyclopédie», T. IX, 448 f.

Hermann Essig – ein schwäbischer Ahnherr des Expressionismus

Eugen Lutz

Am Sonntag, dem 23. September 1923, fand im Staatlichen Schauspielhaus zu Berlin eine Uraufführung statt, die – nach übereinstimmenden Aussagen der Kritiker von damals und der Theaterwissenschaft von heute – zu einem denkwürdigen Ereignis wurde. *Dieser Mittag der «Jungen Bühne» war historisch – im Doppelsinn, schrieb ALFRED KERR im «Berliner Tageblatt» vom 25. September 1923. Nach hinten gesehen: weil ein geschichtlicher verstorbener Ahnherr des Expressionismus erschien. Nach vorn gesehen: weil Jeßners Darstellung in der Bühnengeschichte bleiben wird.* Ein anderer Kritiker, HERBERT IHERING, erklärt: *Es war Jeßners Gipfel.*

Das Stück hieß «Überteufel». Sein Verfasser war HERMANN ESSIG.

LEOPOLD JESSNER, von 1919 bis 1930 Intendant am Staatlichen Schauspielhaus Berlin, war ein begnadeter Regisseur, und er hat u. a. eine Schauspielergeneration herangezogen, deren Namen bis heute unvergessen geblieben sind: FRITZ KORTNER, WALTER FRANK, BERNHARD MINETTI, AGNES STRAUB und GERDA MÜLLER. Gerade AGNES STRAUB und GERDA MÜLLER haben in der JESSNERSchen Inszenierung des «Überteufel» durch ihren schauspielerischen Einsatz das Stück des Ahnherrn HERMANN ESSIG, der aus Schwaben nach Berlin gekommen war, zu einer nachhaltigen Tragödienwirkung geführt. Rückblickend sagte GÜNTHER RÜHLE 1966 in einem Vortrag: *Mit der Regie zum «Überteufel» gelang ihm (Jeßner) noch einmal der dramatische Exzeß, die Entfesselung zweier Frauen. Es war ein Triumph, der ein Abschluß der Regie der gesteigerten Expression war.*«

MONTY JAKOBS schreibt in der «Vossischen Zeitung» (25. 9. 1923) von drei hinreißenden Stunden, und er nennt als Dichter den armen schwäbischen Teufel Hermann Essig, der über eine große Mappe unaufgeführter Dramen verfügt habe.

ESSIGs Selbstbiographie aus dem Jahre 1918, hier leicht gekürzt wiedergegeben, mag über sein Leben und den Inhalt der großen Mappe Auskunft geben und eventuell auch den Eindruck von einem armen Teufel vermitteln.

Geboren bin ich am 28. August 1878 in Truchtelfingen (heute Stadtteil von Albstadt) auf der Schwäbischen Alb. Mein Vater war dort Pfarrer. Seiner Kinder wegen wechselte mein Vater die Pfarrei zweimal (Weiler bei Schorndorf, Willsbach bei Weinsberg). Als ich in die Lateinschule nach Weinsberg kam, war mir das Lernen unter anderen (der Vater hatte ihm selbst Unterricht erteilt) so seltsam, daß nichts Ersprießliches resultierte.

Leider wurde ich bald nach Heilbronn a. N. umgeschult, um die Einjährig-Freiwilligen-Prüfung im Gymnasium zu machen. Nach der Prüfung wurde ich von meinem Vater, der an mir die Begabung zur Mathematik aufs höchste schätzte, in die Oberrealschule gemeldet. In jener Anstalt erlangte ich die Reife. Da ich den Ingenieurberuf ergreifen sollte, mußte ich in Heidenheim a. d. Brenz ein Jahr praktisch in der Maschinenfabrik arbeiten. Als kräftiger, lebensfroher Jüngling bezog ich die Technische Hochschule zu Stuttgart. Da ich das mathematische Vorexamen leicht bezwang, so schätzte ich das ganze Maschinenwesen nicht sehr hoch. Trotz allem gelang es mir, die für das Staatsexamen nötigen Vorbedingungen zu erfüllen und konnte mich bei der Prüfungskommission melden. Da brach noch vorher das Verhängnis jäh über mich herein. – Am 25. Februar 1902, gerade am Geburtstag des Königs, ergriff mich ein heftiger Schüttelfrost, mein Kopf glühte im Fieber.

Eine schwere nasse Brustfellentzündung hielt ihn über 7 Monate im Bett, immer zwischen Leben und Tod schwebend. In Davos suchte er Erholung von der schweren Krankheit. Dort lernte ESSIG im Umgang mit Leidensgenossen religiöse Dichtung, zumeist Lieder, und dramatische Stücke kennen. Erste lyrische Versuche stammen aus dieser Zeit: *Ich wurde wieder gesund und war geboren zum Dichter. Zurückgekehrt nach Weinsberg griff er nach einem historischen Stoff und sah in Napoleon meinen Helden.* Seine Bemühungen, nach so vielen Monaten der Krankheit die Prüfung als Ingenieur doch noch zu bestehen, mißlang. Da bot ihm ein Studienfreund eine Stellung in Berlin an. *Es lockte mich hauptsächlich, dort Theater zu finden, wo ich mich außerhalb meines Berufes unterrichten konnte. Aber Berlin enttäuschte ihn: Ich war unglücklich als Ingenieur, war unglücklich als Mensch, enttäuscht, für meine Muse keinen Boden zu finden.*

Eine entscheidende Wende bekam sein Leben durch seinen Einzug als Untermieter bei der Witwe ANNA des Schriftstellers («Kater Lampe») und SPD-Reichstagsabgeordneten ROSENOW. Die Selbstbiographie des Dichters macht dies sehr deutlich: *Wir fühlten gleiche Verlassenheit und diese wurde der Grund, daß wir uns näher kamen, obgleich meine ganze Weltanschauung der ihrigen diametral gegenüber lag. Tausend fertige Verse meines Dramas «Napoleons Aufstieg» und einige hundert Mark gaben den Grundstock zu der mitgiftlosen Ehe. Im Jahr 1905 fand die standesamtliche Trauung statt. Die erhoffte Beachtung meines unter Mühsal und Not geborenen Schauspiels blieb aus. Es überkam mich*

eine große Unruhe; ich erkannte, daß ich einen Stoff wählen mußte, der dem fertigen Werke Beachtung sicherte. Plötzlich wußte ich, daß ich in die Weltstadt selbst hineingreifen müsse, in den Schmutz widerlicher Sitten, die sich dem Provinzialen aufdrängten. Ich schrieb die Tragödie «Überteufel» und gab sie unter dem Pseudonym «Hermann der Cherusker» her. Der erste Lektor lachte über dieses Pseudonym, was mich verletzte, denn ich dachte von meiner dramatischen Mission sehr hoch. Man suchte zu dem Autor des «Überteufel» sofort eine Parallele, und glaubte sie in Wedekind zu haben. Ich war darüber sehr entrüstet, denn ich wußte nichts von Wedekind.

Kein Verlag und keine Bühne nahm sich des Werkes an. Erst 1923, fünf Jahre nach dem Tod des Autors, erfolgte die anfangs erwähnte Uraufführung des «Überteufel». Allein die knappe Inhaltsbeschreibung des Kritikers MONTY JAKOBS zeigt, wie sehr das Stück WEDEKIND, ja STRINDBERG nahe steht: *Eine liebe Familienmutter steht vorne an der Rampe. Dieses Herzblättchen verrät ihren Mann, stößt ihre Tochter zu den Dirnen, hetzt den Liebhaber zum Selbstmord, den Sohn zum Vatemord, neigt sich in erotischer Unersättlichkeit Männern und Frauen zu, um am Schlusse, wenn ringsum die Sterbenden purzeln, einen Triumph der Hölle zu feiern. Auf ein bißchen Blutschande, Giftmord, Tribadie kommt es nicht an. Denn das Chaos ist in Essigs Tragik Selbstzweck. Aus seinem Krater speit es eine Menschengruppe, ineinander verkrallt, nach der anderen aus, und weil es sich vom Gesetz der Form befreit, so huscht alles nur an den Sinnen vorbei wie ein Spuk auf der Grenzscheide des Wahns, haarscharf an der Komik vorbei. Und weiter heißt es in der Kritik von JAKOBS in der «Vossischen Zeitung»: Es kann schließlich nicht bloß an der szenischen Meisterleistung gelegen haben, wenn das Schicksal der unfreiwilligen Komik den «Überteufeln» erspart blieb. Diesem unseligen Hermann Essig gab nun einmal kein Gott zu sagen, wie er leide. Aber er litt, und sein Leid erschüttert als Klang, wenn es auch nicht zur Form wird. Der Künstler Essig ist nämlich von dem deutschen Schicksal heimgesucht, daß ihm nicht die Vision, aber die Faust fehlt, um die Vision zu bändigen. An inneren Gesichtern überreich, erstickt sein Werk an der Fülle, deren es nicht Herr wird.*

ESSIG, dies wird an dieser Tragödie sichtbar, ist ein Autodidakt: Es kennzeichnet überhaupt mein dramatisches Schaffen, daß es vollständig voraussetzungslos einsetzte. Ich lebte mit einigen Spezialklassikern, die ich innerlich besaß, vor allem mit Shakespeare, dessen Richard III. mich besonders fesselte. Diese Quelle ESSIGS entdeckte auch der Kritiker KERR. Er schreibt in seiner Rezension (1923) zum «Überteufel»: *Also Leichen in Fülle; wie vormals bei Shakespeare; und heute bei Sekundanern. Ist das ein Rückfall ins Frühstufige? – Nein: ein Symbol . . . Denn Shakespeare mordet arglos, weil seine*

*Gäste es verlangen. Essig mordet absichtsvoll: damit ein Gleichnis für die Greuel der Welt herauskommt. – Man darf somit sagen: Essig gibt kein Abbild – sondern ein Sinnbild. Er gibt kein Ebenbild – sondern ein Merkbild. ESSIG war ein Moralist, ein religiöser Mensch pietistischer Prägung. Er dachte von seiner dramatischen Mission sehr hoch, und er haßte, wie er immer wieder betont, das wüste Leben. Er blieb auch in seinen weiteren Werken diesen Prinzipien treu, denn: Mit dieser Tragödie hatte ich meine Schwingen frei gemacht, und es entstanden zwei weitere Tragödien, «Ihr stilles Glück» und «Mariä Heimsuchung». Für den Verlag Cassirer nahm der Verlagslektor HOLITSCHER das Stück «Mariä Heimsuchung» an. Er berichtet: *Essig hatte bereits eine Reihe skurriler Tragödien und Komödien verfaßt. Heimann erklärte: für (den Verlag) Fischer sei Essig noch zu unreif, aber für den Verlag Cassirer bereits «genügend meschugge». Da Essig mir auch ein verspäteter Nachfahr der Lenz, Büchner und Grabbe zu sein schien, paßte er ja vortrefflich in den jungen Verlag. Ich nahm sein Bühnenstück an, um mit ihm die Reihe zu beginnen. Es war ein Stück, das sich «Mariä Heimsuchung» benannte. Der Titel hatte gar keine Beziehung zum Inhalt des Stückes. Essig erklärte, daß er das Stück an dem Kalendarstage Mariä Heimsuchung beendet habe, darum heiße das Stück «Mariä Heimsuchung».**

ESSIG atmete auf: *Das (die Annahme der beiden Werke) wirkte einigermaßen versöhnend. Meine Zuversicht hob sich, es wuchs mir Freude und eine Familie. – Stück um Stück floß nun aus seiner Feder, sein Ehrgeiz, die Bühne zu erobern, war grenzenlos. Denn – so schreibt MATTHÄUS GERSTER (Stuttgart) im Jahre 1919 in der «Schwäbischen Scholle» – ESSIG war ein von naïvem Schaffensdrang Besessener, den die Fülle der Gesichte zu immer neuer Schöpfung trieb. Eine wimmelnde, wunderliche Welt entsprang diesem schwäbischen Grüblerkopf.*

GERSTER hat das dichterische Schaffen ESSIGS sehr genau und wohlwollend verfolgt und in seinem Beitrag in der «Scholle» knappe Inhaltsangaben von dessen sämtlichen Werken gegeben: *Mit «Napoleons Aufstieg» machte er den Sprung vom Techniker zum Dramatiker und stieg in «Mariä Heimsuchung», einem wirren, wilden, furchtbar freud- und lieblosen Stück zu den trübsten Quellen des Naturalismus hinab. Dann besann er sich in den «Weibern von Weinsberg» auf die schwäbische Heimat und gab der treuherzigen Sage eine wunderbar groteske Wendung, in dem er ein altes männersüchtiges Jüngferchen durch einen Hexensabbat von Geilheit und Feigheit jagte, um sie ihrer Jungfernschaft ledig werden zu lassen. Der Heimatboden nährte seine nächsten Werke. «Die Glückskuh» verdankt Truchtelfinger Erinnerungen ihre Entstehung. Hohenstaufenerinnerungen leiten ihn zu Friedrich II. und seinem Kanzler Pe-*

trus von Vinea und zeugen «Furchtlos und treu». Dann lockt ihn Schwabens zweite berühmte Weibertat, Schorn dorfs Verteidigung durch die Künkelin gegen Melac. Mit krauser Symbolik und allerlei Firlefanz behängt er im «Frauenmut» die wackere Tat und tappt einen witzigen Einfall zu anstößiger Breite aus. Auch in «Des Kaisers Soldaten» hält er Einkehr in seinem Kinderland Weiler bei Schorndorf. Liebe und Rekrutenzeit werden lebendig, Heerespflicht und Selbstverstümmelung bilden den dramatischen Konflikt. Den Stoff zu «Der Held vom Walde» holt sich Essig aus dem benachbarten badischen Schwarzwald, dem Hotzenwald und seiner Geschichte von den Salpeterern. Vorübergehend sucht er in den trüben Wirbeln der Großstadt nach tragischen Schicksalen. Er schreibt das gequälte und qualvolle Drama «Ihr stilles Glück», in dem ein armes, unerfahrenes Mädchen von nachbarlicher Gemeinheit und studentischer Niedertracht zu Tode gehetzt wird, häuft in der Tragödie «Überteufel» Blutschande, Buhlerei, Ehebruch und Mord, versucht im «Taubenschlag» ein «Lustspiel aus dem Leben einer Dienstherrschaft». Dann kehrt Essig im «Schweinepriester», dessen Inhalt viel harmloser als der Titel ist, zu seinen ländlichen Gestalten zurück und stellt einen Pfarrer in tragikomischen Konflikt zwischen Züchterehreiz und Amtspflicht, spinnt ein ähnliches Thema weiter in «Pharaos Traum», auch «Pastor Rindfleisch» benamst, dem die unverständliche Zensur den Titel «Kuhhandel» und statt des Pastors einen Lehrer aufzwang.

Die Zensur hat sich mit ESSIGS Werken immer wieder beschäftigt, so auch 1914, kurz nach Kriegsausbruch, als REINHARDT das Stück «Des Kaisers Soldaten» auf die Bühne brachte. Es wurde von dem Reichstagsabgeordneten WERNER der Zensur ausgeliefert.

Mit seinem Verleger CASSIRER uneins geworden und in dem Irrglauben, daß Verlagswerke kaum den Weg zur Bühne finden würden, erschienen seine Stücke teilweise im Selbstverlag. Zudem erhielt er von keinem Verlage Honorare, die er doch für seine Familie (drei Töchter und ein Sohn) so notwendig zum Leben brauchte.

Ein Lichtblick in seinem so notvollen Leben war die Verleihung des Kleistpreises im Jahre 1913. Zusammen mit OSKAR LOERKE war er der erste Preisträger dieses 1912 ins Leben gerufenen Literaturpreises, der später an namhafte junge Dichter, wie z. B. BERT BRECHT, CARL ZUCKMAYER verliehen wurde.

Der 1. Weltkrieg begann, und ESSIG meldete sich sofort freiwillig, obwohl er ja gar nicht mehr voll tauglich war. Er übergab die Werke, die er selbst verlegt hatte, dem Verlag «Der Sturm». Damit kam er in enge Verbindung mit den Expressionisten, ohne eigentlich genau zu wissen, in welche Kreise von Kunst und Literatur er hier eingetreten war. Erst ei-

nige Jahre später sah er hinter die Kulissen dieses «Kunstbetriebs». Der erste und einzige Roman «Taifun» (1919 nach seinem Tode erschienen) macht dies deutlich. *Beißende Ironie, witzigste Karikatur, bissigste Lebendigkeit finden Sie in dem posthumen Roman Hermann Essigs, der gewisse exzentrische Kunstströmungen in das grelle Licht amüsanter Satire rückt. «Taifun» heißt zwar das Buch – aber warum wollen wir es nicht – den Sturm – heißen?* (Buchbesprechung in den «Hamburger Nachrichten», 1919)

Im Jahre 1914 erhielt er noch einmal den Kleistpreis, der seiner zurückgelassenen Familie sehr zugute kam. Bis zum 31. März 1917 war er als Offiziersstellvertreter im Felde, wurde auf ein Jahr beurlaubt, und dann erlebte er die große Überraschung, daß nicht weniger als sechs verschiedene Werke gleichzeitig zur Annahme gelangten.

Im Juni 1918 brachte OTTO FALCKENBERG an den Münchner Kammerspielen die «Glückskuh» zur Aufführung. Auf der Fahrt dorthin zu den Proben zog sich ESSIG eine starke Erkältung zu. Mit einer schweren Lungenentzündung wurde er in das Lazarett Berlin-Lichterfelde eingeliefert. HERMANN ESSIGS Tochter ANNELIESE WURM berichtet in einem Brief vom 28. Mai 1975 über ihre Eindrücke von den letzten Stunden des sterbenden Vaters: *Nach 7 Tagen wurden wir Kinder aus der Schule gerufen, um vom Vater Abschied zu nehmen. Ich erinnere mich noch genau an meine Gefühle von damals. Er glühte über und über, ein heißer Hauch kam aus seinem Mund und ich als gesundes Kind trat einen Schritt zurück, weil mir das unheimlich vorkam. Wir gingen nach Hause und die Mutter blieb. Es war der 20. Juni und mein Vater starb genau zur Sommer-sonnenwende bei vollem Bewußtsein und ein paar Sekunden, nachdem die Glocke 12 geschlagen hatte, also am 21. 6. 1918. Es wurde eine riesige Beerdigung, mit vielen Ansprachen und es regnete in Strömen. Ich aber war erst 10 Jahre alt und hatte nicht begriffen, daß mein Vater tot war.*

ESSIGS Frau ANNA, die an seinem Sterbebett zusammen mit seinem Bruder, dem Kunstmaler GUSTAV ESSIG, Krankenwache hielt, teilte in den «Sozialistischen Monatsheften» 51. Bd. 1918 den letzten Satz mit, den der Dichter geschrieben hat: *Ich will allmählich etwas erreichen.* Und zu seinem Bruder gewendet soll er abends gegen 10 Uhr gesagt haben: *Hermann Essig ist ein bedeutender Mensch.* Das sind Worte und Sätze eines Sterbenden, sie lassen aber einen ungebrochenen Willen erkennen, als Dichter, als Träger einer missionarischen Gesinnung (PINTHUS 1919), in seinen Werken weiterleben zu wollen. Auch hierin zeigt sich eine Vorstufe, zeigt sich ESSIG als «Ahnherr» des Expressionismus: RUDOLF KRAUSS hat in seinem Nekrolog auf HERMANN ESSIG

(1922) darauf hingewiesen: *Essig ist ein Individualist schlechtweg; keine Clique darf ihn mit Recht für sich in Anspruch nehmen. Er steht zwischen dem Wirklichkeitsfanatismus der Naturalisten und der symbolistischen Richtung des Expressionismus. In seinen historischen Stücken wetteifert er – wenn auch auf ungleich derbere Weise – mit Bernhard Shaw in der Bemühung, Helden ihres Nimbus zu entkleiden. Er liebt ähnliche tolle Sprünge wie Wedekind, und auch Parallelen mit Karl Sternheim lassen sich erschnüffeln.*

Auch seine nachgelassenen Werke, der Roman «Tai-fun», das Lustspiel «Kätzi», das Trauerspiel «Mira» und das Lustspiel «Im Rettichland» konnten zu keiner eindeutigen Einordnung in eine der Schachteln der Literaturgeschichte und der Stilgeschichte führen, obwohl sich seine Witwe eifrig bemühte, in den zwanziger Jahren Neuaufführungen zu Wege zu bringen. «Die Glückskuh», «Der Schweinepriester», «Des Kaisers Soldaten» und, wie wir eingangs erwähnten, «Überteufel» wurden bis 1933 gelegentlich auf deutschen Bühnen gespielt, ein durchschlagender Erfolg ist allen Stücken nie beschieden gewesen; trotz der energischen Aufforderung von «Frau Hermann Essig» in einer Anlage zu dem Lustspiel «Kätzi»: *Spielt die Werke Hermann Essigs! Gebt ihnen das Heimatrecht, dann braucht es keiner Sammlung für die vier unversorgten Kinder des Dichters.*

Und so ist es nicht weiter verwunderlich, wenn die heutigen Kritiker z. B. die der Stuttgarter Aufführung der «Glückskuh» (1975), kein Verhältnis zum Stück und zu der Dichterpersönlichkeit finden. Ja, sie geben unumwunden zu, in *Unkenntnis von Essigs gesamten Werk* zu sein. Die Aufführung selbst pendelt zwischen Lustspiel und schwäbischem Schwank hin und her, der Versuch satirisch zu spielen wird nicht gewagt. Man bringt als «Knüller» eine echte Kuh auf die Bühne, verteilt Most an die Zuschauer und vergißt über der «Gaudi» den Moralisten ESSIG, der auf Mißstände auch beim *gemeinen Volke* hinweisen wollte. Diesen wichtigen, und vom Dichter beabsichtigten Kern aus den Stücken herauszuarbeiten, gelang bisher wohl nur einem Regisseur: LEOPOLD JESSNER hat einen Weg gezeigt, wie man ESSIGs Dramen spielen kann. Gerade heute sollte man sich daran erinnern, in einer Zeit, in der die «Goldenen zwanziger Jahre» so stark in Erinnerung gerufen werden durch Ausstellungen und Aufführungen von expressionistischen Werken. MONTY JAKOBS beschreibt den Stil der Aufführung von 1923: *Spuk, das war das Stichwort für Leopold Jessner, den Spielleiter. Seit langer Zeit hat er nicht so glücklich zugegriffen, wie in dieser Leistung voll unerhörter Eindringlichkeit. Ein Alldruck, ein Fiebertraum, so jagen, ohne Pause, die Bilder des Grauens vorüber, in einem*

Tempo, das die Aufmerksamkeit beim ersten Wort einfängt, um sie nicht wieder freizugeben. Die Hochzeit des weiblichen Überteufels ist der Gipfelpunkt.

THEODOR DAUBLER hat diesen tempogeladenen Stil als Vorbedingung für den Expressionismus begründet: *Der Volksmund sagt: Wenn einer gehängt wird, so erlebt er im letzten Augenblick sein ganzes Leben nochmals. Das kann nur Expressionismus sein! Schnelligkeit, Simultanität, höchste Anspannung um die Ineinandergehörigkeiten des Geschauten sind Vorbedingungen für den Stil.*

HERMANN ESSIGs Lebensweg ist gezeichnet von Rückschlägen, aber auch von dem starken Willen eines Autodidakten, der von seiner *dramatischen Mission sehr hoch* dachte und der *etwas erreichen* wollte: Zunächst als Techniker, der aber wegen seiner langen schweren Krankheit das Staatsexamen nicht schaffte; dann als Dichter, als Dramatiker, dem aber der große Durchbruch, zumindest auf der Bühne, versagt blieb, und dann nicht zuletzt als Soldat im 1. Weltkrieg, der es (wegen den Folgen seiner Krankheit) nicht über den Offiziersaspiranten hinaus zum Leutnant gebracht hat, obwohl er in seiner Jugend den Wunsch hegte, *Offizier werden zu dürfen*. Mit nicht ganz 40 Jahren beendete der Tod dieses engagierte, mühevollen Leben.

ESSIGs Selbstbiographie (1918) ist erfüllt von Klagen über die Widrigkeiten des Lebens. Bei seiner Mentalität mußten ihn diese Widrigkeiten doppelt treffen und belasten: *Als Mensch war er von rührender Unerfahrenheit, der mit erstaunter Verwunderung erfuhr, daß fremde Augen anders sahen als die eigenen. Keinen Augenblick fiel es ihm ein, daß die Zensur an irgend einem seiner Stücke, mochten sie noch so gewagt sein, Anstoß nehmen würde, und er war jedesmal aufs neue überrascht, Schwierigkeiten zu finden, wo er keine sah.* So charakterisiert ihn MATTHÄUS GERSTER. Und ESSIGs Zeitgenosse FRIEDRICH EGE schrieb 1933 in der Zeitschrift «Württemberg»: *So herrschte in des Dichters Herzen der Zwiespalt ganz besonders stark: das freie, großzügige Leben, der stürmische Kampf gegen das Unfreie, gegen alles Ungesunde und Unnatürliche, ein Mensch, der den spießigen Bürger in all seiner Kleinheit, Unwahrhaftigkeit und Eitelkeit geißelt, der mit größter Offenheit die Dinge beim Namen nennt und seinen beißenden Spott darüber ausgießt – dieser Mensch ist auf der anderen Seite so zartfühlend, so rührend naiv, ein unverbildetes Naturkind, ein Mensch mit einem sonnigen Herzen und von einer durch und durch religiösen Liebe erfüllt, der geborene Hausvater, dem seine Kinder alles sind, der in der Familie aufgeht und sich kein größeres Glück denken kann. – Ein tiefer sittlicher Ernst, die innere Verantwortung und der ausgeprägte Drang zur strengsten Selbstzucht begleiten sein Leben und Schaffen.*

Von einem *Pechvogel* spricht HERBERT IHERING (Berliner Börsen-Courier) 1918 in seinem Nachruf: *Hermann Essig war eine Gestalt, wie sie nur in Deutschland möglich ist. Seine Visionen folgten ihm wie Unglücksfälle. Und da er das Pech hatte, mit den Augen des Dichters die Welt zu sehen, ohne dieser Welt Herr zu werden, konnte er sich nirgends einordnen. In keiner Welt heimisch, war er zu ewiger Halbheit verdammt. Während er an einem Werke schrieb, sah ihm das nächste schon über die Schulter. Wie er mit sehnsüchtigem Blick dem zweiten nacheilte, um es festzuhalten, zerrann ihm das erste unter den Fingern. Die deutsche Literatur wäre ärmer, wenn sie ihre Schlemihle nicht hätte. Als ein Pechvogel seiner Begabung wird Essig in sie eingehen.*

Und so bleibt, 60 Jahre nach seinem Tode, die Frage offen, ob wir heute in HERMANN ESSIG einen armen schwäbischen Teufel, einen Pechvogel, einen Ahnherrn des Expressionismus oder gar einen bedeutenden Men-

schen sehen sollten. Durch eine intensive Beschäftigung mit den Werken des Dichters könnte vielleicht ein klareres Urteil über HERMANN ESSIG gefunden werden. Ein Urteil, das seinem Werk gewiß mehr Gerechtigkeit erweisen und ihm den angemessenen Rang zubilligen würde.

Anmerkungen

Eine Zusammenstellung der Werke von HERMANN ESSIG gibt RUDOLF KRAUSS in: *Württembergischer Nekrolog für die Jahre 1918 und 1919*, herausgeb. von WELLER und ERNST (S. 42 ff.), Stuttgart 1922.

Neuaufgabe einiger Bühnenwerke durch den Verlag der Autoren Frankfurt a. M.

Wiederaufführung «Die Glückskuh» am 6. März 1975 im Kammertheater der Württembergischen Staatstheater Stuttgart; in Vorbereitung beim Landestheater Tübingen. – «Der Schweinepriester» wurde am 22. 1. 1977 in Freiburg erneut aufgeführt, «Die Weiber von Weinsberg» Mitte Mai 1977 im Stadttheater Pforzheim.

Bauliche Eigenarten der Zisterzienser

Vor nunmehr 800 Jahren, am 14. Mai 1178, erhielt die Klosterkirche des bereits 1147 gegründeten Zisterzienserklosters Maulbronn ihre Weihe. Was für die mittelalterlichen Benediktinerklöster die Komburg ist, das bedeutet Maulbronn für die Zisterzienserklöster: beide sind höchst eindrucksvolle Repräsentanten eines bedeutenden Zeitalters der württembergischen und deutschen Geschichte.

Die Vorstellungen, die man im allgemeinen mit dem Begriff einer mittelalterlichen Klosteranlage verbindet, treten wohl nirgends einprägsamer in Erscheinung als bei einem Zisterzienserkloster: Ruhe und einsame Lage, idyllische Landschaft und eine heile Welt im Segen stiller Arbeit und Zurückgezogenheit. Diese Vorstellung kommt nicht von ungefähr, denn genau das waren die Ziele des Reformordens der Benediktiner, den ROBERT VON MOLESME 1098 im burgundischen Cistercium gründete. Dann, im Jahre 1112 erhielt Citeaux (= Cistercium), das die im Mittelalter sehr eigenschöpferische deutsche Sprache «Zittel» nannte, Zuzug von dreißig jungen Adligen unter der Führung des damals 21 Jahre alten Grafen BERNHARD VON CHATILLON, des späteren Abtes des von ihm selbst gegründeten Clairvaux, der nach fast vierzigjähriger höchst vielseitiger und bedeutender Tätigkeit 1153 starb und schon 20 Jahre später von Papst ALEXANDER III heiliggesprochen

Eberhard Hause

wurde. Von ihm, dem «ungekrönte Fürsten Europas», ging jene großartige Bewegung aus, die im 12. und 13. Jahrhundert auf der Basis des Mutterklosters Citeaux und seiner vier primären Filiationen La Ferté (gegr. 1113), Pontigny (gegr. 1114), Clairvaux (gegr. 1115) und Morimond (gegr. 1115) an die zweitausend Klostergründungen über ganz Europa von Portugal bis zum Baltikum stiftete. Für Deutschland war Morimond deshalb von besonderer Bedeutung, weil es stark mit Deutschen besetzt war und daher fast alle deutschen Klöster der Zisterzienser bis in den Fernen Osten von dieser Filiation abstammen. So war der erste Abt dieses den Vogesen zunächst gelegenen Klosters ein ARNULF VON SCHWARZENBERG und des weiteren der als Historiker des Mittelalters bedeutende Bischof OTTO VON FREISING, der seit 1138 Morimond vorstand und dort 1158 starb. Es gibt nur noch wenige Zisterzienserklöster, die mit Ordensbrüdern besetzt sind – und die liegen zumeist im deutschen Sprachgebiet: Himmerod, Marienstatt, Stams, Zwettl, Heiligenkreuz, Lilienfeld, Wilhering, Rein, Mehrerau.

Die Zisterzienser siedelten in abgelegenen unwirtlichen Gegenden, um sie urbar zu machen und zu kultivieren; sie wirkten vorbildlich in Landwirtschaft und Viehzucht. Sie schufen einen neuen Kirchentyp mit gerade schließendem Chorraum und

sterzienser, indem sie die Arbeit wieder anhoben im Sinne eines guten Ausgleichs von Gebet und Arbeit. Sie gingen daran, ihre Felder selbst zu bestellen, zu ernten, zu mahlen und zu backen.

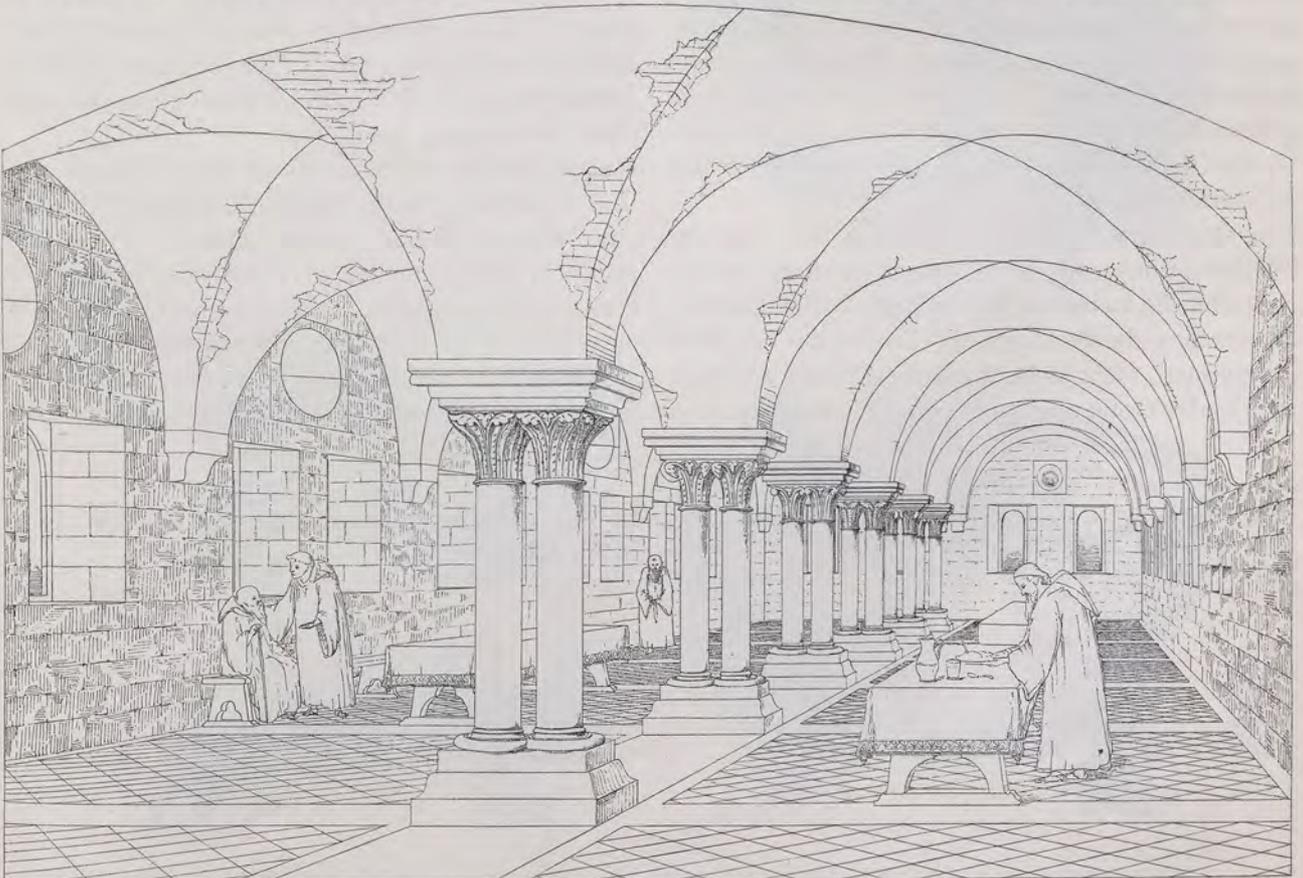
Zum Mahlen aber braucht man Wasser: ein wichtiger Grund, sich in Tälern anzusiedeln, an Bächen mit ausreichendem Gefälle und Wasserangebot für das Betreiben von Mühlen und Fischteichen. Jedes Zisterzienserkloster hat eine Wassermühle und mehrere Fischteiche. (Außerdem baute man feste Latrinengebäude über dem Bachlauf, die also mit Wasserspülung arbeiteten.)

Wegen der Hochwassergefahr einerseits, die auch bei scheinbar harmlosen Bächen besteht, und andererseits wegen des hohen Grundwasserstandes zumal in der Nähe von Flußläufen ergab sich der Verzicht auf Kellerräume und Krypten. Zisterzienserklöster haben keine Kellergeschosse, sondern nur ebenerdige, leicht versenkte Lagerräume, wie die Örtlichkeit es eben zuließ. Das Abgehen von Krypten lag ohnehin im Zuge der liturgischen Entwicklung dieser Zeit. Schon die Kluniazenser bauten sie nicht mehr – und die Hirsauer, die sogenannten Jungkluniazenser, schon gar nicht. Da man für den weitgestreuten landwirtschaftlichen Besitz und Be-

trieb zusätzliche Außenwerke benötigte, schuf man auf dem Lande besondere Wirtschaftshöfe, sogenannte Grangien (lat. grangia = Scheuer), und in den Städten jene Niederlassungen, die noch heute als Pfleghöfe zu deren historischem Baubestand gehören; hier wurden die landwirtschaftlichen Erzeugnisse gelagert und verkauft.

Die Klosteranlagen selbst hielten sich an die herkömmliche Raum- und Gebäudeordnung, wie sie schon im Plan von St. Gallen (um 820) vorgezeichnet war. Der Kreuzgarten und der Kapitelsaal wurden meist im Quadrat oder Überquadrat angelegt. Die Speisesäle und Wirtschaftsgebäude baute man aus bautechnischen Gründen gern zweischiffig. Die Zweischiffigkeit eines langgestreckten Raumes ergibt sich aus der einfachsten Form der Unterstützung eines Giebeldaches durch eine mittlere Stützenreihe. Dabei wird allerdings der technisch-zweckhafte Charakter eines solchen Raumes überbetont; seine Mittelachse wird verstellt, und so ergibt sich eine durchaus profane Raumwirkung. Demgegenüber wirkt der dreischiffige Raum, dessen Mittelschiff durch eine Betonung nach Breite und Höhe gegen die niedrigeren, schmaleren und deshalb «unterprivilegierten» Seitenschiffe hervor-

Das Laienbrüder-Refektorium in Maulbronn, eine der zweischiffigen Hallen mit profaner Zweckbestimmung



gehoben und betont werden kann, feierlich und sakral. Er entspricht damit dem hierarchisch abgestuften Kirchenregiment des Mittelalters; und das ist der eigentliche Grund für die Vorherrschaft der Basilika bis zum Ausgang des Mittelalters. So ergibt sich das Bild, daß gerade bei Zisterzienserklöstern die Klosterkirche dreischiffig, die Klostergebäude zweischiffig und die Kapellen im Klosterbereich (wie auch die Kirchen der Nonnenklöster) einschiffig angelegt wurden.

Zu den Klöstern, die dieses Prinzip konsequent beachtet haben, gehört auch Maulbronn. Dieses bescheidene «Understatement» des Klosterbereiches möchte ich auch darin sehen, daß die Brunnenstube (fälschlich oft Brunnenkapelle genannt) stets außerhalb der Mittelachse des Kreuzgangflügels liegt, nahe bei Küche und Refektorium. Ein Zisterzienserkloster liegt immer längs seiner Klosterkirche und niemals in der Fortsetzung von deren Mittelachse wie oft bei den vornehmen Benediktinern. Ob man dabei die Südseite der Kirche oder die Nordseite wählt, ist gleichgültig und richtete sich offenbar nur nach örtlichen Gegebenheiten. In Maulbronn und Pforta liegt die Klausur an der Nordseite, in Salem und Bebenhausen an der Südseite. Im Kirchenbau dominiert die – grundsätzlich geostete – Basilika bei den Männerklöstern und bei den Frauenklöstern die einschiffige Halle mit einer geräumigen Nonnenempore, die den Westteil der Kirche einnimmt. Statt der Türme begnügten sich die Zisterzienser mit einem Dachreiter, der ein bescheidenes Glöckchen aufnahm. Dazu muß man wissen, daß der Glockenguß im 12. Jahrhundert noch in den Anfängen steckte, die Glocken waren einfache Signalgeber für das Klosterleben.

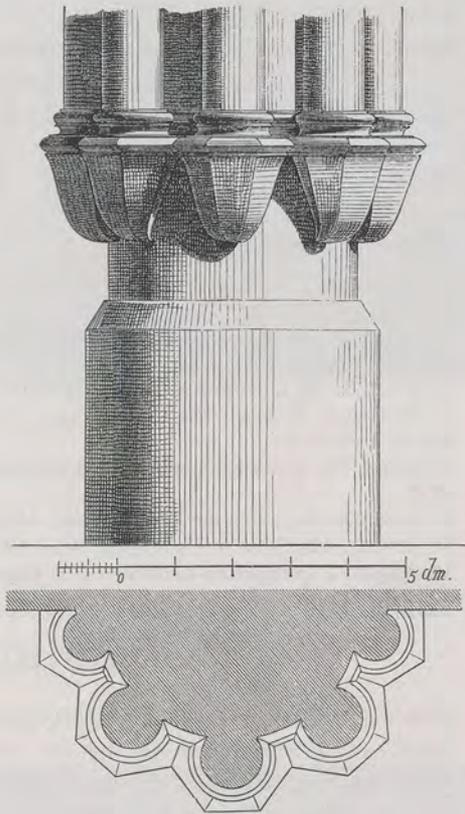
Eine stilistische Eigenart im Wölbungsbau, mit dem die Zisterzienser die Gotik vorantrieben, ist der bei ihnen häufig zu beobachtende Befund, daß die Pfeilervorlagen, die die Gurte und Rippen der Gewölbe aufnehmen, nicht an der Basis des Pfeilers ansetzen (wie in der Gotik allgemein üblich), sondern erst in

einer gewissen Höhe beginnen und dort meist von Konsolen gestützt werden: so in Eberbach, Bebenhausen, Heiligenkreuz. Eine technische oder liturgische Begründung, die überzeugen könnte, ist nicht erkennbar, wohl aber eine stilistische: auf diese Weise sollte wohl der schwebende Charakter des Gewölbes als Sinnbild des Himmels zum Ausdruck gebracht werden. Eine höchst merkwürdige und bisher noch überhaupt nicht beachtete Eigentümlichkeit bei einer ganzen Reihe von Zisterzienserkirchen – und nur bei ihnen, soweit ich feststellen konnte – ist eine heimliche Asymmetrie ihrer Grundrisse und Fassaden: es differieren dabei nicht nur die Breiten der Seitenschiffe, sondern gelegentlich auch ihre Höhen. Ebenso sind die Westfronten als Schauseiten und der Welt zugekehrte Fassaden (nicht aber die sakralen Ostwerke) oftmals unsymmetrisch ausgebildet. Das ist um so verwunderlicher, als die Zisterzienser analog den frühchristlichen Gotteshäusern den basilikal abgestuften Querschnitt in der Fassade sichtbar in Erscheinung treten ließen. Wohl gemerkt: es handelt sich bei dieser Eigenart nicht um Zufälle oder Ungleichheiten infolge späterer Um- oder Anbauten, sondern um gewollte Asymmetrien; denn die betreffenden Kirchen wurden stets nach einem festen Plan und in einem Zug erbaut. Daß diese Manier von einem Zentrum, etwa von einer der vier Filialklöster von Citeaux abzuleiten wäre oder von einem bestimmten Nationalcharakter, ist nicht erkennbar, denn dazu sind die Beispiele zu weit über ganz Europa gestreut. Auch ist schwer zu sagen, ob die Zahl der Bauwerke mit oder ohne Asymmetrie überwiegt.

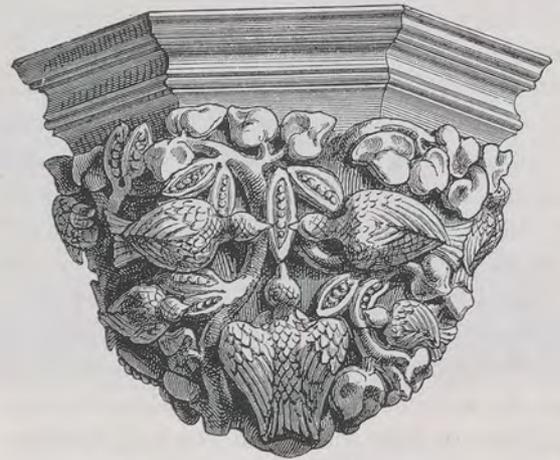
Einige Beispiele: Asymmetrische Grundrisse zeigen u. a. Otterberg, Pforta, Pelplin, Gutenzell, Chiavalle milanese, Poblet, La Ferté. Dabei ist einmal das nördliche, ein andermal das südliche Seitenschiff breiter als das andere. Die Lage zum Klosterbereich ist gleichgültig; in Fontenay beispielsweise ist das südliche Seitenschiff breiter und dem Kloster zugewandt, während es in Pforta ihm abgewandt ist.

Im extremen Fall werden Konsolen durch gemalte «tragende» Figuren ersetzt (Sommerrefektorium Bebenhausen). – Nebenstehend: Beispiele für Gewölbeansatz und Konsolen aus Maulbronn





Halbsäule im Westflügel des Kreuzgangs.
(Grund- und Aufsicht.)



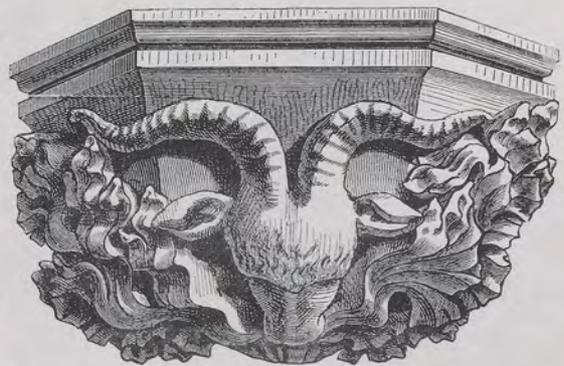
Konsole im Westflügel des Kreuzgangs.



Konsole im Westflügel des Kreuzgangs.
(Prior Walther.)



Konsole im Westflügel des Kreuzgangs.



Konsole im Westflügel des Kreuzgangs.

Asymmetrische Fassaden zeigen Heiligenkreuz, Kaisheim, Kolbatz, Otterberg, Salem. In Gutenzell ist sogar das südliche Seitenschiff breiter und auch höher als das nördliche, und zwar in recht auffallender Weise.

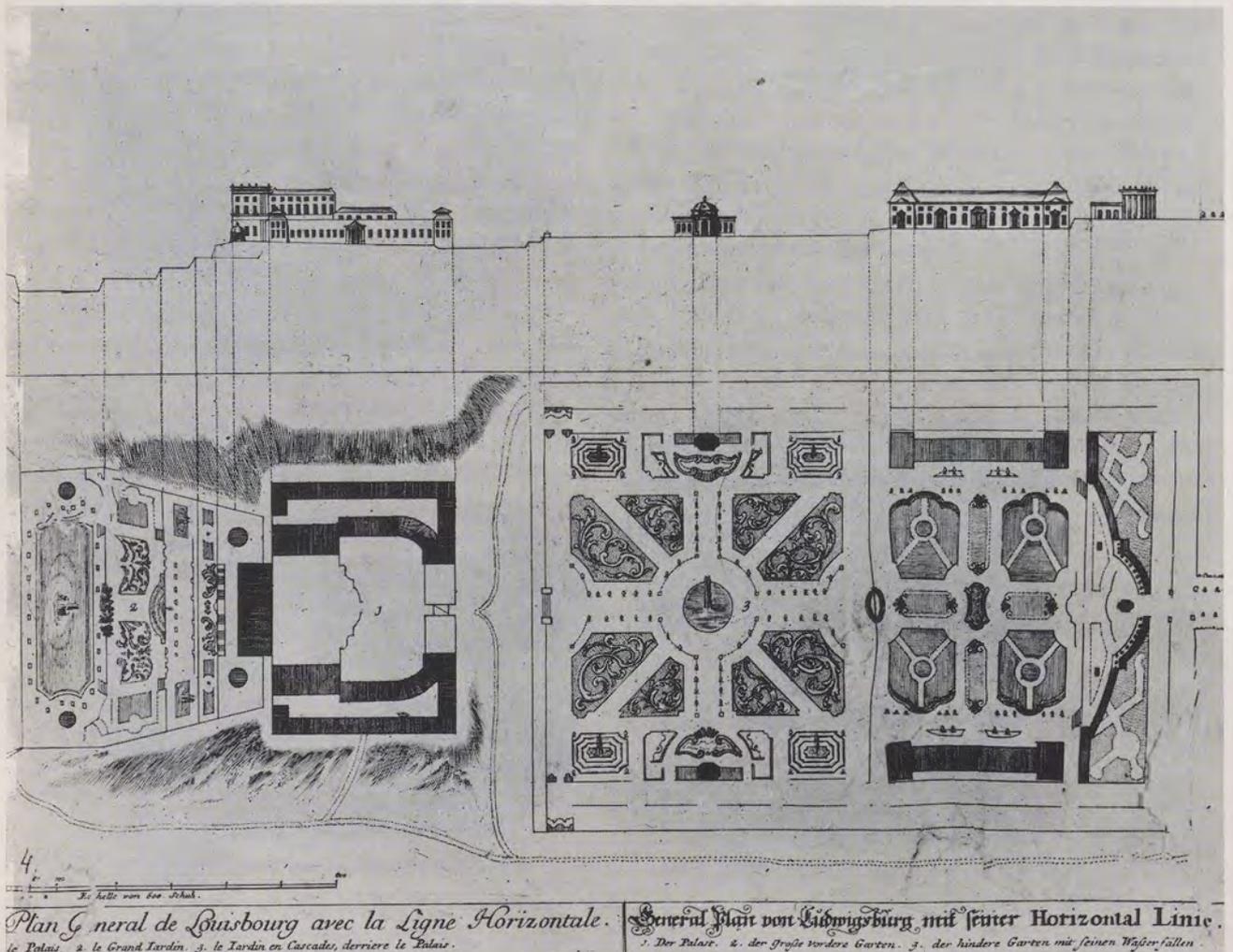
Was könnte wohl, so fragt man sich, der Sinn dieser rein zisterziensischen Eigenart sein? Was soll diese gewollte Ungleichheit, die der aufmerksame Beobachter wahrnimmt? Jedenfalls ist sie weder konstruktiv noch dogmatisch zu erklären. Die Antwort kann, so meine ich, nur im menschlichen Bereich liegen. Mit dem «Ora et labora» hatten die Zisterzienser wiederhergestellt das Gleichgewicht von Gebet und Arbeit im Sinne des HL. BENEDIKT. Es ging um die zweifache Aufgabe des Menschen als Diener Gottes und der Menschen. Auch die Kirchen sollten in ihrer Einfachheit und Klarheit etwas einfangen vom Bilde des Menschen und seiner naturgegebenen Disposition. Der Mensch ist nicht symmetrisch gebaut, keine Körperhälfte gleicht der an-

deren. Ihn kennzeichnet eine «freie Symmetrie», und eben das sollte in feiner Andeutung zum Ausdruck gebracht werden: diese gottgegebenen Ungleichheiten des und der Menschen.

Es sei angefügt, daß meine Beobachtungen sich nur auf das mittelalterliche Bauen der Zisterzienser beziehen. Bei der zweiten Welle ihrer Bautätigkeit, im Barockzeitalter, sind diese ihre Eigenarten nicht mehr zu beobachten.

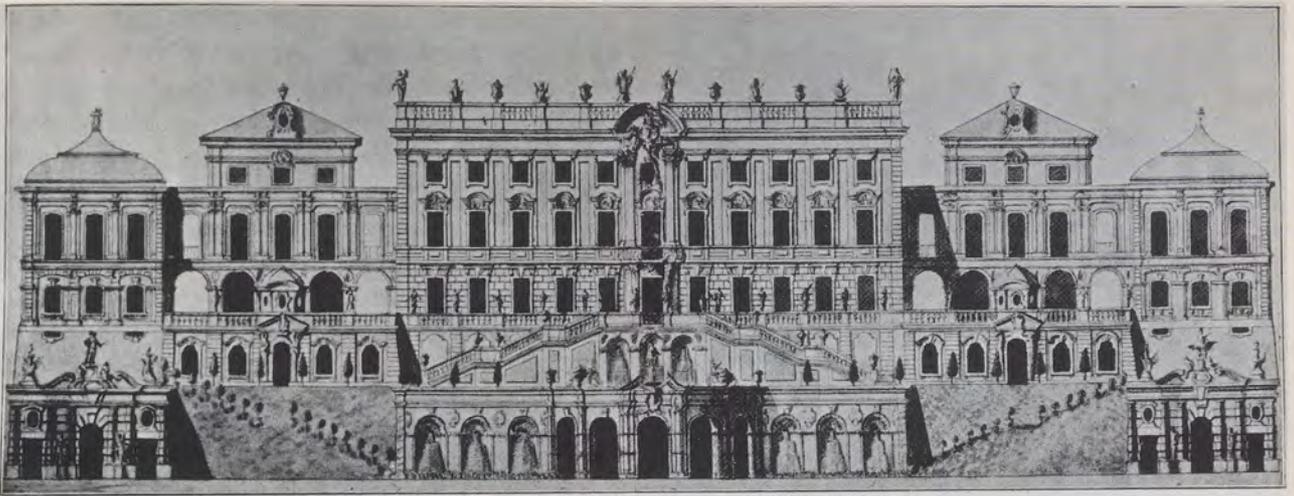
Benutzte Literatur

- G. DEHIO und G. VON BEZOLD: Die kirchliche Baukunst des Abendlandes, Stuttgart 1892
- A. METTLER: Das tägliche Leben in einem alten Zisterzienserkloster, Stuttgart 1907
- A. METTLER: Die Laienbrüder der Zisterzienser, Stuttgart 1908
- A. SCHNEIDER O. Cist.: Die Cistercienser – Geschichte, Geist, Kunst, Köln 1974
- H. HAHN: Die frühe Kirchenbaukunst der Zisterzienser, Berlin 1957
- H. ROSE: Die Baukunst der Zisterzienser, München 1916
- FL. RÖHRIG: Alte Stifte in Österreich, Wien 1966
- M. AUBERT: L'architecture cistercienne en France, Paris 1947



Plan General de Luisbourg avec la Ligne Horizontale.
1. le Palais. 2. le Grand Jardin. 3. le Jardin en Cascade, derrière le Palais.

General Plan von Luisburg mit seiner Horizontal Linie.
1. Der Palais. 2. der große vordere Garten. 3. der hintere Garten mit seinen Wasserfällen.



Der Ludwigsburger Schloßgarten im 18. Jahrhundert

Klaus Merten

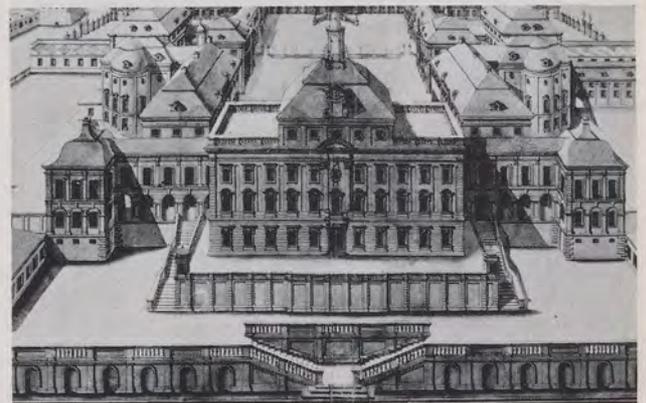
Dem folgenden Aufsatz liegt ein Vortrag zugrunde, der im Frühjahr 1978 vor dem Arbeitskreis für historische Gärten in Stuttgart gehalten wurde. Er versucht, teilweise längst bekannte, doch verstreut publizierte Materialien zur Geschichte des Ludwigsburger Schloßgartens einander so zuzuordnen, daß die äußerst komplizierte Entwicklung dieser für den württembergischen Barock wichtigen Anlage nun etwas klarer vor Augen tritt als bisher. Intensivere Archivstudien, die noch mehr Licht in das Dunkel hätten bringen können, waren leider nicht möglich. Behandelt werden allein die Gärten, die sich vor den beiden Corps de logis des Schlosses erstrecken; die äußeren Bereiche bleiben unberücksichtigt. Da die Pläne für diese beiden im folgenden abgehandelten Gartenbezirke im Laufe von siebenzig Jahren ständig geändert, keiner aber jemals vollständig ausgeführt wurde, und da alle überlieferten Pläne und Ansichten ein Gemisch aus bereits Vorhandenem und erst Geplantem darstellen, ist es nicht leicht, einen Begriff davon zu vermitteln, wie der Garten zu bestimmten Zeitpunkten nun eigentlich ausgesehen hat. Nur in Einzelfällen lassen sich hier sichere Aussagen machen – ein Problem, das der Geschichte der Gartenkunst ohnehin eigen, im Falle des Ludwigsburger Gartens aber ganz besonders stark ausgeprägt ist. Von der Mitte und

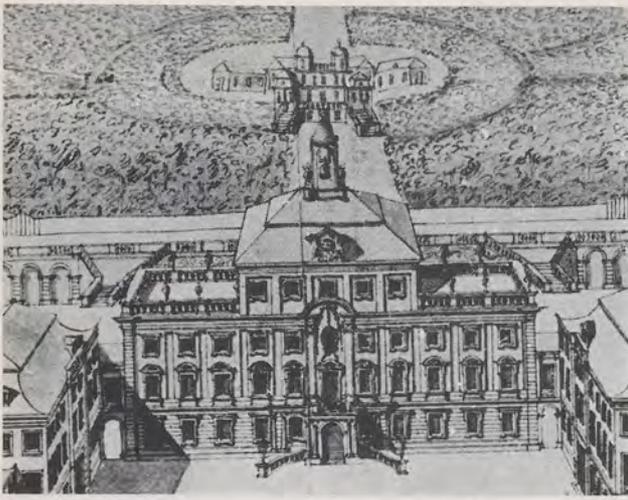
von der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts an wurden beide Gartenbezirke so wesentlich verändert, daß sich im heutigen Garten kaum noch Spuren des Barockgartens finden.

Der Nordgarten

Als der Bau des heutigen Schlosses im Jahre 1704 begonnen wurde, ging man auch sogleich an die Anlage eines Gartens.¹ Das sanft zum Schloß hin abfallende Gelände im Süden diente bereits dem Vorgängerbau als Vorhof und behielt diese Funktion, so daß für den neuen Garten nur der Steilhang im Norden zur Verfügung stand. Hier wurde nun, zunächst nach WEISS' Entwurf, mit der Anlage eines Terrassengartens begonnen. JOHANN FRIEDRICH NETTE, dem das Schloßbauwesen im Jahre 1707 übertragen wurde, ließ die Arbeiten, sicher nach ei-

Links: NETTE, Gesamtentwurf zu Schloß und Garten 1709 (Foto: Landesbildstelle Württemberg) –
 Oben: NETTE, Entwurf zur Nordfassade des Schlosses mit den oberen Terrassen des Gartens, um 1713 (Foto: Württembergisches Landesmuseum) –
 Rechts: Ansicht des Schlosses von Norden um 1733, Ausschnitt (Foto: Albertina Wien)

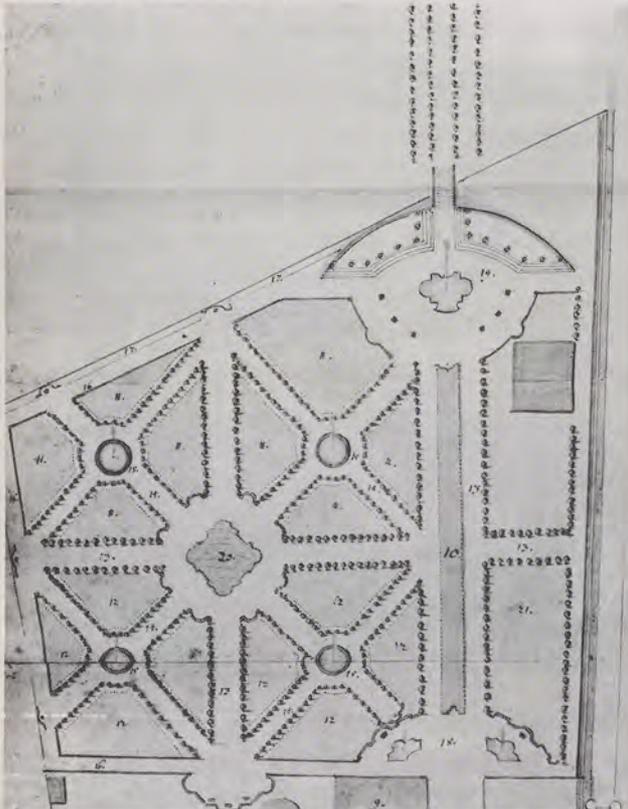




Ansicht des Schlosses von Süden um 1733, Ausschnitt (Foto: Albertina Wien)

genen Plänen, bis zu seinem Tod 1714 fortsetzen. Danach scheint das Interesse an diesem Gartenprojekt allmählich zu erlöschen; ein derart steinerner Terrassengarten entsprach immer weniger dem Geschmack der Zeit,² und infolgedessen konzentrierten sich die Gartenarbeiten mehr und mehr auf das viel weniger ansteigende Gelände im Süden des Schlosses. Als endlich hier im Süden des alten Schloßbereichs 1724–33 das Neue Corps de logis errichtet wurde, wendete man für die Vollendung des

NETTE, Entwurf zum Stuttgarter Lustgarten, 1707, Ausschnitt (Foto: Wacker)



Terrassengartens vor dem nunmehr Alten Corps de logis überhaupt nichts mehr auf. In sehr vereinfachter Ausführung – verglichen mit NETTES pompösen Plänen – bestand dieser Garten nur wenige Jahrzehnte und wurde bereits um 1750 durch Abbrüche und Planierungen vollkommen zerstört. Die heute noch sichtbaren Böschungen und Rampen gehen auf diese Veränderung zurück.

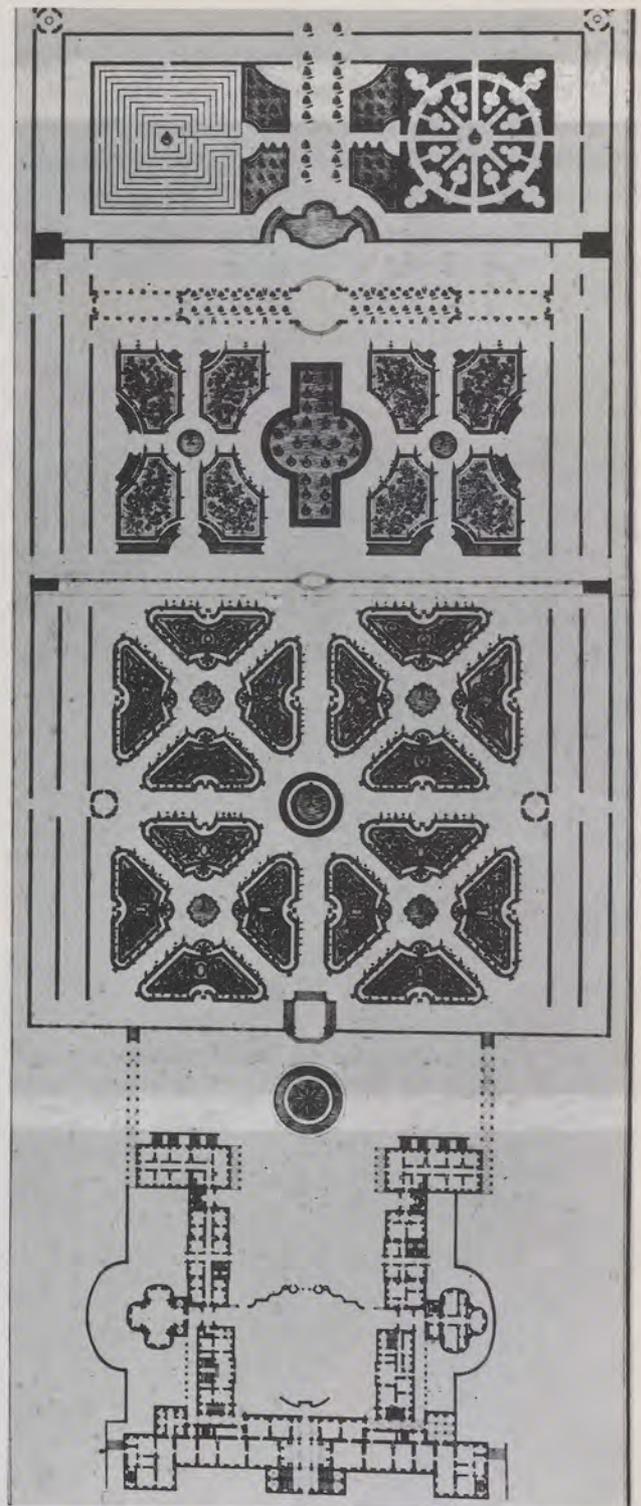
Zur Rekonstruktion des Nordgartens sollen die Entwürfe von NETTE (1709³ und 1713⁴) und FRISONI (1715)⁵ und Ansichten aus den frühen dreißiger Jahren⁶ herangezogen werden. Eine nicht mehr feststellbare Zahl von Terrassen gliederte den steilen Hang. Die Futtermauer der heute noch bestehenden obersten Terrasse öffnete sich in einer Dreierarkatur mit Kaskaden, zu deren Seiten gerade Treppenläufe auf die zweite Terrasse hinunterführten. Diese Partie erscheint sowohl bei NETTE wie auch bei FRISONI und hat wohl tatsächlich bestanden. Die seitlich hiervon geplanten kuppelgekrönten Grottenbauten hingegen hatte NETTE wohl kaum begonnen, als er 1714 starb; sie wurden von FRISONI, wie sein Entwurf von 1715 zeigt, sofort aufgegeben. Nicht anders mag es der unter der zweiten Terrasse von NETTE vorgesehenen ovalen Sala Terrena ergangen sein, ebenso all den anderen hier geplanten Terrassen, Grotten und Wasserspielen. FRISONIS Entwurf von 1715 berücksichtigt diesen Bereich gar nicht, und die eine der beiden perspektivischen Ansichten von 1733 gibt – wie auch schon der Schloßgrundriß von 1731⁷ – einen stark reduzierten Zustand wieder und bringt die oberste Terrasse bereits in ihrer heutigen Form, d. h. ohne die mittlere Kaskaden-Treppen-Anlage. Deutlich zeigt die andere Ansicht von 1733, daß am unteren Ende des Gartens hingegen der von NETTE 1709 geplante und auf den späteren Plänen und Ansichten auch stets erscheinende Kanal-Bereich weitgehend ausgeführt worden sein muß: hier war als Abschluß des Gartens ein langgestrecktes Querbassin, der «Canal» des klassischen französischen Gartens, angelegt worden, eingefast an den nördlichen und südlichen Längsseiten von Futtermauern mit Blendarkaden und Treppenaufgängen, an den westlichen und östlichen Schmalseiten von Bosketts. Nach dem Tode des Bauherrn HERZOG EBERHARD LUDWIG im Jahre 1733 wurde dem Nordgarten wohl kaum noch Pflege zuteil, und unter HERZOG CARL EUGEN wurde zwecks besserer Passage zum Favorite-Schloßchen das Gelände bis zum heutigen Niveau aufgeschüttet und planiert⁸; diesen Zustand zeigen Pläne von 1760⁹ und 1780.¹⁰ Die heutige Platanenallee wurde erst von HERZOG FRIEDRICH II 1801 angelegt.¹¹

Außerhalb des eigentlichen Schloßbereichs setzt

sich jenseits der alten Landstraße die Hauptachse von Schloß und Garten fort bis zu dem großen Rondellplatz mit dem Schlößchen Favorite, das ab 1715 von FRISONI errichtet und in seiner Anlage und Grundrißgestaltung möglicherweise von Schleißheim-Lustheim bei München angeregt wurde.¹² Die das umgebende Waldstück gliedernde Patte d'oeie geht wie wahrscheinlich auch die erste Planung zum Schlößchen noch auf NETTE zurück. Die wie in Lustheim den Rondellplatz rahmenden Zirkelbauten erscheinen zwar auf Ansichten von 1721 und 1733, nicht jedoch auf den Stadtplänen von 1726¹³ und 1735¹⁴, und waren wohl – wenn überhaupt – nur in vergänglichem Material ausgeführt worden. Wahrscheinlicher aber ist, daß die Umgebung des Schlößchens Favorite mit dem Fasanengarten zu EBERHARD LUDWIGS Zeit gar keine Ausgestaltung erfuhr, da der Garten-Designateur JOHANN ADAM CLASSEN 1730 hierfür einen Entwurf vorlegte¹⁵, der allerdings nie ausgeführt wurde. Erst 1757 wurden Platz und Garten von HORNUNG angelegt,¹⁶ vermutlich in der Form, die der um 1760 entstandene, allerdings nicht in allen Teilen zuverlässige Stadtplan zeigt, und die im Zuge der Anglisierung der Schloßgärten ab 1797 wieder aufgegeben wurde.

Der Südgarten

Mit der Anlage des Südgartens wurde im Jahre 1707, bald nachdem NETTE die Leitung des Schloßbauwesens übernommen hatte, begonnen. Das vor dem Schloß leicht ansteigende Gelände bot zwar auch nicht eben ideale Voraussetzungen, erlaubte aber doch wenigstens – im Gegensatz zum Nordhang – die Anlage eines regelrechten Barockgartens mit der klassischen Abfolge von Parterre, Boskett und Salvaggio. Daß der Garten vor dem Ehrenhof des Schlosses angelegt werden mußte und durch öffentliche Straßen und Wege beengt sich niemals recht entfalten konnte, waren schwere Nachteile, die erst durch den Bau des Neuen Corps de logis ab 1724 wenigstens teilweise aufgehoben werden konnten. In dieser ersten Entstehungsphase, d. h. in den Jahren von 1707–1724, wurde denn auch die Ausführung dieser doch verhältnismäßig bescheidenen Gartenanlage offenbar so lustlos und nachlässig betrieben, daß man damit nie ganz fertig wurde. Der von NETTE 1709 publizierte erste Plan¹⁷ zeigt auf der untersten, dem Ehrenhof des Schlosses zunächst gelegenen Terrasse das Parterre mit einem zentralen Rundbassin, von dem aus orthogonal und diagonal acht Wege ausstrahlen. Das Boskett ist auf schmale, das Parterre seitlich einfassende Randstreifen reduziert, denn die folgende mittlere Ter-

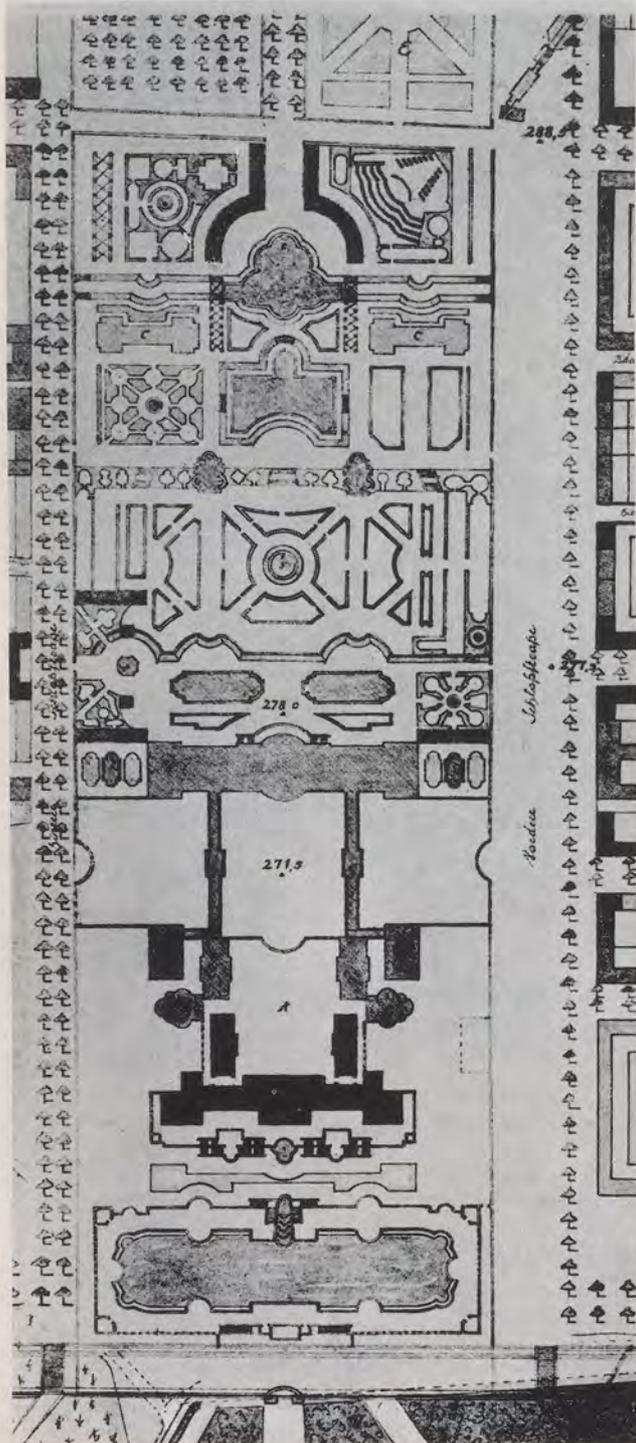


FRISONI, Gesamtentwurf zu Schloß und Garten 1721, Ausschnitt (Foto: Wacker)

rasse ist auf NETTES Plan ganz für die umfangreiche Orangerie reserviert, die zwischen zwei mächtigen, langgestreckten Orangerie- und Gärtnergebäuden aufgestellt werden sollte. Auf der dritten, der obersten Terrasse war das bronzene Monument EBERHARD LUDWIGS vorgesehen, hinterfangen von einer

Halbkreiscolonnade, die zum Bereich des Selvaggio überleitete. Dieses Motiv der in der Mittelachse unterbrochenen und den Blick in die Landschaft freigebenden Halbkreiscolonnade, die in ähnlicher Form auch auf NETTES Plan zum Stuttgarter Lustgarten aus demselben Jahr erscheint, geht sicher auf eine persönliche Anregung EBERHARD LUDWIGS zurück, der auf seiner Cavalierstour im Jahre 1700 im

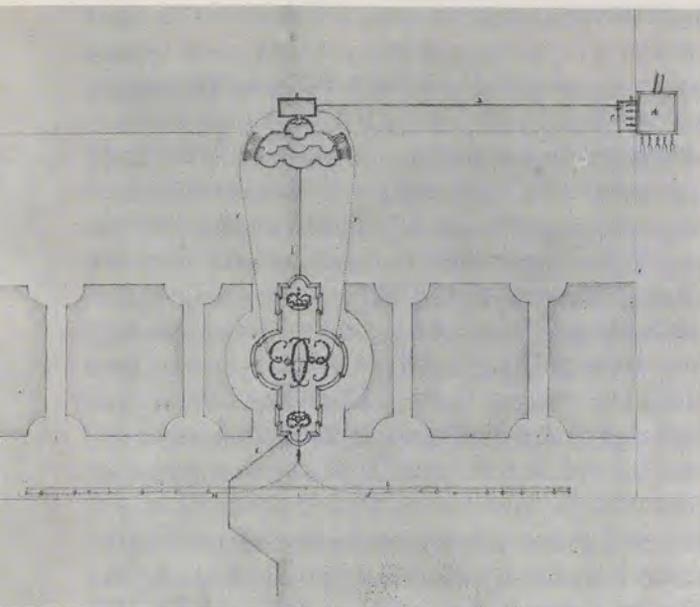
LEGER, Stadtplan von 1726, Ausschnitt
(Foto: Württembergisches Landesmuseum)



Garten von Het Loo (Niederlande) eine solche Abschlußcolonnade gesehen hatte.¹⁸

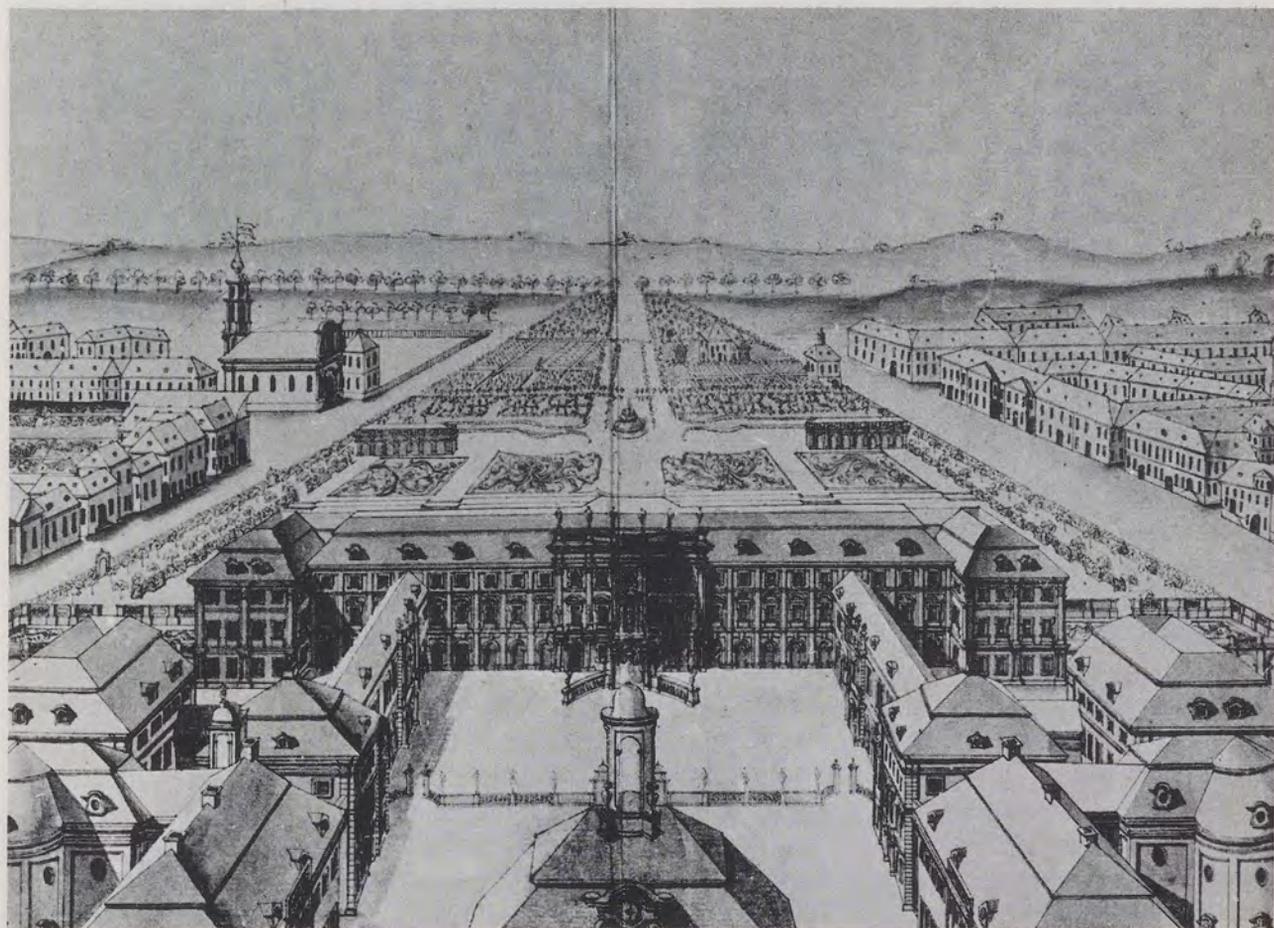
In den Jahren 1710/12 wurden auf der mittleren Terrasse die Orangeriegebäude errichtet¹⁹, und auf der unteren Terrasse entstanden damals am Eingang zum Boskett die beiden zu ihrer Zeit ganz singulären «Perspectives en ruine»²⁰. Auffallend ist auch das in der deutschen Gartenarchitektur ungewöhnliche diagonale Wegesystem des Parterres; wir wissen, daß EBERHARD LUDWIG sich 1709/10 LE PAUTRES Stiche französischer Gärten hatte schicken lassen²¹, sicher auch die von Versailles und den Tuileries, die eine ähnliche Wegeführung aufweisen. Doch auch in diesem Fall muß mit Anregungen aus Schleißheim, das EBERHARD LUDWIG aus eigener Anschauung kannte, und von Troja bei Prag, das NETTE und seinen Mitarbeitern sicher vertraut war, gerechnet werden.

Als NETTE 1714 starb, war der Garten keineswegs vollendet. Am unteren Parterre wurden wahrscheinlich in den folgenden Jahren die Arbeiten abgeschlossen, denn ab 1716 wurden auch die hier bereits von NETTE geplanten Lusthäuser nach einem neuen Entwurf FRISONIS errichtet²², und 1724 wurde dieser Teil des Gartens als *längst angelegt* bezeichnet²³, möglicherweise in der Art, wie FRISONIS Plan von 1721 ihn zeigt. Die im Vergleich mit NETTES Entwurf etwas breitere und geräumigere Gestaltung des unteren Parterres plante FRISONI dann auch für die mittlere Terrasse, als er NETTES große Orangerie- und Gärtnerhäuser um die Mitte der zwanziger Jahre durch zierlichere Bauten ersetzte und diese nun quer zur Hauptachse als Abschluß dieses Bezirks errichtete²⁴. Zwischen diesen beiden Orangeriebauten wurden nun die Orangen- und Citronenbäumchen aufgestellt, vor ihnen aber sollte ein weiteres Parterre angelegt werden. Ein Hauptproblem, das bis zum Tode des Bauherrn nicht gelöst werden konnte, war die Gestaltung des Monuments für EBERHARD LUDWIG. In NETTES Publikation von 1709 erscheint es in zwei verschiedenen Versionen, in einer dritten in COLOMBAS Treppenhaus-Fresko von 1712 im Alten Corps de logis. FRISONI sah das Monument in seinem Entwurf von 1721 zwar nicht vor, doch war der Plan zu jener Zeit keineswegs aufgegeben, und die Grottenanlage, die in diesen Jahren als Abschluß des Gartens geplant wurde, scheint auch auf dieses Projekt Bezug zu nehmen. Diese Grotte, die wohl zumindest teilweise auch ausgeführt wurde, sollte mit einem Bassin verbunden werden, das die mittlere Terrasse längs teilte und mit seinen Wasserspielen die Initialen EBERHARD LUDWIGS bekrönt vom Herzogshut vorstellte²⁵. Während man an der Ausführung dieses «Lustwas-

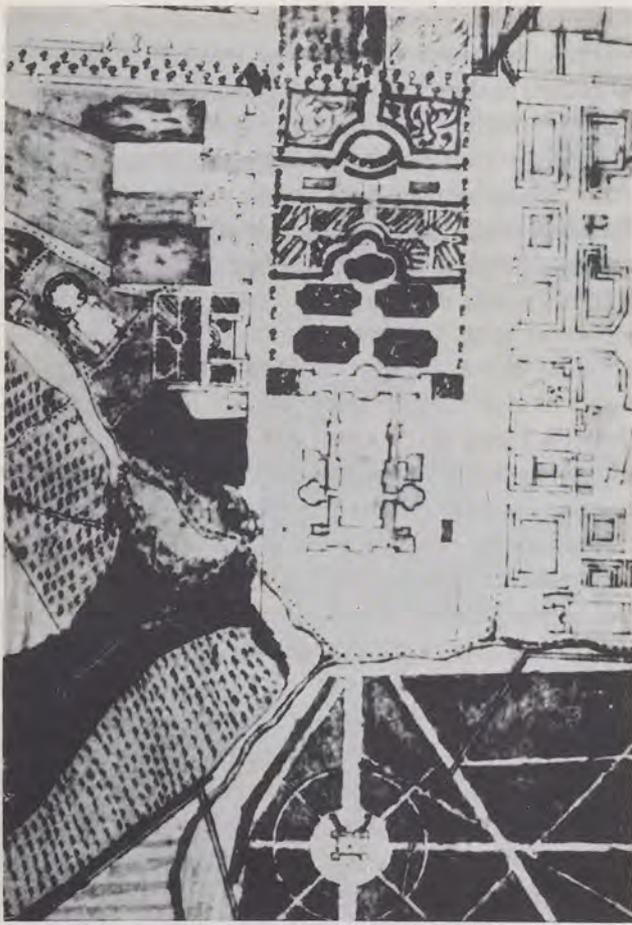


Entwurf zu Grotte und Bassin im Südgarten 1723.
 (Vorlage – A 248 / Bu 2292 – und Aufnahme:
 Hauptstaatsarchiv Stuttgart)

Ansicht des Schlosses von Norden um 1733, Ausschnitt
 (Foto: Albertina Wien)



sers» arbeitete, und mit der Anlage des Parterres seitlich davon eben begonnen werden sollte²⁶, fiel 1724 die für den Südgarten folgenschwere Entscheidung, den älteren Teilen des Schlosses an der Südseite ein neues Corps de logis anzufügen. Dieser neue Schloßbau sollte nun nicht nur ausreichenden Raum für den Herzog und seinen Hof schaffen, er sollte außerdem den ästhetischen und auch praktischen Zweck erfüllen, die etwas fatale Geländesituation im Süden des Schloßbezirkes teils zu überspielen, teils auszunutzen. Dies gelang FRISONI vorzüglich, indem er den Neubau auf den leicht ansteigenden Hang setzte, und auf diese Weise die Belage auf der Gartenseite zum Erdgeschoß werden ließ und den bis dahin so mangelhaften Kontakt der herzoglichen Wohnung zum Garten in geradezu idealer und damals noch höchst ungewöhnlicher Weise verbesserte. Der Garten jedoch war zu jener Zeit kaum noch vorhanden, denn dieses Neue Corps de logis wurde mitten auf die untere Terrasse gesetzt, was die völlige Neuplanung nicht nur für den verbleibenden Rest dieser Terrasse, sondern für die gesamte Gartenanlage notwendig machte. FRISONI wurde denn auch sogleich beauftragt, unter Einbeziehung des Küchengartens einen neuen Entwurf anzufertigen²⁷, den er zwei Jahre später vor-



GERHARD, Stadtplan von 1735, Ausschnitt
(Foto: Heimatmuseum Ludwigsburg)

legte²⁸, und der uns wahrscheinlich in LEGERs Ludwigsburger Stadtplan von 1726 überliefert ist²⁹. Dieser Plan zeigt einen sehr altmodisch-umständlichen, offenbar von böhmischen Erinnerungen zehrenden Alternativ-Entwurf: auf der oberen und mittleren Terrasse sollten die Grotte und das Bassin etwas erweitert, die Orangeriegebäude nach beiden Seiten verlängert werden. Unter Preisgabe der Mittelachse sollte die untere Terrasse außerordentlich kleinteilig gegliedert werden, wobei eine Alternative auch noch die Erhaltung der beiden Lusthäuser vorsah. Diese verschwanden dann aber in den folgenden Jahren ebenso, wie schon zuvor die höchst originellen, doch an ihrer Stelle im Garten sonderbaren Ruinen-Bauten am Eingang zum Boskett verschwunden waren.

FRISONIS Garten-Riß wurde vom Herzog nicht approbiert, was wenig verwundert, wenn es sich dabei wirklich um den von LEGER überlieferten Entwurf handelte. Die Arbeiten am Garten ruhten daraufhin und wurden erst wieder aufgenommen, als drei Jahre später im Jahre 1729 der Garten-Designateur JOHANN ADAM CLASSEN von seinem Studienaufent-

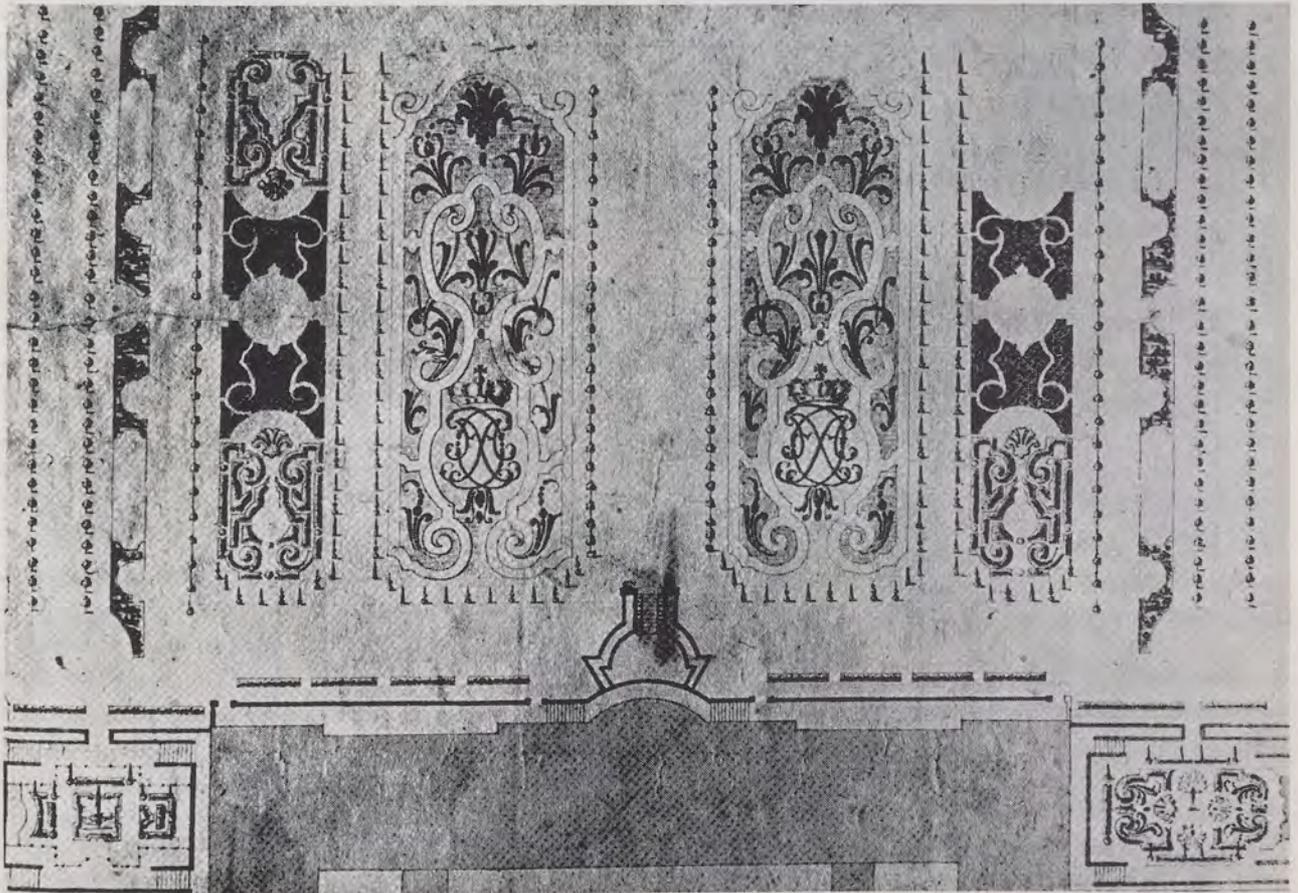
halt in Paris zurückkehrte. Im Herbst 1729 legte CLASSEN einen Garten-Riß vor, der vom Herzog auch approbiert wurde, doch leider nicht erhalten ist³⁰. Nur teilweise und mit Vorbehalten läßt sich dieser Entwurf aus späteren Ansichten und Plänen rekonstruieren. Als CLASSEN im Sommer 1733 Ludwigsburg verließ, soll nach seinen eigenen Worten das Parterre fast vollendet gewesen sein; nach seinem hinterlassenen Riß sollte die Anlage fertiggestellt werden³¹, doch da EBERHARD LUDWIG wenige Monate später starb, blieb der Garten wiederum halbfertig liegen. Verschiedene Ansichten und Pläne gestatten eine gewisse Vorstellung von diesem dem Neuen Corps de logis zugeordneten Garten. Die eine Ansicht von 1733³² zeigt zwar im großen und ganzen denselben Zustand, den auch RETTIS Ansicht von 1726³³ wiedergibt: Grotte und Orangeriegebäude bilden hier wie dort den oberen Abschluß des Gartens, doch ist das von RETTI auf der mittleren Terrasse dargestellte Bassin (oder Kaskade?) FRISONIS von 1720/24 auf der Ansicht von 1733 verschwunden. Stattdessen zeigt der Ludwigsburger Stadtplan von 1735³⁴ ein zentrales Bassin etwa im Bereich zwischen mittlerer und unterer Terrasse; dieser Teil des Gartens wird auf der perspektivischen Ansicht von 1733 vom Neuen Corps de logis verdeckt und ist deshalb hier nicht kontrollierbar. Da dieses Bassin aber auf allen späteren Gartenplänen erscheint, war es wohl tatsächlich vorhanden und geht sicher auf CLASSENS Entwurf zurück, da in den Jahren 1734/35 am Garten kaum gearbeitet wurde. Dieses Bassin mit reichgeschwungenem Umriß lag im Kreuzungspunkt zweier breiter Alleen und muß als Vorgänger des heutigen Ovalbassins betrachtet werden. Der Plan von 1735 zeigt im oberen Gartenbezirk – ebenso wie die früheren Ansichten – die Grotte flankiert von den Orangerien. Im unteren Gartenbezirk vor dem Neuen Corps de logis hingegen deutet ein grob-summarisch wiedergegebenes Parterre an, daß hier offenbar – entgegen CLASSENS Behauptung von 1733 – doch noch nicht viel zur Ausführung gelangt war. Tatsächlich bemühte sich auch EBERHARD LUDWIGs Nachfolger HERZOG CARL ALEXANDER in den Jahren 1736/37 mit seinem zuvor in Baden-Durlach tätigen und in Holland weitergebildeten Gärtner AUGUST WILHELM SIEVERT um die Vollendung des unteren Parterres. Ein in diesen Jahren entstandener Entwurf – wohl von SIEVERTs Hand – ist überliefert³⁵; er zeigt eben diesen unteren Gartenbezirk mit vier langgestreckten Broderiebeeten, von denen die beiden inneren die Initialen des Herzogs aufweisen. Die seitliche Einfassung mit einer tiefen, mehrfach und verschiedenartig ausgemischten Hainbuchenhecke war

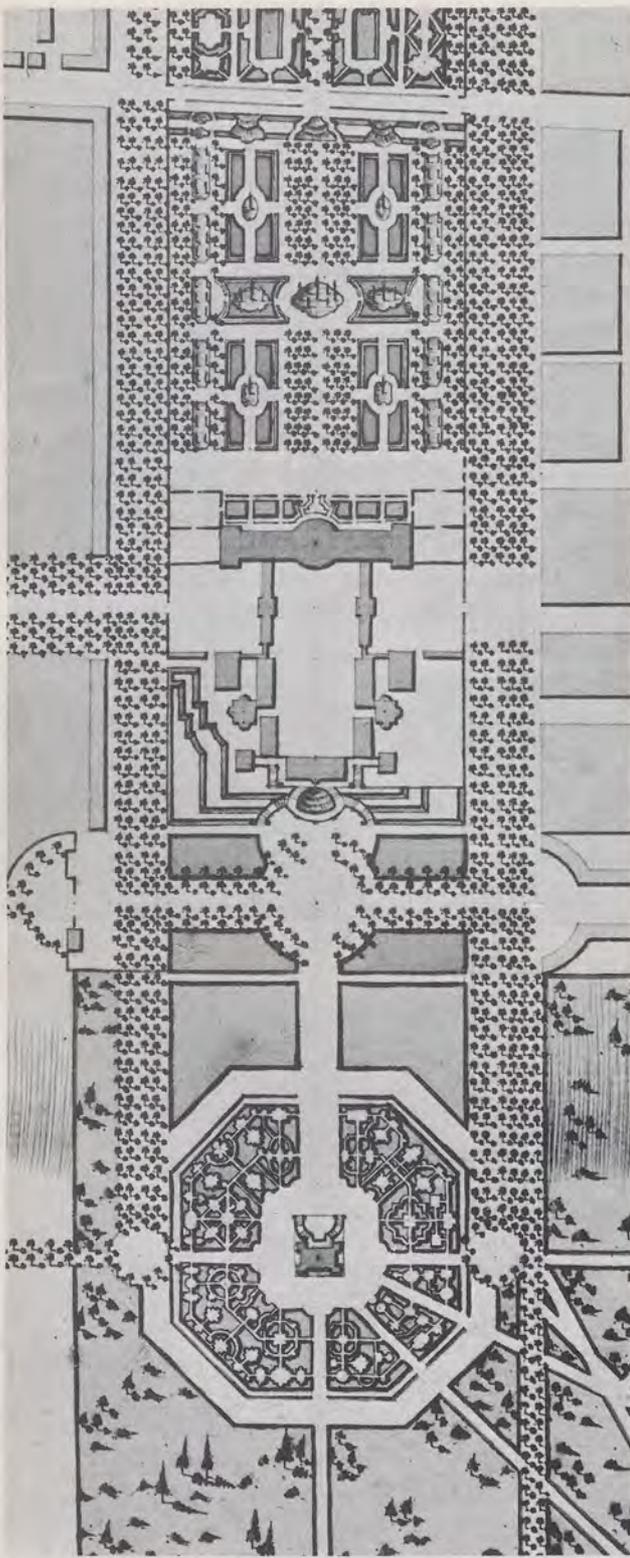
auch bereits auf der Ansicht von 1733 sichtbar, ebenso die an den Stirnseiten des Neuen Corps de logis befindlichen Privatgärten des Herzogs und der Herzogin.

Während die Vollendung des Gartens nun endlich bevorzustehen schien, starb HERZOG CARL ALEXANDER plötzlich im Frühling 1737. Die nun folgenden Jahre der Regentschaft ließen das künstlerische Leben in Ludwigsburg völlig ersterben und waren auch der weiteren Entwicklung des Gartens nicht eben förderlich. Erst etwa fünfzehn Jahre später, als HERZOG CARL EUGEN in den fünfziger Jahren die Alleen anlegen und sich im Neuen Corps de logis sein Appartement einrichten ließ, wurden auch im Garten die Arbeiten wieder aufgenommen. Im Sinne einer großzügigeren und klareren Gestaltung, die bereits CLASSENS Entwurf von 1729 angestrebt hatte, wurden nun NETTES Orangeriegebäude abgebrochen und in den so entstandenen vier großen Gartenbezirken wiederum ein Zentralbassin im Schnittpunkt zweier Alleen angelegt, wie es ein um 1760 entstandener Stadtplan von Ludwigsburg zeigt³⁶. Die Grotte wurde als Abschluß des Gartens einstweilen beibehalten, während die im Winter nun obdachlos gewordene Orangerie unmittelbar

vor dem Neuen Corps de logis in einem eigens dafür mit Balustraden eingefriedeten Bezirk, der im Winter überdacht und beheizt werden konnte, aufgestellt wurde³⁷. Die Leitung dieser Arbeiten lag in den Händen von CARL WILHELM SCHEIDLIN, der gleichzeitig auch den Garten in Monrepos anlegte und der 1770 zu den Arbeiten auf der Solitude abgezogen wurde. Ob der Ludwigsburger Garten damals nun wirklich in der Weise, wie ihn der Plan von 1760 zeigt, vollendet war, läßt sich schwer sagen. Sicher ist dies keineswegs, denn es ist überliefert, daß der kurpfälzische Hofarchitekt NICOLAS DE PIGAGE im folgenden Jahr dem Herzog Gartenentwürfe, u. a. auch für Ludwigsburg, präsentiert hat³⁸. Daraus kann geschlossen werden, daß der Garten damals immer noch der Vollendung harrte; allerdings ist es auch durchaus denkbar, daß eine Modernisierung, d. h. eine Erweiterung und Straffung der ganzen Anlage, erwünscht schien, wie sie ein im Württembergischen Landesmuseum aufbewahrter Gartenentwurf zeigt³⁹. Dieser Entwurf kann aus stilistischen Gründen durchaus PIGAGE zugeschrieben werden und mußte auch offenbar gewisse Gegebenheiten berücksichtigen, die der Stadtplan von 1760 aufweist: das große Bassin im Kreuzungspunkt

Entwurf zum Südgarten 1736/37 (Foto: Württembergisches Landesmuseum)





Stadtplan um 1760, Ausschnitt
(Foto: Württembergisches Landesmuseum)

der Hauptalleen, die kleineren Bassins inmitten der vier Parterre-Bezirke. Auffallend ist allerdings das Fehlen der damals seit fünfzehn Jahren bestehenden Orangerie vor dem Neuen Corps de logis. Möglicherweise mußte PIGAGE bei der Ausarbeitung dieses Entwurfs in Mannheim oder Schwetzingen veraltete oder mangelhafte Planunterlagen benutzen. Dafür

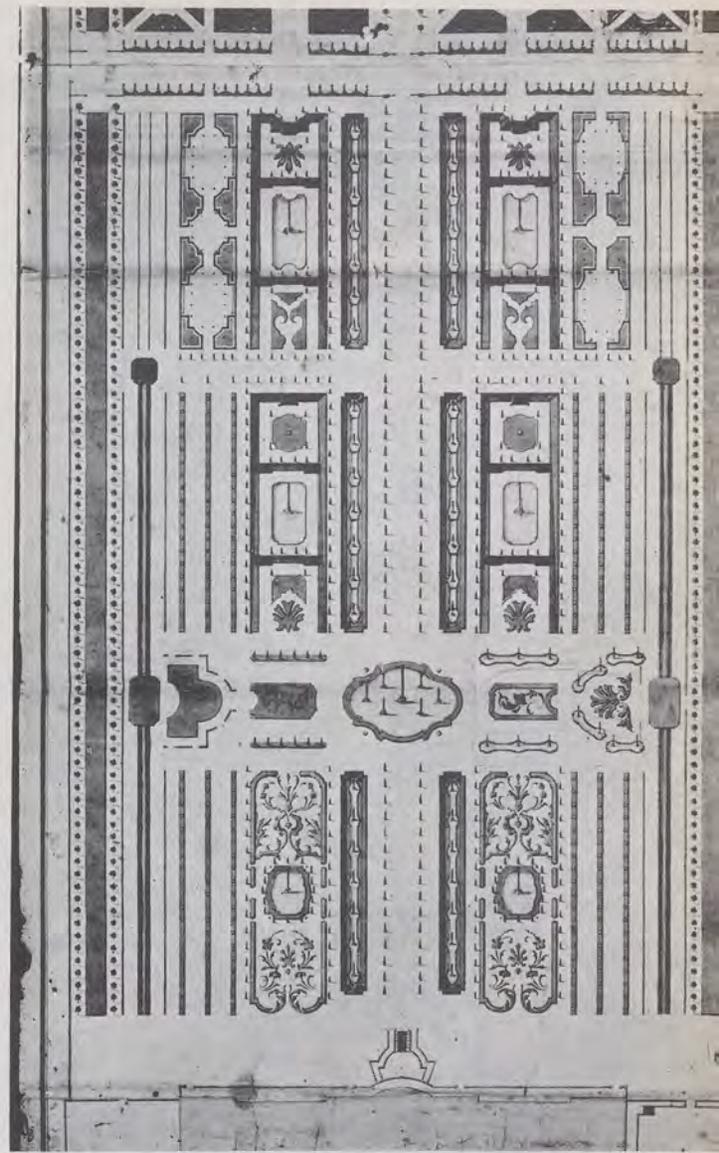
spricht auch die Tatsache, daß die Schorndorfer Straße völlig übersehen und vom Garten geradezu überrollt wurde, wobei auch die bisher noch als Abschluß des Gartens beibehaltene Grotte FRISONIS verschwinden mußte. PIGAGES Ludwigsburger Garten-Entwurf blieb aber ebenso unausgeführt wie sein sehr viel interessanteres Projekt für den Stuttgarter Schloßgarten, das er gleichzeitig dem Herzog vorgelegt hatte.

In diesen Jahren findet nun die Entwicklung des barocken Ludwigsburger Gartens in sehr deutlicher Weise ihren Abschluß: nachdem die Ludwigsburger Gärtner bereits 1770 zur Solitude abkommandiert worden waren und fünf Jahre später die herzogliche Residenz von Ludwigsburg nach Stuttgart verlegt worden war, erschienen zu Anfang der achtziger Jahre Stadtpläne, die den hier behandelten Garten als völlig leere Fläche darstellen⁴⁰, die äußeren Gartenbezirke hingegen ganz detailliert wiedergeben. Möglicherweise hatte man zehn Jahre zuvor doch noch mit der Neuanlage des Gartens begonnen und war über eine Planierung der Flächen noch nicht hinausgekommen, als der Herzog sich 1775 endgültig von Ludwigsburg zurückzog. Erst unter HERZOG FRIEDRICH II wurde dem Garten wieder Pflege zuteil und in den ersten Jahren des 19. Jahrhunderts nach THOURETS Entwurf eine neue Anlage geschaffen⁴¹, die die wohl noch vorhandenen Grundelemente des Barockgartens – zentrales Bassin mit Längs- und Querallee – bewahrte und wiederverwendete. Die ehemaligen Parterrebezirke wurden zu Rasenstücken, und anstelle der früher hier befindlichen kleineren Bassins wurden nun Blumenhügel aufgebaut und mit riesigen Vasen nach dem Entwurf von THOURETS Mitarbeiter ISOPI bekrönt. Das Bassin wurde in eine einfache Ovalform gebracht und durch einen Kanal erweitert, der in der Mittelachse des Gartens zum Neuen Corps de logis führte – ganz ähnlich der gleichzeitig von THOURET gestalteten Anlage im Stuttgarter Schloßgarten.

Das stärkere Interesse des Herzogs aber galt vielmehr dem seit 1797 östlich und nordöstlich des Schlosses entstehenden englischen Garten, einer völligen Neuschöpfung, angeregt von Jugenderinnerungen des Herzogs an Etupes und Viborg. Daß in dem unmittelbar vor den soeben im Empire umgestalteten Staatsräumen des Herzogs (seit 1803 Kurfürst, seit 1805/06 König) gelegenen Südgarten von einer Anglisierung abgesehen wurde, ist wohl nicht so sehr als denkmalpflegerische Tat anzusehen, sondern vielmehr mit dem gerade im Empire geschätzten Repräsentationswert breiter Achsen und weiter symmetrischer Plätze zu erklären.

Anmerkungen

1 Geschichte von Schloß und Garten Ludwigsburg mit Nachweis der benutzten Archivalien in: WERNER FLEISCHHAUER, Barock im Herzogtum Württemberg, Stuttgart 1958, S. 137 ff. – 2 Vgl. beispielsweise die Anlage der Favorite bei Mainz, die 1700–1729 als Terrassengarten mit wesentlich flacherer Neigung entstand, und deren Anfänge EBERHARD LUDWIG von seiner Cavalierstour im Jahre 1700 her möglicherweise kannte. – 3 Publiziert in NETTES Stichwerk «Vues et Parties Principales des Louis-Bourg», Augsburg 1712. FLEISCHHAUER, Barock, Abb. 74. – 4 NETTES Entwürfe für Ludwigsburg von 1711/13 gingen im 2. Weltkrieg in der TH-Bibliothek in Stuttgart zugrunde. – 5 FRISONIS Entwurf von 1715 ist in zwei Ausführungen überliefert: 1. Hessische Landes- und Hochschulbibliothek Darmstadt, 2. Heimatmuseum Ludwigsburg. FLEISCHHAUER, Barock, Abb. 112. – 6 Zwei perspektivische Ansichten aus der Vogelschau (von Norden und Süden), entstanden wohl 1733, Wien Albertina. – WERNER FLEISCHHAUER, Zwei Idearisse von Schloß und Stadt Ludwigsburg von PAOLO FRISONI, in: Schwäbische Heimat 1959, S. 74 ff., Abb. 1 und 2. – Plan von LORENTZ GREGOR, Stuttgart, Württ. Landesbibliothek. EBERHARD LUDWIG, HERZOG VON WÜRTEMBERG, Katalog der Ausstellung, Ludwigsburg 1976, S. 41, Nr. 222, Abb. 41. – 7 S. Anm. 6. – 8 CHRISTIAN BELSCHNER, Ludwigsburg in zwei Jahrhunderten, Ludwigsburg 1904, S. 96, gibt das Jahr 1760 an, ders. Verf. in: Favoritepark und Favoriteschloß, Ludwigsburg 1929, S. 17, nennt für die Planierung die Jahre 1745/46. – 9 Stadtplan von Ludwigsburg von SCHREYER, um 1760, Privatbesitz. – 10 1. Der sog. FEDERERSCHER RIß, 1780/85. ERNST MÜLLER, Die Zwingburg des Absolutismus, in: Schwäbische Heimat 1959, S. 54 ff., Abb. S. 60. 2. Stadtplan von STOLL, 1782. ILSE MANKE, Zwei Ludwigsburger Stadtpläne aus den Jahren 1782 und 1805/20, in: Ludwigsburger Geschichtsblätter XVI 1964, S. 157 ff., Abb. 1 S. 158. – 11 BELSCHNER, Ludwigsburg, S. 96. – 12 Im Verlauf des Spanischen Erbfolgekrieges brachte EBERHARD LUDWIG den Winter 1705/06 in München zu. – 13 JOHANN CHRISTOPH DAVID LEGER, Plan der Stadt Ludwigsburg 1726, Heimatmuseum Ludwigsburg, Katalog EBERHARD LUDWIG, S. 43, Nr. 230. – 14 MARCUS GERHARD, Plan der Stadt Ludwigsburg 1735, Heimatmuseum Ludwigsburg, Katalog EBERHARD LUDWIG, S. 45, Nr. 245, Abb. 45. – 15 Stuttgart, Hauptstaatsarchiv, A 248, 2254. – 16 BELSCHNER, Favoriteschloß, S. 18. – 17 S. Anm. 3. – 18 Katalog EBERHARD LUDWIG, S. 30. – Von diesem Projekt NETTES wurde mit Sicherheit die ähnliche Anlage am Ende des Weikersheimer Schloßgartens angeregt, die nach Lüttings Plänen 1719 ff. entstand. – 19 FLEISCHHAUER, Barock, S. 146. – 20 Derartige Ruinenbauten treten im mitteleuropäischen Garten sonst erst dreißig Jahre später auf. Die Anregung dazu erhielt NETTE möglicherweise von vergleichbaren Erscheinungen in der böhmischen Schloß- und Gartenarchitektur der Zeit um 1700. – 21 FLEISCHHAUER, Barock, S. 166. – 22 Ebda. – 23 Stuttgart, Hauptstaatsarchiv, A 248, 2254. – 24 Publiziert in FRISONIS Stichwerk «Vues de la Residence Ducale de Louisbourg», Augsburg 1727. FLEISCHHAUER, Barock, Abb. 120. Vgl. Ähnliches in dem ersten Schleißheimer Gartenprojekt ZUCCALLIS von 1701 und im Besunger Orangeriegarten, den EBERHARD LUDWIGS Vetter, der LANDGRÄF ERNST LUDWIG VON HESSEN-DARMSTADT 1714–21 nach dem Entwurf des REMY DE LA FOSSE hatte anlegen lassen. – 25 FLEISCHHAUER, Barock, S. 196. Stuttgart, Hauptstaatsarchiv, Plan in A 248, 2254. – 26 Stuttgart, Hauptstaatsarchiv, A 248, 2254. – 27 Stuttgart, Hauptstaatsarchiv, A 21, 549. – 28 FLEISCHHAUER, Barock, S. 197. – 29 S. Anm. 13. Auf dem Titelblatt der 1727 publizierten Entwürfe FRISONIS von 1721 (s. Anm. 21) ist im Schloßgrundriß das Neue Corps de logis bereits eingezeichnet, davor ein Garten, der in den Grundzügen NETTES Garten gleicht und wohl keinen neuen Entwurf FRISONIS darstellt. – 30 Stuttgart, Hauptstaatsarchiv, A 248, 2254. – 31 Ebda. – 32 S. Anm. 6. – 33 LEOPOLDO RETTI, Ansicht des Schlosses Ludwigsburg von Norden, sign. u. dat. 1726. Stuttgart, Staatsgalerie, Graph. Slg. – Katalog EBERHARD LUDWIG, S. 41, Nr. 222, Abb. 40. – 34 S. Anm. 14. – 35 Den Hinweis auf diesen Plan verdanke ich JÖRG GAMER, Heidelberg. Die Bau- und Kunstdenkmäler im Regierungsbezirk Kassel, Neue Folge Band 2, Kreis der Twiste, Kassel 1938, S. 67, Nr. 50, Taf.



PIGAGE (?), Entwurf zum Südgarten, 1771, Ausschnitt
(Foto: Württembergisches Landesmuseum)

18,2. JÖRG GAMER, Historische Gärten heute, in: Beton im Gartenbau, Heidelberg 1977, S. 2 ff., Abb. S. 7. – 36 S. Anm. 9. – 37 Stuttgart, Hauptstaatsarchiv, A 21, 551. – 38 MAX SCHEFOLD, Alte Ansichten aus Württemberg, Katalog, Stuttgart 1957, S. 351, Nr. 4872. – 39 Württembergisches Landesmuseum, Plansammlung. Der in der Plansammlung der Universität Stuttgart aufbewahrte, R. F. H. FISCHER zugeschriebene und ebenfalls in die frühen siebziger Jahre zu datierende Plan der Stadt Ludwigsburg gibt den Garten in ähnlicher Weise wieder und stellt wohl ebenfalls einen niemals ausgeführten Entwurf dar. – 40 S. Anm. 10. – 41 Vgl. Ludwigsburger Stadtpläne von ca. 1810 und 1823. MANKE, a. a. O., S. 161, Abb. 2, und MÜLLER, a. a. O., S. 61. S. Anm. 10.

Sonderbare Schicksale eines sonderbaren Trinkgefäßes

Werner Fleischhauer



Ein hölzerner Doppelpokal wohl aus der Mitte des 16. Jahrhunderts, der sich bis vor kurzem noch in rheinischem Privatbesitz befunden hat, verdient schon wegen seiner besonderen Form unsere Beachtung, aber auch deshalb, weil er innerhalb von vier Jahrhunderten sich in verschiedenen Sammlungen Württembergs und als Eigentum von bemerkenswerten Männern nachweisen läßt.

Der Pokal, der eine Höhe von 25,5 cm hat, besteht aus zwei Trinkschalen, eine jede mit Standplatte und Fuß, die sich zu einem Doppelpokal zusammenfügen lassen. Er hat im wesentlichen die Grundgestalt der oftmals auch Doppelkopf genannten Doppelpokale, die im frühen Mittelalter wahrscheinlich zuerst zu rituellem Zutrinken, später dann für das Minnetrinken zu Ehren von Heiligen oder auch zum Segenstrunk gebraucht wurden. Unser Doppelpokal unterscheidet sich von denen des Mittelalters durch die stark geschwellten Füße im Formgefühl des mittleren 16. Jahrhunderts. Der eingerollte Angriff, beschlagen mit vergoldetem Silber, hält sich noch ganz in den Formen der späten Gotik. Die beiden Trinkschalen sind aber von ganz besonderer Gestalt. Eine jede zeigt auf der Ober- beziehungsweise Unterseite stark heraustretende Wurzelansätze, die spitzigen Schneckenhäuschen oder auch kleinen Stalaktiten ähnlich sind. Es sind Naturformen, die «Wurzelbrut», wie sie gelegentlich anzutreffen sind auf den Wurzelstöcken der Sauer- oder Weichselkirsche. (*Prunus cerasus*; ich habe PROF. DR. GÜNTHER BUCHLOH, Univ. Hohenheim, für diese Feststellung zu danken.) Das stark gemaserte Holz der Sauerkirsche wurde zudem immer gerne zu feinen Schreiner- und Dreherarbeiten verwandt. Die Wahl gerade solcher Wurzelbildungen zur kunsthandwerklichen Verarbeitung ist für das 16. Jahrhundert bezeichnend. Man kennt das wissenschaftliche und auch allgemein verbreitete Interesse dieser Zeit an der Natur und auch gerade an bizarren und monströsen Naturformen, in denen man besondere Wunder der Schöpfung bestaunte. Die ungewöhnliche Gestalt der Wurzelbrut der Sauerkirsche lockte zur künstlerischen Bearbeitung, gerade so wie die ihnen nicht unähnlichen «Handsteine», Proben von Erzen und Mineralien aus den Bergwerken, die häufig von Silberschmieden zu Kunstwerken gestaltet wurden. Wurzelstöcke mit einer so schönen Wurzelbrut sind wohl nicht häufig. Dennoch ist unser Trinkgeschirr kein Unikum, etliche andere sind bekannt, die sogar wahrscheinlich

von der Hand desselben Drehers stammen. Sie dienten freilich nicht mehr zu Minne- oder Segens-trunk, auch sicher nicht zum häuslichen Gebrauch. Ihre ungewöhnliche Form und Gestalt läßt annehmen, daß sie als «Kunstkammerstücke» eigens für Kunstkammern geschaffen worden sind.

Das nachträglich dem hier zur Rede stehenden Becher zugefügte Band aus vergoldetem Silber um den Mundrand der unteren Trinkschale trägt die Inschrift IACOB GUTH VON SULTZ ZU DURCHHAUSEN WIRTEMB CAMMERMEISTER – DONO DEDIT NICOLAO OCHSENBACH CAPITANEO ANNO 1614. Wir erfahren, daß der herzoglich württembergische Kammermeister JAKOB GUTH VON SULTZ auf Durchhausen (1543–1616) das Trinkgeschirr dem Tübinger Schloßhauptmann NICOLAUS OCHSENBACH (1562–1626) zum Geschenk gemacht hat. Geber wie Beschenker waren gelehrte und hoch angesehene Herren, jeder von ihnen hatte eine bedeutende Kunst- und Raritätenkammer. Der sehr einflußreiche Kammermeister stand von 1579 an bis 1613 der herzoglichen Rentkammer vor, er hatte somit eine der höchsten Stellungen im Lande inne. Von seiner sehr bedeutenden und reichen Kunst-kammer schreibt im Jahre 1606 der berühmte Kunst-agent vieler deutscher Fürsten und großer Herren, der Augsburger Patrizier PHILIPP HAINHOFER (1578–1618), sie sei *voll schöner Raritäten sonderlich ein schöner Thesaurus von Münzen und ein großer Haufen von allerlei Kürn (= Gehörn) auch Missgeburten auch fremde alte Waffen, alles überaus sehenswert*. HAINHOFER, der ein weithin anerkannter Kunstkenner gewesen ist, hat hier erstaunlicherweise die sehr vielen und zum Teil auch sehr bedeutenden Kunstwerke der GUTHschen Sammlung nicht erwähnt. Der Sohn des Kammermeisters, LUDWIG GUTH VON SULTZ (1589 oder 1590–1653), versuchte 1624, schon bald nach dem Tod seines Vaters, vergeblich dessen Sammlungen, die er mit ihren 20788 Gegenständen mit 28493 Gulden bewertete, an HERZOG JOHANN FRIEDRICH VON WÜRTEMBERG zu verkaufen, der selber eine bedeutende Kunstkammer aufbaute. Endlich im Jahr 1653 fiel die GUTHsche Kunstkammer an HERZOG EBERHARD III als Vermächtnis, nach einer testamentarischen Bestimmung des Kammermeisters für den Fall der Kinderlosigkeit seines Sohnes. Einer der größten Schätze des Württembergischen Landesmuseums, das berühmte Kartenspiel aus dem frühen 15. Jahrhundert, ist damals mit noch vielen anderen Kostbarkeiten in die Herzogliche Kunstkammer gelangt. Einiges aus einem 1624 angelegten Inventar der GUTHschen Sammlung sei hier aufgeführt, um eine ungefähre Vorstellung zu geben. Da waren 342 Trink- und andere Geschirre



JAKOB GUTH VON SULTZ. Stich v. PHIL. KILIAN um 1655 nach einem Gemälde von 1615 (Bes. u. Foto: Württ. Landesbibliothek Stuttgart)

aus Jaspis und anderen edlen Steinarten und Materialien, wie auch aus Elfenbein, 259 Gemälde, 20 Crucifixe und Altären, gedrehte und geschnitzte Sachen, weiter 916 indianische, türkische und andere fremdländische Dinge. An den Letzten erkennt man, daß der Sammler somit das damals weit verbreitete Interesse teilte an Kunstwerken und anderen Gegenständen fremder Länder, besonders aus dem Fernen Osten und aus Amerika, die man allgemein als indianisch bezeichnete. Dazu kam noch eine große Naturaliensammlung.

Die Sammlung des Tübinger Burghauptmanns NICOLAUS OCHSENBACH (1562–1626) war viel weniger umfangreich und bedeutend als die des Kammermeisters. Schon der Vater des Nicolaus, HERMANN OCHSENBACH (1530–1586), ein studierter Jurist, dann Landsknechtsführer und seit 1563 Burghauptmann in Tübingen, hatte eine sehr bedeutende Büchersammlung. Auch NICOLAUS OCHSENBACH hat Rechtswissenschaften studiert, dann machte er in fremden Diensten mehrere Feldzüge in Frankreich mit, über die er in seinen Aufzeichnungen sehr lebendig berichtet. Von HERZOG FRIEDRICH I erhielt er 1597 die sehr ehrenvolle Tübinger Schloßhauptmannschaft übertragen. Er war ein lei-



NICOLAUS OCHSENBACH. Stich 1620
(Bes. u. Foto: Landesbibliothek Stuttgart)

denschaftlicher und vielseitig interessierter Sammler, der auch die Bücherei seines Vaters noch bereicherte, in sehr lebendigen Beziehungen auch zur Universität und zum Collegium Illustre in Tübingen stand wie auch zum Fürstenhause. Mit dem sehr gebildeten herzoglichen Gelehrten Oberrat FRIEDRICH VON JANOWITZ (1587–1635), einem großen Büchersammler, verband ihn eine enge Freundschaft. JANOWITZ widmete OCHSENBACH einen langen lateinischen Nachruf, in dem er seine Bibliothek, Kunst- und Wunder- und Rüstkammer ausführlich beschrieb und rühmte. Doch ergeht er sich dabei in so allgemeinen Lobreden, Worten und Bezeichnungen, daß aus seiner blütenreichen Schilderung nur sehr wenig Sachliches zu entnehmen ist. Leider ist aber auch die eigenhändige *Beschreibung meiner Rüstkammer, wie ich dieselbige Anno 1625 bey Handen gehabt Nicolaus Ochsenbach Haupttman scripsit Anno Aetatis 63* in der Stuttgarter Landesbibliothek (Cod. misc. 2° 34), die über 800 Einzelstücke und noch sehr viele andere ohne Zahlenangaben benennt, nicht viel mehr als eine dürftige Aufzählung.

Einige Beispiele aus dem Verzeichnis mögen zeigen, auf wie weite Gebiete sich die Interessen des Sammlers erstreckt haben: An erster Stelle steht da ein ganz persönliches und für den Besitzer wohl besonders kostbares Andenken *erstlich mein Fenlin so ich in Franckreich als fendrich getragen*. Dann folgen die Waffen, die einen Hauptteil der Sammlung ausma-

chen: arabische, türkische, niederländische, chinesische und indianische Dolche, darunter ein indianischer *darauf das Heft mit einem Deifel*, dreißig zum Teil vergoldete Seitenwehren, d. h. Säbel, Degen und Schwerter, darunter eine von KAISER KARL V, und eine andere von dem berühmten Siebenbürger Woiwoden STEPHAN BATHORY, dem späteren Polenkönig. Weiterhin Kürasse, alte *Schild wie sie vor Jahren die Ritter gefiert*, kleine Geschütze, Schießwaffen jeder Art, Pulverflaschen und vieles andere. Die Sammlung war auch reich an Werken der Kunst, besonders des Kunsthandwerkes. Von Elfenbeinarbeiten werden genannt allerlei Arten von Bestecken, Trinkgeschirren, Pfeifen, Salzfüßlein, Degen- und Dolchgriffe, ein Crucifix und zwei reliefierte *Täfelein* mit Historienbildern. Unter den *geschnittenen* Bildhauerarbeiten waren 26 Crucifixe, viele Hirsch-, Bocks-, Reh- und Gemenköpfe, denen sicherlich echte Geweihe oder Hörner aufgesetzt waren, wie man es in der Zeit sehr geliebt hat. Eine lebensgroße mehrfigurige Gruppe mit dem kreuztragenden CHRISTUS samt JOHANNES EV., SIMON VON KYRENE und den Schergen ist bemerkenswert: in dem so streng protestantischen Württemberg kann sie wohl nur eine Arbeit aus der Zeit vor Einführung der Reformation, somit wahrscheinlich noch eine Arbeit aus dem Mittelalter, gewesen sein, wie auch andere Heiligenfiguren der Sammlung. Die *Music*, eine Musikantengruppe *mit wilden Sauzähnen und Gembsenhörnern* war wohl wieder ein «Kunstkammerstück», sicherlich eine Kleinplastik. Zu dieser Gattung gehörten wohl auch *zwei Bilder* – unter Bildern verstand der Sprachgebrauch immer plastische Arbeiten – *da alweg das Weib den Mann hauet*, ein öfters gerade für Kunstkammern gestaltetes Motiv. Bemerkenswert sind die zahlreichen *metallinen* – damit waren Bronzearbeiten gemeint – *und messine Antiquitäten und Bilder . . . messine Reiter, Ross, Löwen, ein Horn, so vor Alters Giesskantten gewest*. Ein Roß darunter war Geschenk des Prälaten von Zwiefalten, *daraus ich ihm selb hab schon das Wasser geben*; OCHSENBACH besaß somit eine Anzahl der bekannten mittelalterlichen Tieraquamanilen, ebenso aber auch viele der in allen Kunstkammern hochgeschätzten Trinkgeschirre und anderen Geräte aus kostbaren Gesteinen und anderen Materialien, denen auch oft Heil- und Wunderkräfte beigemessen wurden, so aus Jaspis, Bergkristall, weiter *sex hilzine Köpf oder Trinkgeschirr mit Silber beschlagen*, weiter *zween große hilzin Köpf, der ein von Misgwex* – also aus einem ungewöhnlich gewachsenen Holz, ein weiteres aus dem gegen die gefürchtete Franzosenkrankheit verwendeten Franzosenholz – Guiakholz, ein anderer aus Wacholderholz *auf sonderbare Manier ge-*

dreht und geschnitten. OCHSENBACH hatte auch viele Bildnisse, Stiche und Holzschnitte von DÜRER, MARTIN SCHÖN (SCHONGAUER), LUCAS VAN LEYDEN, JÖRG PENTZ, ALTDORFER und anderen gesammelt. Wie in jeder Kunstammer der Zeit so fehlten auch nicht zahlreiche Naturalien jeder Art so Meergetiere, und namentlich viele *Gehirn*, d. h. Geweihe und Hörne – und darunter die besonders geschätzten Mißgewächse. Von den vielen Kuriositäten und Raritäten seien nur zwei hervorgehoben: *lange geschnäbelte Schuch, wie grosse Herren vor etlich hundert Jahren getragen* (wohl die bekannten spitzigen Schnabelschuhe des späten 15. Jahrhunderts) und *etliche Karten so man verendern kann* (sicherlich für Falschspieler). Den Abschluß der *Beschreibung* machen dann die Bücher.

Wie in allen Verzeichnissen der Zeit wird auch in dem der Rüst- und Kunstammer des NICOLAUS OCHSENBACH nie eine Angabe über die Herkunft oder das Alter eines Stückes gemacht, das letzte freilich war bei dem Stand des Wissens jener Zeit in den meisten Fällen auch gar nicht möglich. Immerhin hat OCHSENBACH vielfach vermerkt, wem er ein Stück als Verehrung zu verdanken hatte. Oft sind da die Namen von Angehörigen des Herzogshauses genannt, so hat er ein Hirschgeweih *vor 28 Jahren von Eberhardo Barbato geschenkt* erhalten. JAKOB GUTH VON SULTZ verehrte ihm außer dem Doppelbecher auch viele Naturalien, ferner auch *Kürn* (Gehörn), *einen helfenbeinin Dolchen, den Spitz zeicht ein Britternagel auf wie er mit Magnetstein zugericht*; ebenso ein *Bild der Lucretia*, sicherlich eine Kleinplastik. Einmal lesen wir: *ob ich wohl derselben* (nämlich Antiquitäten von Gold und Silber, worunter nach der Ausdrucksweise der Zeit Münzen zu verstehen sind) *eine guete Anzahl von dem Herrn Cammermeister auf einmal vierzehnhundert stuckh bekhommen hab ich doch dieselben haufenweis aus sonderbaren ursachen weggeben* (OCHSENBACH hat sie jedenfalls zu Geld gemacht) *und hab allain ein Ausschus was mir gefallen behalten*. Zwei andere Spender haben für uns besonders Interesse. Zuerst der mit OCHSENBACH besonders verbundene schon genannte Gelehrte Oberrat VON JANOWITZ, mit einem kleinen Kürasslein, einem kleinen Geschütz auf Rädern, einem eisernen Rundschild, einem Jesuskindlein, *so der Janowitz selber geschnitten* und vieles andere mehr. Der sehr angesehene Theologe D. ANDREAS OSIANDER, Professor und Kanzler der Tübinger Universität (1562–1617), gab *aus seiner Wunderkammer* eine Pfeife aus Ebenholz und eine Sanduhr, die HERZOG CHRISTOPH VON WÜRTTEMBERG gehört hatte und noch anderes. Es ist dies die einzige überlieferte Nachricht von dieser Wunderkammer.

NICOLAUS OCHSENBACH hat schon zu Lebzeiten einen Teil seiner Bibliothek, Rüst-, Kunst-, und Wunderkammer seinem einzigen Sohn und Erben JOHANN FRIEDRICH (1606–1658) übergeben. Vermutlich war darunter auch der Doppelkopf des Kammermeisters, der in der *Beschreibung* von 1625 nicht aufgeführt ist. JOHANN FRIEDRICH OCHSENBACH hat die Sammlungen seines Vaters noch erweitert. Der Tübinger Professor der Rechtswissenschaften FRIEDRICH FLAYDER (1596–1640), der auch große antiquarische Interessen hatte, widmete ihm ein langes lateinisches Gedicht als dem Betreuer der väterlichen Sammlungen; diesem Gedicht ist aber genau so wenig wesentliches zu entnehmen wie dem schon genannten von JANOWITZ. Der jüngere OCHSENBACH hat sich auch als Malerdilettant betätigt, wie es aus der *Beschreibung* von 1625 zu entnehmen ist.

Er hatte in Tübingen die Rechtswissenschaften studiert und war ein außerordentlich vielseitig interessierter und gebildeter Mann mit großen Sprachkenntnissen, der unter anderem den «Gulisman» des persischen mittelalterlichen Dichters SAAD aus dem Französischen ins Deutsche übersetzt hat. Im Jahre 1636, während der Besetzung des Herzogtums nach der Schlacht von Nördlingen durch die Kaiserlichen und Bayern, folgte er zusammen mit mehreren anderen Tübinger Studenten dem Juristen Professor CHRISTOPH BESOLD (1577–1638), der schon 1630 convertiert hatte, an die Bayerische Universität Ingoldstadt. Er war dann viel auf Reisen und, seit 1640, in kaiserlichen Diensten. Später convertierte auch er und trat 1654 in das Benediktinerkloster Weingarten ein, wohl einer schon älteren Neigung folgend, die sich schon in seiner Verbindung mit BESOLD und auch mit FLAYDER gezeigt hatte, der wegen seines regen Verkehres mit den Mönchen des 1634 rekatholisierten Klosters Bebenhausen vom Senat der Universität verwarnt worden war. OCHSENBACH vermachte dem Kloster seine Sammlungen und seine Bibliothek. Der Benediktinerpater NEPOMUK HAUNTINGER hat noch 1784 die Raritäten aus OCHSENBACHS Hinterlassenschaft in Weingarten gesehen. (P. NEP. HAUNTINGER: *Reise durch Schwaben und Bayern im Jahr 1784*. Herausgg. v. GEBHARD SPAHR 1964 S. 38.) Er berichtet, im Büchersaal seien *zur Zierde an den Kästen Porträts, alte Waffen, türkische Schilde, ausgerüstete Turnierpferde in Kleinen und andere dergleichen Kriegswerkzeug angebracht . . . die Hinterlassenschaft eines württembergischen Hofbeamten*.

Nachdem im Jahr 1806 das säkularisierte Kloster Weingarten aus bayerischem Besitz in den Württembergs übergegangen war, wurde die Weingartner Naturaliensammlung – zum mindesten teilweise – in das Kgl. Naturalienkabinett zu Stuttgart über-

führt. Es ist kein Übergabeverzeichnis vorhanden; das 1944 im Brand beschädigte Konzept zu einem Katalog der Hölzer der Weingartner Naturaliensammlung nennt nur Gattungsnamen und Arten der Hölzer. (Mitt. v. DR. MANFRED WARTH, Staatl. Mus. für Naturkunde Ludwigsburg.)

In der Weingartner Raritäten- und Kunstkammer war der GUTHsche Doppelkopf nach der alten Systematik der Naturaliensammlungen wegen seiner besonderen Holzart sicherlich unter den Naturalien eingeordnet gewesen und wird dann mit dem Weingartner Naturalienkabinett an das Königliche in Stuttgart gekommen sein. Dies läßt sich auch mit Sicherheit daraus schließen, daß er bis vor kurzer Zeit im Besitze eines Ur-Ur-Enkels des Königlichen Hofzahnarztes und Prosektors der Stuttgarter Tierarzneischule ANTON BOPP (1783–1845) gewesen ist, der mindestens von 1824 an bis 1840 auch als Unteraufseher – heute würde man Assistent sagen – am Kgl. Naturalienkabinett gearbeitet hat. Mit der neuen systematischen Ordnung der naturkund-

lichen Sammlungen im Laufe des letzten Jahrhunderts war der Doppelkopf unter den Naturalien nicht mehr am richtigen Platz. Wegen seiner bizarren Formen, die dem klassisch bestimmten Stilgefühl der Zeit ganz entgegen war, konnte er auch für das Kgl. Kunstkabinett nicht geeignet sein. So mag BOPP die Gelegenheit gehabt haben, das interessante, vermutlich ausgeschiedene Trinkgeschirr um sehr wenig nur oder gar umsonst zu bekommen. Nach einer Wanderung durch fast vier Jahrhunderte und durch nicht weniger als sechs Sammlungen hat der GUTHsche Doppelkopf nun im letzten Jahre endlich seinen Platz im Württembergischen Landesmuseum gefunden, bei den Sammlungsstücken des Kammermeisters, zu denen er einstmals gehört hatte.

Literatur:

Handschriften der Württbg. Landesbibliothek – Handschriften der ehem. Hofbibliothek Bd. 5, beschr. v. MAGDA FISCHER, 1975 S. 89 ff.; FLEISCHHAUER, W., Die Geschichte der Kunstkammer der Herzöge von Württemberg in Stuttgart, 1976 S. 48 ff.

Rottweil: Kunst in der Stadt

September 1974. Rottweil feiert ein Stadtfest, drei Tage lang. Es feiert mit Böllerschießen und Aufzug der Bürgerwehr, mit Festzelt und Faßanstich, mit Vergnügungspark und Luftballonsteigen, mit Stadtkapellen und Vereinsabend, mit Armbrustschießen der Schützengilde und Bundessiegerschau der Rottweiler Hunde.

Ähnlich feiern auch andere Städte ihre Stadtfeste. Und Rottweil, das alte Rottweil, hatte 1974 auch einen Grund vorzuweisen, der solche Art von Stadtfest rechtfertigt: Im Jahre 74 gab es da schon das römische Arae Flaviae – 1900 Jahre städtische Siedlung also. Und doch unterschied sich die Rottweiler Veranstaltung ganz entschieden von Stadtfesten anderwärts. Jenes ferne Datum war lediglich ein willkommener Anlaß, ein längst geplantes Fest, ein Fest besonderer Art zu feiern. Kein Stadtjubiläum also, sondern einfach ein Stadtfest. Viele jedoch sprachen nur vom «Fahnenfest». Denn vom Viadukt bis zum Schwarzen Tor, von der Lorenzkapelle über den Friedrichsplatz und die Hochbrücke bis zum Landratsamt flatterten Fahnen, höchst unterschiedliche Fahnen, merkwürdige Fahnen, Künstler-Fahnen.

Reinhold Wurster

Unter dem Motto «Künstler machen Fahnen für Rottweil» hatten sich 170 bekannte Maler, Graphiker und Bildhauer aus ganz Europa bereiterklärt, an dem Versuch teilzunehmen, die historische Stadt als Kulisse für eine Ausstellung besonderer Art zu nützen; daran teilzunehmen, ein Stadtfest auch zum Kunstfest werden zu lassen.

Nicht nur die bildenden Künstler waren mit ihren Fahnen nach Rottweil geeilt. Aus Frankfurt kam die Theatergruppe «Baufirma Meissel & Co.», aus Frankreich kamen die «Percussions de Strasbourg», aus Ulm THEODOR DENTLER mit seinem «Theater in der Westentasche». Im Bürgersaal las ERNST JANDL hintergründig über «Fahnen aus Poesie», und FRANZ JOSEF BOGNER versuchte dort, sein Publikum pantomimisch zu belehren. Unter der bunten Fahnenflut in den Straßen und Gassen breiteten sich Flohmärkte aus und die Folklore der Ausländergruppen, die «Old Switchmen Jazzband» spielte, und Barden von nah und fern sangen vor Kirchen, auf Podien und in alten Gewölben.

Drei Tage lang bot diese Mischung von alter Stadt

und neuer Kunst, von Einheimischen und ausländischen Mitbürgern und angereichten Künstlern, von Kunstfest und Volksfest ein erstaunliches Bild der Eintracht. Was sich sonst oft als recht gegensätzlich darbietet, schien hier auf die selbstverständlichste Weise integriert.

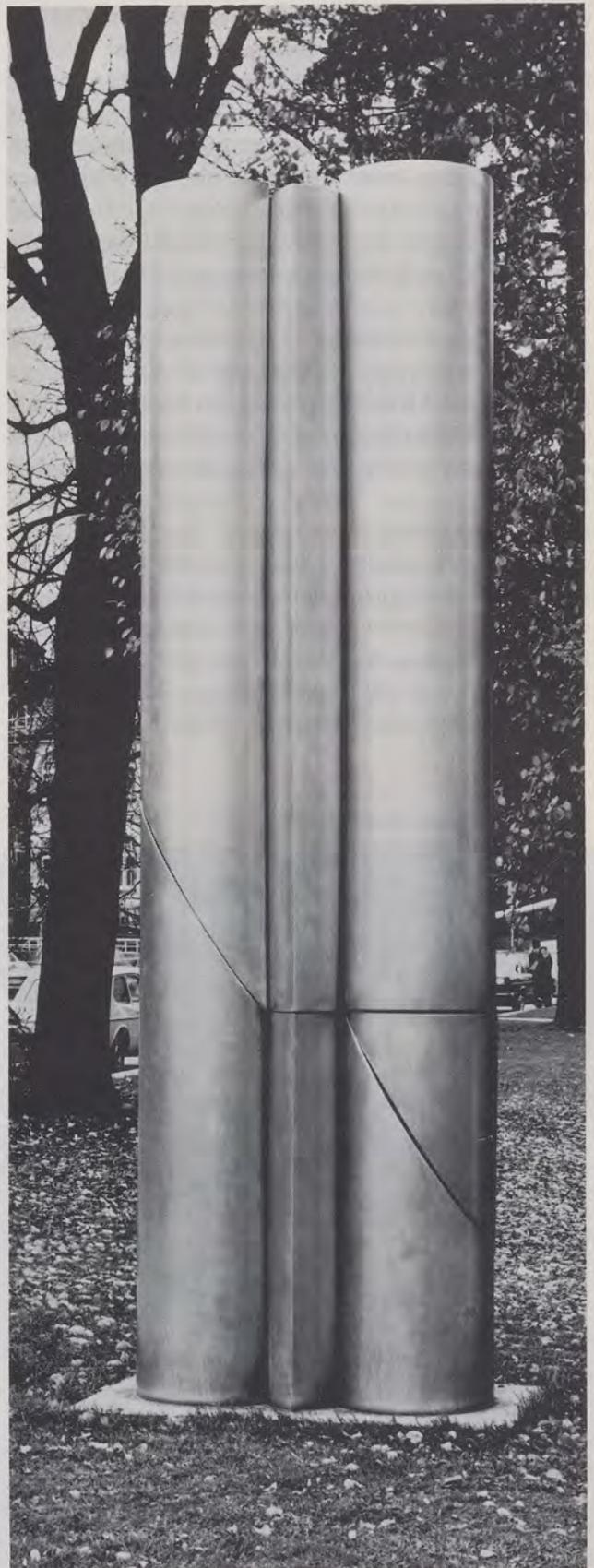
Selbst die Fahnenflut, die hierzulande leicht ungute Assoziationen hätte wecken können, fügte sich völlig ins heiter gelöste Stimmungsbild. Und doch entließ die herrliche Stadtkulisse die Künstlerfahnen nicht einfach ins unverbindliche Spiel. Tradition war allgegenwärtig. So geriet da manches, was vom Künstler «konstruktiv» oder gar «konkret» gedacht war, unversehens zur Kirchenfahne; und auch die zahlreichen Farbformgefüge auf Fahnentuch hätten hier ohne weiteres schon im Mittelalter so hängen können.

Die SÜDWESTPRESSE schrieb damals: *Die Künstlerfahnen zum Rottweiler Stadtfest am vergangenen Wochenende isoliert betrachten zu wollen, ist eigentlich unmöglich. Trotz Katalog und internationalem Künstlertreffen blieb kein Hauch von Ausstellung. Kunst war in Form von Fahnen für drei Tage in Rottweils Innenstadt einfach präsent, war allgegenwärtig – so selbstverständlich, daß man sich zu wundern begann, warum es denn ein Problem sein sollte, Kunst und Öffentlichkeit zusammenzubringen.*

Ein Phänomen also dieses Rottweil, ein Glücksfall? Auf jeden Fall scheint manches, was sonst nur bereдет wird, hier einfache Wirklichkeit geworden zu sein. Das bezieht sich keineswegs nur auf jene drei Tage im September 1974. Es ist in Rottweil beinahe schon alltägliche Wirklichkeit. Denn seit nunmehr acht Jahren stehen entlang der Königstraße unter dem Kennzeichen «Kunst in der Stadt» zeitgenössische plastische Arbeiten von Künstlern aus aller Welt, ein vielseitiger Querschnitt durch das bildhauerische Schaffen von heute. Und der Rottweiler Kunstverein FORUM KUNST bietet im Bürgersaal am Friedrichsplatz ein Ausstellungsprogramm, das in seiner Aktualität, seiner Vielseitigkeit und seinem Anspruch jedem großstädtischen Kunstzentrum angemessen wäre.

Auch die Idee zum großen Fahnenfest stammte aus dem Kreis des FORUM KUNST. Die Stadt schloß sich an und stellte mit dem Stadtfest den richtigen Rahmen zur Verfügung, der das Fahnenfest – wie zuvor schon die «Kunst in der Stadt» – mehr sein ließ als eine bloße Kunst-Aktion, die kurzfristig Aufsehen erregt.

Damit sind freilich die Rottweiler Kunst-Aktivitäten nicht weithin im Gespräch, wie das bei manch anderen, kurzfristigen, aber spektakulär aufgemachten Straßenkunstaktionen der Fall war. Aber die gedul-



Eine Edelstahlplastik von ERICH HAUSER an der Rottweiler Königstraße.
(Alle Fotos zu diesem Aufsatz: Fritz Rapp)

dige, in erster Linie auf die Wirksamkeit am Ort bedachte Arbeit zahlt sich dafür um so besser aus. Als im vergangenen Jahr im neuen Stuttgarter Landes-pavillon die Kunstszene Baden-Württembergs in einer Reihe von Ausstellungen präsentiert werden sollte, konnte nur Rottweil als geschlossener «Kunstraum» auftreten. Schwäbisch Gmünd beispielsweise, eine mit Rottweil vergleichbare Stadt, mußte sich durch eine einzelne private Galerie vertreten lassen.

«Kunstraum Rottweil», das ist nicht etwa allein der Kreis um das FORUM KUNST; es ist die Vielfalt heutiger Kunst (und Künstler) in diesem Bereich, die sich dank der Rottweiler Kunst-Aktivitäten und der dadurch ausgelösten Wechselbeziehungen bilden konnte.

Diese Wechselbeziehungen und das dadurch bedingte kunstfreundliche Klima haben sich allmählich doch herumgesprochen. Ausstellungsmanager von weither betreuen heute als «Gastintendanten» für eine Saison die Ausstellungen von FORUM KUNST. Rottweil gilt als beispielhaft nicht nur unter dem kritischen, oft voreingenommenen Blickwinkel

«Kunst in der Provinz», sondern darüber hinaus für Kunstvermittlung überhaupt, für die Begegnung zwischen Kunst und einem Publikum, das über die Zirkel der «Eingeweihten» hinausgeht.

Durchaus also ein Modellfall, dieses Rottweil: Kunst steht in der Stadt, Kunst wirkt in der Stadt, Kunst scheint hier ins Alltagsleben integriert zu sein. Doch als im Frühling dieses Jahres eine Steinskulptur von ULRICH RÜCKRIEM mit Motorenöl übergossen und damit praktisch zerstört wurde, machte Bestürzung sich breit. Die Toleranz der Bürgerschaft gegenüber den kantigen, herausfordernden Formen heutiger Kunst inmitten der alten Stadt erschien plötzlich nur als dünne Haut, als trügerische Oberfläche.

Niemand resignierte zwar. Ob Oberbürgermeister oder FORUMS-Vorsitzender, ob Ausstellungsmanager oder Künstler, alle nahmen den Vorfall zum Anlaß, zu einer Verstärkung der Bemühungen um Verständnis für heutige Kunst aufzurufen. Und doch zwingt das, was unter der Oberfläche scheinbarer Toleranz sichtbar wurde, zur Besinnung, zu einer realistischeren Sicht, zu einer Überprüfung des Modellfall-Höhenflugs auf dem Boden der Wirklichkeit. Wie eigentlich hat das alles begonnen?

Eine Arbeit von HELMUT LANDER



Heute würde man das wohl eine Bürgerinitiative nennen, was sich damals, 1970, in Rottweil formierte. Eine Bürgerinitiative, die nicht gegen etwas Stellung bezieht, sondern für etwas, für die Kunst, für Kunst in der Öffentlichkeit. Schon die Namensgebung ist bezeichnend. Nicht Kunstverein Rottweil nannte sich der Zusammenschluß, wie das traditionell üblich ist, sondern FORUM KUNST Rottweil. Auf den Markt getragen, vors Tribunal der Öffentlichkeit gestellt werden sollte hier die Kunst, statt im Schoße eines Vereins Bildungsbeflissener bebrütet zu werden.

Einen Antrieb, einen Motor freilich braucht jede Bürgerinitiative. Und so begann eigentlich alles mit einem Umzug, mit dem Umzug des Stahlplastikers ERICH HAUSER von Dunningen nach Rottweil, wo er die Räume der alten Saline als Werkstatt bezog. Die schöpferische Unruhe des 1930 in Rietheim (Kreis Tuttlingen) geborenen Künstlers begnügte sich nicht mit der Umwandlung der Salinengebäude zur fabrikähnlichen Werkstatt, der jetzt möglichen Herstellung großer Plastiken aus Edelstahl und der Gestaltung seines zum Neckarufer abfallenden Geländes zum riesigen Plastikgarten. Neben der Verwirklichung seiner plastischen Vorstellungen suchte er auch nach Möglichkeiten, die plastischen Ereignisse heutiger Kunst seinen neuen Mitbürgern nahezu bringen.

Klar und entschieden, wie seine Arbeiten sind, wa-

ren dann auch die Schritte HAUSERS in den für ihn neuen Bereich der Schaffung von «Rezeptionsmöglichkeiten». Beinahe über Nacht tauchten in den Grünstreifen entlang der Rottweiler Königstraße riesige Skulpturen auf, Skulpturen von LENK, HAUSER und SMITH, Skulpturen, wie sie die Rottweiler noch nie gesehen hatten.

Vorher war Rottweil eine Stadt, die wohl durch Kunstschatze Besucher anzulocken vermochte, jedoch keineswegs durch Beispiele heutiger Kunst. Die erkerreichen Häuserzeilen am platzähnlichen großen Straßenkreuz, flankiert vom massigen Schwarzen Tor auf der einen und vom eleganten Filigran des Kapellenturms auf der anderen Seite, dazu die Sammlung schwäbischer Plastik und Malerei in der Lorenzkapelle, das allein machte für Kunstfreunde einen Besuch der ehemaligen Reichsstadt allemal wert.

Heutige Kunst dagegen blieb in Rottweil eher mager repräsentiert. Selbst die recht gemäßigt moderne Brückenmadonna, die auf der Hochbrücke den leeren Platz gegenüber dem Brückenheiligen einneh-

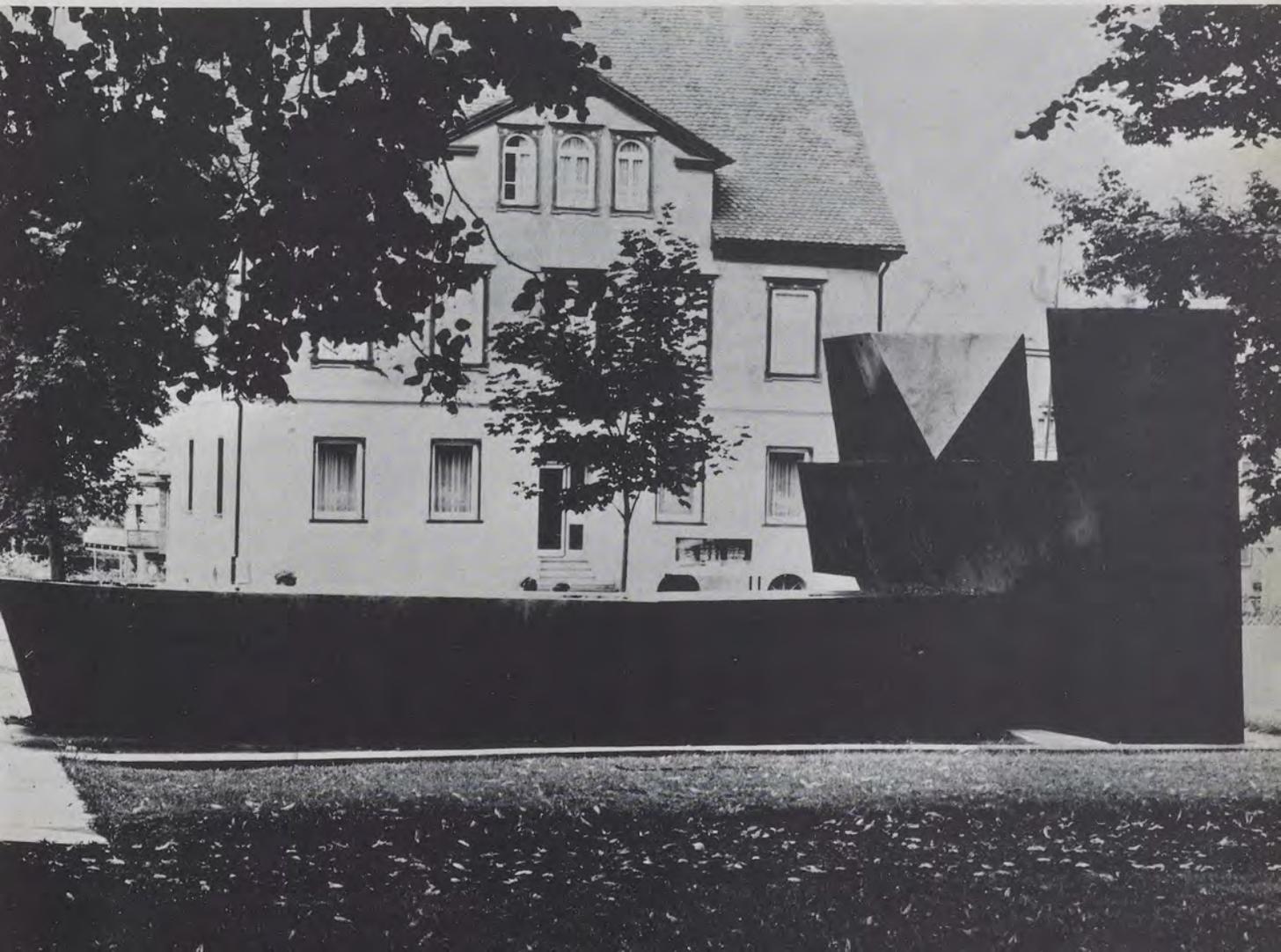
men durfte, verursachte in dem am mittelalterlichen Maß orientierten Rottweil erhebliche Aufregung. Und auch später noch, als an der unteren Hauptstraße ein Brunnen mit den Scheibenschichtungen des Stuttgarter Bildhauers KASPAR THOMAS LENK aufgestellt wurde, gingen die Wogen der Erregung hoch.

Eine HAJEK-Plastik am Arbeitsamt, ein Farbraum von PFAHLER im Aufbaugymnasium, eine vom Stadtjugendring 1967 veranstaltete «Woche junger Kunst» im Landratsamt – damit sind die wenigen Gelegenheiten für Rottweils Bürger, sich über heutige Kunst mehr aufzuregen als sich mit ihr auseinanderzusetzen, auch schon aufgezählt.

Soviel immerhin hatte die erwähnte «Woche junger Kunst» doch deutlich gemacht, daß es in Rottweil nicht nur Aufregung um «moderne» Brunnen und Madonnen, sondern auch Künstler und Kunstfreunde gibt, eine Basis, die eigentlich nur aktiviert zu werden brauchte.

Der «Motor» ERICH HAUSER fand also durchaus etwas vor, das anzutreiben, in Schwung zu setzen war. Er fand vor allen Dingen einen Oberbürgermei-

Diese Plastik von TONY SMITH gehört zu den ersten, die entlang der Königstraße aufgestellt worden sind.



ster vor, der bereit war, die ungestüme Antriebskraft zu nützen. OB REGELMANN ermöglichte die Aufstellung der Plastiken entlang der Königstraße; OB REGELMANN gab Hilfestellung für die Ausstellungstätigkeit des wenig später gegründeten FORUM KUNST; OB REGELMANN ist auch heute noch bei nahezu jeder Ausstellungseröffnung im Bürgersaal anwesend, nicht als Repräsentationsfigur, sondern als aufmerksamer Beobachter.

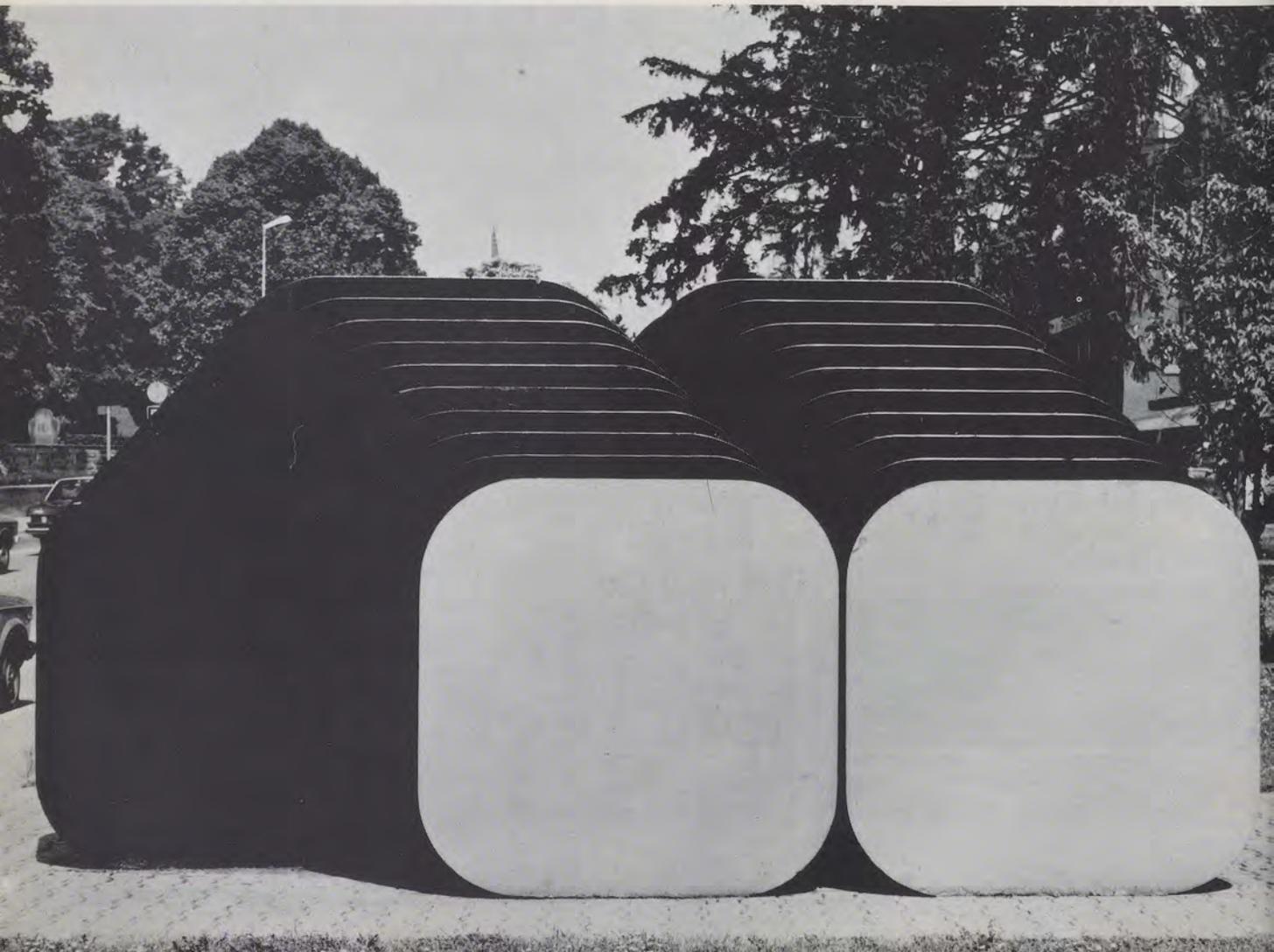
Die Stadt stellte die Fundamente für «Kunst in der Stadt» zur Verfügung, sie kam für Transportkosten auf, sie stellte Räume für FORUM KUNST bereit. Das alles geschah und geschieht eher still als spektakulär. Wenn für die Bürger Rottweils die Begegnung mit heutiger Kunst trotzdem heftig verlief, dann liegt das an der Entschiedenheit ERICH HAUSERS. Für ihn kam kein allmähliches Hinführen in Frage, sondern allein die Konfrontation.

Nicht Gemäßigtes oder Kompromisse wollte er, um seine Mitbürger mit den Möglichkeiten heutiger Kunst vertraut zu machen, sondern allein die krasse Herausforderung, sich in einem neuen Sehen zu

üben. Neben seinen eigenen Edelstahlsäulen und Röhrenknickungen und den Volumen vortäuschenden Scheibenschichtungen seines Kollegen KASPAR THOMAS LENK war da gleich zu Beginn vor allem der schwarze, in geometrischer Kargheit den Raum aufgliedernde Stahlkörper des Amerikaners TONY SMITH, an dessen sperriger Monumentalität sich die Rottweiler rieben.

Objekte von BRÜNING und BUCHER, FREIMANN und GUTBUB, HAJEK und PFAHLER, PRAGER und SCHWEGLER kamen hinzu. BENAZZI und BREUSTE, LECHNER und NAGEL, SIEGENTHALER und SUTTER folgten, und noch viele weitere Namen wären aufzuzählen, wenn man eine auch nur annähernd vollständige Liste der Künstler erhalten wollte, die sich im Laufe der acht Jahre von ERICH HAUSER überreden ließen, eine ihrer plastischen Arbeiten für Rottweils Plastikstraße zur Verfügung zu stellen. Manches – so die Arbeiten von SMITH und BRÜNING – stehen schon all die Jahre da und gehören längst zum Bild der Königstraße. Andere wurden beschädigt oder hielten der Witterung nicht stand und wurden ausgetauscht. Vieles wurde von den Künst-

Scheibenschichtungen sind typisch für die Arbeit von KASPAR THOMAS LENK

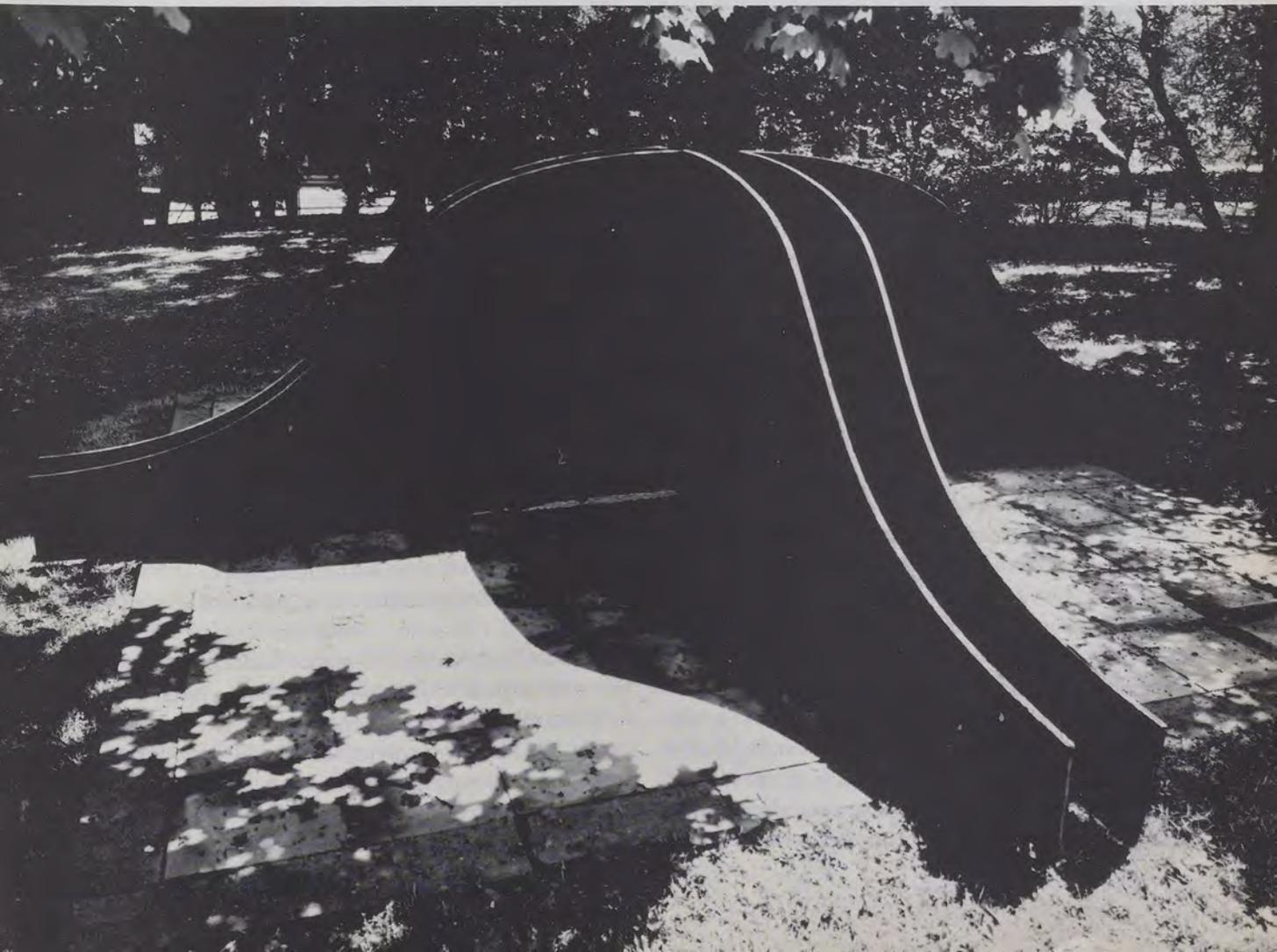


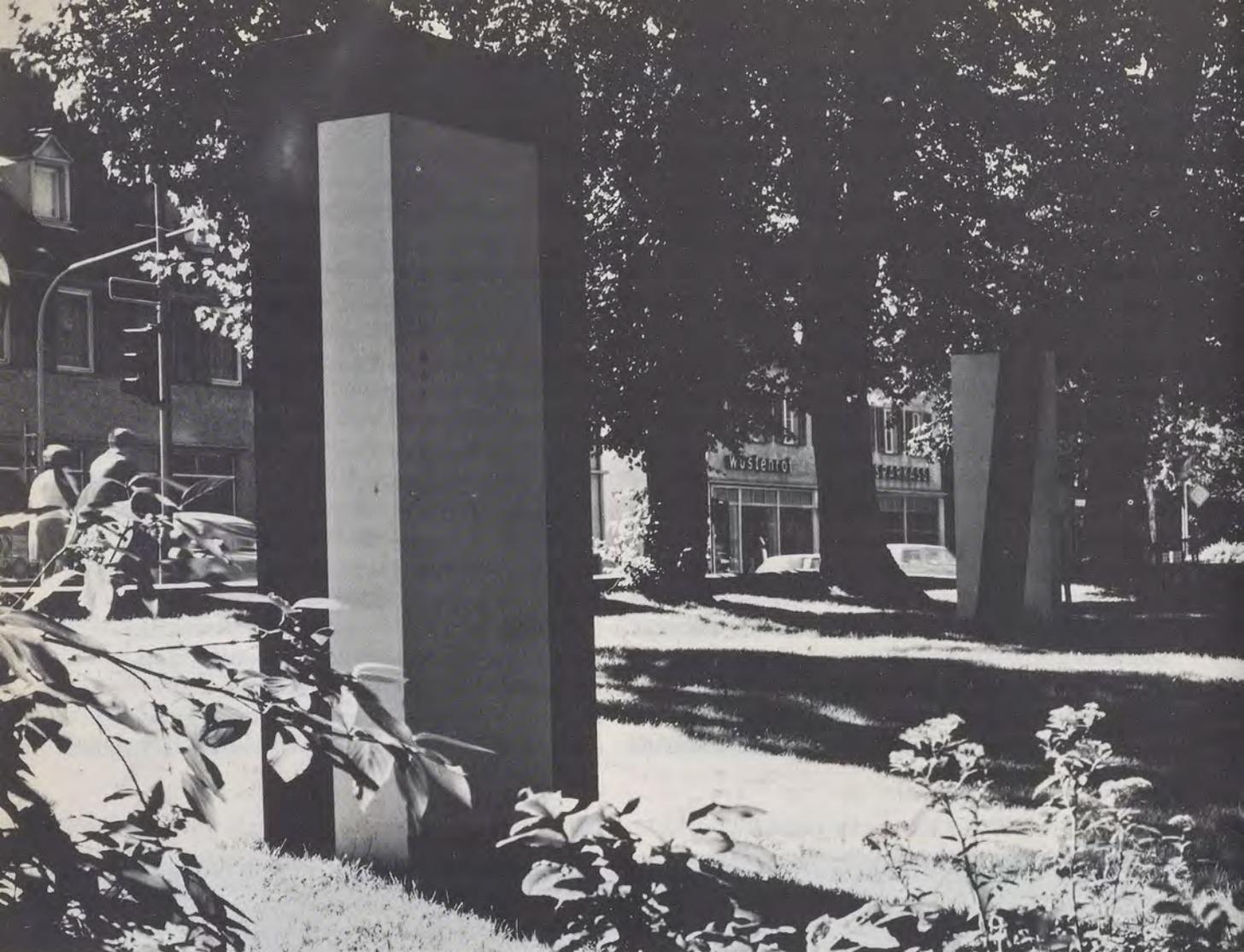
lern nur auf Zeit geliehen. Stets aber war die Königstraße in diesen acht Jahren von einer so großen Zahl an Plastiken gesäumt, daß diese «Kunst in der Stadt» einen Besuch wert war. Stets jedoch war es auch eine Auswahl, die kompromißlos den Vorstellungen ERICH HAUSERS von neuem plastischem Schaffen entsprach, Raumartikulation jenseits störender (für andere hilfreicher) Inhaltlichkeit.

Was bis zum Fahnenfest 1974 längst gewohnt war, löste in der unvermittelten Konfrontation von 1970 natürlich heftige Diskussion und auch Reaktionen aus. ERICH HAUSER schreibt dazu im Katalog seiner Rottweiler Ausstellung Anfang 1978: *Ich habe in den letzten Jahren feststellen müssen, sehr zu meiner Überraschung, daß ich eine Art politischer Künstler bin, jedenfalls was die Wirkung angeht. Auf meine Plastiken wird geschossen, Stadträte ereifern sich, Bürger werden initiativ. Obwohl es an Zeugnissen in Schrift und Tat nicht fehlt, habe ich bis heute nicht herausfinden können, was der Grund für diese Aufregung ist. Ich schneide ja keine Gesichter, meine Arbeiten wollen auch niemand belehren, weder politisch noch sonstwie. Aber vielleicht wollen die*

Leute gerade indoktriniert, bekehrt werden. Einmal still zu sein und die Augen aufzumachen, das scheint die schlimmste Zumutung . . . In Rottweil, wo ich wohne, haben wir den Versuch gemacht, entlang der Hauptstraße zeitgenössische Plastiken aufzustellen; ohne großes Getue, einfach in der Hoffnung, daß die Leute beim Vorübergehen einen Blick darauf werfen. Mittlerweile sind es etwa 20 Werke, darunter von so bekannten Kollegen wie Tony Smith, Lenk, Brüning, Lechner etc. Obwohl sich die Bürger einer Kleinstadt noch eher gegenseitig im Auge behalten und kontrollieren, hat es auch da am Anfang Beschädigungen gegeben. Das hat sich heute gelegt. Auf eine Umfrage hin hat sich fast die Hälfte der Befragten für die Zukunft des Versuchs ausgesprochen. Ob das ein Erfolg ist, weiß ich allerdings nicht. Eher ist zu vermuten, daß die Betroffenen über die Gewöhnung blind geworden sind. Positiver als ERICH HAUSERS heutige Skepsis ist die Wertung des Experiments durch WINFRIED HECHT, die am Ende seines Beitrags «Aus Rottweils Kunstgeschichte» im Katalog des Fahnenfestes zu finden ist. Er sieht die heutigen Bemühungen ganz im Einklang mit dem, um was es in Rottweil in Jahrhunderten immer wieder gegangen ist: Kunst aus luftleerer Unver-

Eine Arbeit von HEINZ GÜNTHER PRAGER





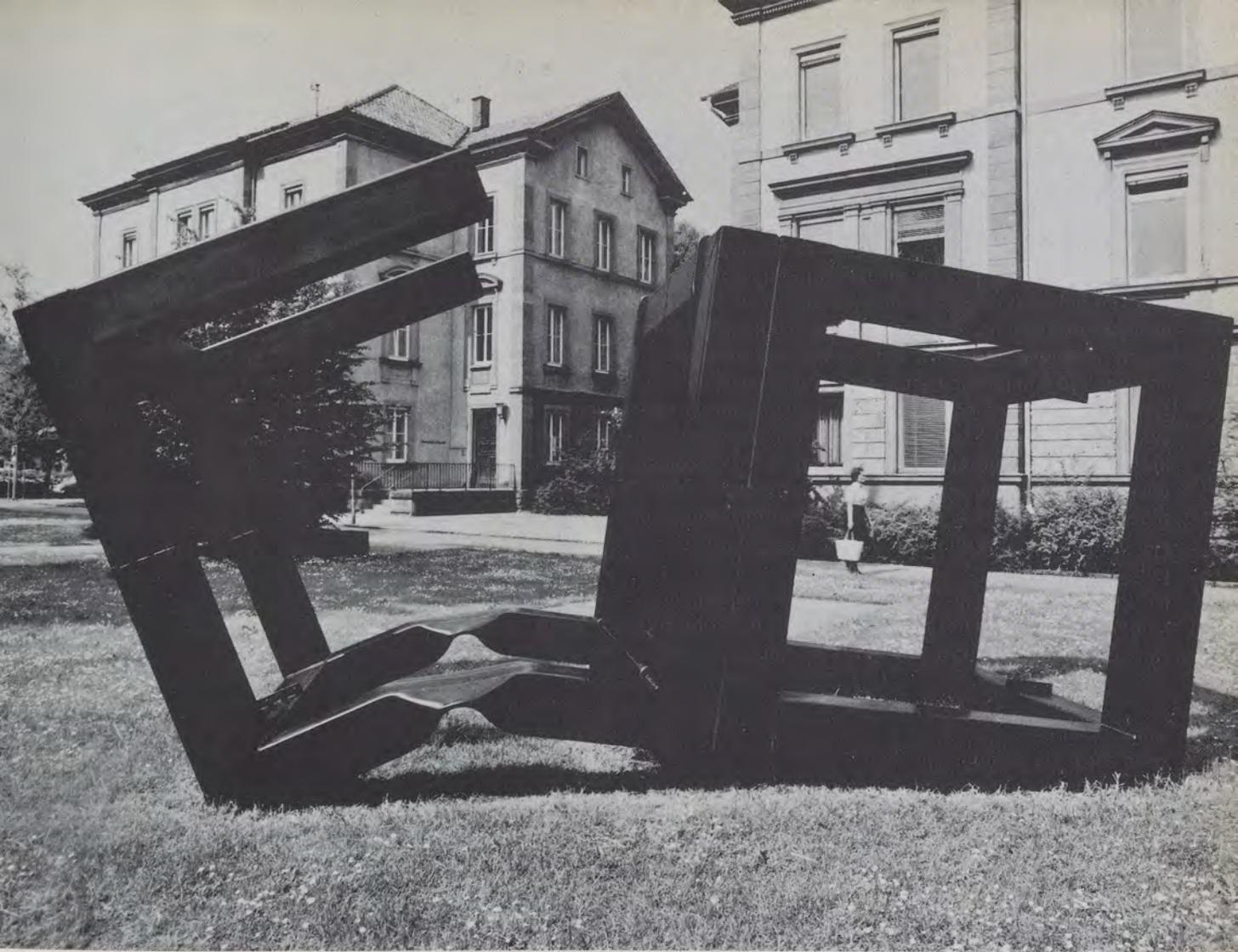
CHRISTOPH FREIMANN: Am Rand des Parks, am Rand der Straße

bindlichkeit herauszuholen, ihr für die Gesellschaft einer Stadt eine Aufgabe zu stellen, in deren äußeren Erscheinungsbild Zeichen zu setzen, Stadtmarken, welche an unausgesprochene, aber zur Beantwortung drängende Fragen rühren. Daraus ergibt sich folgerichtig, daß einmal mehr junge und neue Kunst zur Diskussion steht; Kunst, für deren Inhalte Maßstab und Bewertung nicht vorfabriziert geliefert werden, sondern vom Beschauer nach der ersten Konfrontation in vielfach mühsamem und langwierigem Erkenntnisprozeß erst zu finden sind. Welche Erfahrungen machte Rottweil dabei? Ein großer Teil seiner Bevölkerung hat nach dem anfänglichen Gefühl völliger Verunsicherung, das zuweilen einem Schock gleich und einigermaßen geharnischte erste Reaktionen nach sich zog, den Weg gefunden vom emotionalen Protest zum Bemühen um Argumente und zum durchdachten, sachlich fundierten Widerspruch. Schon damit war die Bereitschaft, dem künstlerischen Experiment mehr Raum zu gönnen, vergrößert. Es folgte vielfach der Schritt zum Infragestellen des eigenen Standpunkts, zum Gespräch, ja der Wunsch nach dem Dialog und der Begegnung vor dem Hintergrund des Kunstwerks. Grundvoraussetzungen zur heute

mehr denn je notwendigen Toleranz waren damit gewonnen. Toleranz wäre aber auch das deutlichste und schönste Zeichen von Urbanität, städtischer Weltoffenheit, die dem 1900 Jahre alten, jung gebliebenen – vielleicht durch Kunst jung gebliebenen – Rottweil wohl anstünde.

Für WINFRIED HECHTS positive Wertung dessen, was da in Rottweil in Gang gekommen ist, sprechen die Erfahrungen, die das FORUM KUNST mit seinen Ausstellungen im Bürgersaal machen konnte. Durchschnittlich 1200 Besucher hat jedes der FORUM-Angebote, und die sind kaum weniger provozierend als die Kunst in der Stadt. 1200 Besucher, das ist für eine Stadt wie Rottweil eine beachtliche Zahl.

Für ERICH HAUSERS Befürchtung blinder Gewöhnung spricht der schon erwähnte Vorfall mit der RÜCKRIEM-Plastik. Bemerkenswert daran ist, daß dieses Aufleben von Aggressionen, die längst der Toleranz gewichen schienen, in dem Moment eintrat, als die Plastiken von jenseits der Hochbrücke in die Innenstadt vordrangen, sich vor dem Kapellenturm und entlang der Hochbrücktorstraße breit machten.



ALF LECHNER: Nachvollziehbarer Verformungsprozeß

Draußen an der Königstraße hatten die Kunstwerke ihren Grünstreifen und damit eine gewisse Distanz zu den Passanten. Jetzt in der Innenstadt stellen sie sich den Rottweilern wirklich in den Weg, herausfordernd, die Allgemeinheit betreffend, ihre Sehgewohnheiten nachhaltig störend, Ansprüche stellend und Ansprüche in Frage stellend. Jetzt eigentlich erst, im direkten Anstoßnehmen, im täglichen Reiben des Blicks an den ungewohnten, ins Vertraute hereingebrochenen Objekten, die sich da querstellen, könnte sich die Möglichkeit zur (bewußten oder unbewußten) Auseinandersetzung erweisen, könnte sich auch der von ERICH HAUSER beklagte Gewöhnungsprozeß einstellen.

Gewöhnung, das klingt im Zusammenhang mit Kunst banal, spießbürgerlich, schließt alles Fatale im Umkreis von Anpassung, Bequemlichkeit und Alltagstrott ein. Gewöhnung, so möchte man meinen, muß der Tod alles Künstlerischen sein. Solch abschätzige Wertung eines Gewöhnungsprozesses ist eigentlich nur dann richtig, wenn er zur

völligen Gleichgültigkeit führt. Gewöhnung, das kann aber durchaus der Anfang einer Entwicklung sein, kann zum Tolerieren, dann zum Akzeptieren, zum Gefallen schließlich oder gar zu Begeisterung führen. Gewöhnung muß also nicht ohne Folgen bleiben, muß nicht blind machen. Gewöhnung ist im Bereich der Kunst für die Mehrheit wohl wichtiger als alles Diskutieren. Kunst wird zunächst mit dem Auge, nicht mit dem Verstand allein erfaßt.

ROBERT KUDIELKA, lange Jahre eine Art Chef-Ideologe der Rottweiler Kunstszene, behauptet gar, das Nicht-Verstehen sei das Salz im Umgang mit Gegenwartskunst. In der Dokumentation «Kunst in der Stadt am Beispiel Rottweil», 1972 von der schweizerischen Edition Galerie Howeg herausgegeben, schreibt er u. a.: *Der Kapellenturm, der Rottweils Gesicht jahrhundertlang geprägt hat, wirkte nicht dadurch, daß die Bürger über Kreuzblumen und Kaffeemühle, Maßwerk und Ponderation diskutiert haben. Er hat das Leben der Stadt bestimmt, indem er bei allen menschlichen und allzu menschlichen Geschäften an den Rändern des Gesichtskreises präsent war, erhobener Finger und*



Am Weg zu Einkauf, Arbeit, Amt: Eine Plastik von ERICH HAUSER

schützender Schatten zugleich. – Die Königstraße weist in der Tat den alten, seit dem 19. Jahrhundert beharrlich ignorierten Königsweg zur Kunst. Es kommt darauf an, endlich wieder zu begreifen, daß die Bedeutung von Kunst ihre Präsenz und die Wirkung ihr Dasein ist.

Das war 1972 geschrieben, das gilt heute noch ebenso. Heutige Kunst hat in Rottweil ihren festen Platz. Daran ändern auch Ausschreitungen nichts, daran ändert auch das fehlende Jauchzen der Betroffenen nichts. Wie auch sollten sie sich jauchzend artikulieren, wenn der Prozeß, dem sie unterworfen sind, so unmerklich vonstatten geht?

Und der Prozeß ist durchaus im Gange, er ist allenthalben zu registrieren. Ich meine damit nicht etwa die im Laufe der acht Jahre stark gewachsene Zahl von engagierten Kunstfreunden und Kunstsammlern im Bereich Rottweil. Ich meine allgemeinere Erscheinungen.

Wenn Rottweil sich heute in vorbildlicher Weise um die Erhaltung des Überkommenen müht, wenn schon weite Teile der alten Stadt in neuem Glanz strahlen, wenn die Sammlung Lorenzkapelle seit

dem vergangenen Jahr in restaurierten und glücklich erweiterten Räumen untergebracht ist, wenn jetzt der Plan eines Museums zielstrebig verfolgt wird, dann kann man diese neue Bewußtheit und Aktivität wohl kaum von dem trennen, was in der Stadt durch das FORUM KUNST und durch die ständige Präsentation «Kunst in der Stadt» virulent geworden ist. Das Reiben des Blicks an den neuen Formen schärft auch den Blick, das Bewußtsein für die überkommenen Formen.

Umgekehrt schärft natürlich auch wieder diese neue Bewußtheit des Vertrauten den kritischen Blick für die plastischen Ereignisse an der Königstraße. Und das ist gut so. Denn sicher wird nicht alles, was dort zu finden ist, Gültigkeit auf lange Sicht behalten. Manches wird zuletzt als ein überholter visueller Diskussionsbeitrag dastehen.

Als ein Musterfall von Kunst in der Provinz hat man Rottweil zunächst bezeichnet. Heute erscheint es als Modell für Kunstvermittlung überhaupt. In Zukunft wird Rottweil vielleicht als Beispiel für die Wechselwirkungen zwischen alter und neuer Kunst gelten.

Leserforum

Jeder Redakteur wünscht sich Leser, die nicht nur hinnehmen, was er ihnen vorsetzt, Leser also, die sich mit dem auseinandersetzen, was er ihnen anbietet. Und daß diese Auseinandersetzung erkennbar wird in der Diskussion! Nach längerer Pause scheint diese Diskussion nun wieder in Gang zu kommen. Zuschriften im Sinne einer solchen Diskussion liegen gleich zu einer Reihe von Themen vor – wir zitieren sie hier nach der Reihenfolge der Anlässe.

In Heft 1/1978 hat PROF. WILLI BIRN, der Vorsitzende des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES, einen Beitrag zu einer Diskussion veröffentlicht, die seit geraumer Zeit landauf, landab geführt wird: Allenthalben geht es um die Frage, welche Zukunftschancen in einer hochindustrialisierten Gesellschaft den ländlichen Räumen und ihren Bewohnern geboten sind. Wie fragwürdig es ist, solch sorgender Frage mit dem Slogan «Unser Dorf soll schöner werden» zu begegnen, wird allmählich erkannt und gelegentlich sogar öffentlich diskutiert. Aber damit kratzt man ja nur ganz außen am Lack, damit werden keine tieferen Schichten berührt – das hat der Aufsatz von PROF. WILLI BIRN über «Gleichwertige Bedingungen für den ländlichen Raum» deutlich erkennbar gemacht, das zeigt auch ein Brief, den wir dazu von Bürgermeister FRÖHLICH aus Talheim, Krs. Tuttlingen, erhielten:

Den Artikel «Gleichwertige Bedingungen für den ländlichen Raum» von Herrn Birn habe ich mit großem Interesse gelesen, und ich bin froh, daß auch quasi neutrale Betrachter die Notwendigkeit anerkennen, dem ländlichen Raum für seine Entwicklung behilflich zu sein. Vieles, was Herr Birn hinsichtlich der schlechteren Chancen und Entwicklungsmöglichkeiten auf dem Lande aufgeführt hat, trifft zu; ich finde, er hat alles noch in einem sehr milden Lichte gesehen. Ich meine dagegen, daß der Todeskampf vieler unserer Dörfer bereits begonnen hat. Daß die Abwanderung und Ausblutung der Dörfer schon seit Jahren vor sich geht, unterstützt von dem gravierenden Geburtenrückgang, ist ja unbestritten. Wenn letztlich die Landstädtchen und Zentralorte davon das meiste möglicherweise wieder auffangen, so führt aber doch kein Weg an der Tatsache vorbei, daß das Dorf bis zur Substanz und gar noch weiter ausgelaugt worden ist und noch weiter wird. Die Beteuerungen, daß der ländliche Raum sich in etwa stabil halte, helfen dem betroffenen Dorf nicht im geringsten. Hier zeigt sich ganz deutlich, daß die Definition «ländlicher Raum» zwar gefühlsmäßig das Dorf an sich anspricht, daß sie aber ihrem behördengebräuchlichen Inhalt nach gar nicht das Dorf mehr meint, sondern in der Hauptsache die ländlichen Zentralorte. Der Gebrauch dieser Definition ist also schon eine Verschleierung, um den Dörfern und den Dorfbewohnern nicht klipp und klar sagen zu müssen, daß sie auf dem absterbenden Ast sitzen. Wenn nun Förderprogramme sich auch an dieser Definition «Ländlicher Raum» halten, so ist abzusehen bzw. jetzt schon klar zu beweisen, daß in der Hauptsache eben wieder nicht die Dörfer zum Zuge kommen und gefördert werden, sondern die ländlichen Zentralorte.

Diese strukturbedingten Schwächen der Dörfer werden noch verstärkt durch staatliche Maßnahmen. Ich nenne hier nur die zahl-

reichen Reformen, die über die Dörfer hinweggerollt sind und generell mit der Wegnahme von Einrichtungen einhergegangen sind. Ferner gilt dies für die Perfektionierung der Landes- und Regionalplanung, die auch über planerische Steuerinstrumente den Dörfern so gut wie keinen Entwicklungsspielraum mehr lassen. Man argumentiert hier mit Landverbrauch, mit unwirtschaftlichen Erschließungen usw. Übersehen wird, wahrscheinlich absichtlich, daß die dörfliche Siedlungsform die dem Mensch gerechteste ist und viele Schäden am Menschen hier erst gar nicht auftreten, wie sie etwa in den verdichtet gebauten Schlafstädten am Rande der Großstädte gang und gäbe sind.

Es muß alles unternommen werden, daß die Einsicht einkehrt, daß nicht nur der ländliche Raum, sondern und gerade die Dörfer im ländlichen Raum dringend förderungsbedürftig sind. Weitere Einwohnerverluste von über Jahre hinweg 10% können die Dörfer nicht mehr verkraften. Eine Selbstheilung ist von einem bestimmten Augenblick an nicht mehr möglich, weil sich weder öffentliche Einrichtungen noch private Unternehmungen und Geschäfte tragen. Diese Tatsache darf einfach nicht totgeschwiegen werden. Es muß in diesem Sinne alles zur Gegensteuerung unternommen werden. Insbesondere gilt dies für spezifisch finanzielle Förderungen für die Dörfer, aber auch für eine große Freizügigkeit hinsichtlich eigener Entwicklungen und Planungen. Es gilt aber im besonderen auch dafür, daß die bisher in den Dörfern beheimateten öffentlichen Einrichtungen, die Schule, Rathaus, Kirche, Kindergarten dorthin zurückkehren oder dort erhalten bleiben können. Gerade auf dem Schulsektor sollte es vorrangigstes Ziel sein, daß die Grundschüler wieder in ihren Dörfern und den Dorfschulhäusern unterrichtet werden können. Es muß hier eine Lösung gefunden werden, daß durch erhöhte Lehrerzuteilungsquote die nicht zu erreichende Klassensollstärke ausgeglichen wird. Die Euphorie für die konzentrierten Gemeinschaftsschulen ist weitgehend vorbei; man sieht auch die erheblichen Schwächen und Mängel und vor allem die Anonymität und vielfach auch die mangelnde Einsatzbereitschaft der Lehrer, wie auch den ständigen Ärger mit der Schülerbeförderung und den Busproblemen. Die Gemeindereform mit ihren Kahlschlägen für die selbständigen Landgemeinden ist ebenfalls kein Erfolg, sondern ein enormer Verlust für die Dörfer. Selbst wo Verbesserungen im Verwaltungsbereich eingetreten sein dürften, muß gesagt werden, daß solche Verbesserungen ungleich leichter und weniger aufwendig durch andere Maßnahmen zu erreichen gewesen wären. Der bürgerschaftliche Zusammenhalt und die Bereitschaft für sein eigenes Gemeinwesen einzutreten ist in großem Ausmaß verloren gegangen. Ich kann mir zwar nicht vorstellen, daß es wieder zu einer Rückwärtsbewegung in der Gemeindereform kommen wird, die die selbständigen Gemeinden wieder restauriert, ich würde es mir aber sehr wünschen.

Alles in allem möchte ich mit meinem Schreiben Herrn Birn für seine Stellungnahme danken. Ich möchte aber doch anregen, daß man weiterhin bemüht ist, namhafte Personen zu gewinnen, die das Problem der Dörfer auch aus dieser Sicht beschreiben. Die offizielle Behörden- und Ministerialmeinung sieht ja wohl entscheidend anders aus und ist oft genug zu lesen und zu hören.

Gleich dreifach wurden Reaktionen ausgelöst durch den Aufsatz des früheren Bürgermeisters von Blaubeuren KARL ZEPF (der ja selbst schon Replik war auf eine Bemerkung des Präsidenten des baden-württembergischen

Landesamtes für Denkmalpflege DR. AUGUST GEBESSLER). Wir zitieren diese Zuschriften – leicht gekürzt – nach der Reihenfolge des Eingangs. Daran anschließend werden wir dann – da alle in die gleiche Richtung zielen – auf alle zusammen mit ein paar notwendigen Ergänzungen und Anmerkungen antworten.

Zunächst schrieb der Ephorus des Seminars Blaubeuren DOPFFEL:

Den Aufsatz von Herrn Karl Zepf in Ihrer neuesten Ausgabe habe ich gelesen. Er enthält sicher einiges Erhellende, aber zu einigen Punkten muß ich mein Befremden zum Ausdruck bringen. Der Verfasser, ehemaliger Bürgermeister von Blaubeuren, befaßt sich auf Seite 82–84 mit dem sog. Schächterle-Plan, insbesondere der «Nordtrasse». Sodann läßt er sich auf die Klosteranlage ein, beides in einer Weise, der entschieden widersprochen werden muß.

Es stimmt, daß am 18. 12. 1969 verschiedene Träger öffentlicher Belange dieser Straßenführung zugestimmt haben. Herr Zepf betrieb sich während seiner Amtszeit unermüdlich auf dieses Datum und tut es offenbar noch heute, ungeachtet der Tatsache, daß in den vergangenen 9 Jahren andere Voraussetzungen eingetreten sind und vor allem sich das Bewußtsein der Bürgerschaft für das Erhaltenswerte sehr verstärkt hat. Herr Zepf verschweigt, daß inzwischen die verschiedenen Behörden sich mindestens mündlich sehr skeptisch über diese sog. Nordtrasse, die Herr Zepf als so notwendig empfiehlt, geäußert haben. Das trifft für die Evang. Seminarstiftung, für das Staatl. Hochbauamt und das Landesdenkmalamt zu. In einem Schreiben der Oberfinanzdirektion vom 24. 10. 1977 betr. Bebauungsplan-Entwurf der Stadt Blaubeuren für den Kloster-Blautopf-Bereich heißt es u. a. auf S. 1 und 2:

«Die Oberfinanzdirektion erlaubt sich die Anregung, daß im Zuge des jetzigen Bebauungsplanverfahrens auch die Trassierung dieser sehr stark in den Klosterbereich eingreifenden Straße (Nordtrasse) neu diskutiert werden sollte. Obwohl die OFD in der Besprechung am 18. 12. 1969 mit verschiedenen Trägern öffentlicher Belange über den Bebauungsplan Lindenstraße-Klosterstraße–Auf dem Graben diesem Bebauungsplanentwurf (ungeachtet aller Bedenken) damals formell und ohne materielle Einschränkungen zugestimmt hat, ist nach ihrer Auffassung aus heutiger Sicht – unter Berücksichtigung der vorrangigen Erhaltung alter Stadt- bzw. Kernbereiche – eine eingehende Überprüfung der damaligen Planungen erforderlich. Durch das Denkmalschutzgesetz und die Neufassung des Bundesbaugesetzes sind inzwischen städtebaulich andere Prioritäten gesetzt worden. Eine solche Diskussion hätte zur Voraussetzung, daß die sog. Nordtrasse in den Bebauungsplan «Kloster-Blautopf-Bereich» einbezogen wird.

Durch den nunmehr vorrangig beschlossenen Ausbau der B 28 dürfte eine starke Entlastung des innerstädtischen Durchgangsverkehrs in Blaubeuren einsetzen. Zumindest sollte mit dem Ausbau der sog. Nordtrasse so lange zugewartet werden, bis sich die Notwendigkeit zu ihrem Vollausbau erhärtet hat. Die damit verbundenen Schäden für den Klosterbereich, der seine alte gewachsene Anbindung an die Altstadt verlieren würde, wären in jedem Fall irreparabel (wie Beispiele in anderen Städten inzwischen gezeigt haben). Es sollte für die Altstadt von Blaubeuren

eine umfassende, d. h. allseits den Klosteraußenbereich erfassende Sanierungskonzeption erarbeitet werden, die es weiterhin erlaubt, den Klosterbereich mit der übrigen Altstadt als eine Einheit zu erleben. Der OFD scheint gegen die bisherige Konzeption für den Ausbau der sog. Nordtrasse der Einwand berechtigt zu sein, daß einer zu isoliert gesehenen Verkehrsplanung beim Kloster ein zu starkes Gewicht beigegeben worden ist.»

Es kann m. E. nicht im Interesse Ihrer Bestrebungen liegen, einen solchen irreparablen Eingriff unwidersprochen als gut und richtig darstellen zu lassen. Ich möchte noch hinzufügen, daß alle Bewerber um die Nachfolge von Herrn Zepf im Amt des Bürgermeisters sich zu der Nordtrasse skeptisch geäußert, ja sie z. T. ganz abgelehnt haben.

Schlimmer noch ist die irreführende Äußerung in Wort und Bild über die Klosteranlage auf S. 84. Die Aufnahme ist schätzungsweise über 30 Jahre alt und stammt wahrscheinlich aus den ersten Nachkriegsjahren, wo jeder qm Boden gärtnerisch genutzt wurde. Diesen Anblick gibt es seit Jahrzehnten nicht mehr. Die Veröffentlichung dieses Bildes zum jetzigen Zeitpunkt ist eine Diffamierung der Evang. Seminarstiftung, die in den letzten Jahren mit großem finanziellem Aufwand das Oberstufenseminar Blaubeuren ausgebaut hat und dabei die gesamten Außenanlagen landschaftsgärtnerisch gestalten ließ. Es wäre die Aufgabe Ihrer Redaktion gewesen, sich über den tatsächlichen Sachverhalt zu informieren. Ich muß Sie dringend bitten, in der nächsten Ausgabe Ihrer Zeitschrift eine Berichtigung zu bringen in einer Form, die dem wahren Sachverhalt gerecht wird.

Die Veröffentlichung von Herrn Zepf gibt mir Anlaß, Sie für Ihre Zeitschrift auf das Gelingen des Experiments eines Neubaus im Zusammenhang mit der alten Klosteranlage hinzuweisen. Es ist gerade in den letzten Jahren im Klosterhof sehr viel getan worden; sowohl vom Staatl. Hochbauamt wie von der Evang. Seminarstiftung wurde ein Plan erstellt, in welcher Reihenfolge weitere substanzerhaltende Maßnahmen im Klostergebäude durchgeführt werden. Daß hier aus finanziellen Gründen nur abschnittsweise vorgegangen werden kann, ist jedem Einsichtigen klar.

Ich bin überzeugt, daß Sie den durch den Abdruck des Aufsatzes von Herrn Zepf erweckten negativen Eindruck von der Klosteranlage berichtigen werden und erwarte Ihre Antwort.

Frau KLARA NESTLE (Blaubeuren) sieht sich in Alarm versetzt, weil nach dem Aufsatz des früheren Bürgermeisters von Blaubeuren KARL ZEPF die Nordtrasse . . . unumgänglich sei. Klipp und klar fährt sie fort:

Ich gehöre nämlich zu denen, die sie radikal ablehnen, und meine, die Leser und Schreiber dieser Hefte müßten alle auf meiner Seite sein.

Es scheinen mir in Blaubeuren nicht nur einzelne denkmalgeschützte Bauwerke wert sein konserviert zu werden, sondern auch ganze Straßenzüge, z. B. die Achgasse und der «Graben». Dessen Name ist durchaus noch verständlich, wie er, jetzt als Straße, der alten Stadtbefestigung entlangläuft und auf der andern Seite nur Grünes hat, vor der Stadthalle die große Fläche des Fußballplatzes, abgegrenzt durch eine Hecke, vor der Bänke stehen, auf denen wir alten Leuten vom Spittel uns gerne niederlassen und den Müttern zuschauen, die ihre Kleinen zum Kindergarten bringen, oder den Schülern, die vom Schulbus

kommend nach beiden Richtungen ihren Schulgebäuden zustreben. Und hierher soll nun der Autoverkehr von der Karlstraße verlagert werden!

Der Geldgewinn ist im heutigen Denken eine solche Macht, daß selbstverständlich die Stadt alle Opfer zu bringen hat, wenngleich Unwiederbringliches verlorengeht mit Folgen auf Jahrhunderte hinaus. Der Gedanke, daß auch von seiten des Verkehrs etwas geschehen könnte, taucht gar nicht auf. . . Es ist gut, daß Sie auf Seite 135 desselben Heftes den Aufruf der Aktionsgemeinschaft Natur- und Umweltschutz gebracht haben.

Und schließlich noch die besorgte Stellungnahme des früheren Blaubeurer Ephorus HERMANN DILGER:

. . . BM Karl Zepf geht aus von der Stadtgeschichte; er hätte hinzufügen können, daß diese Stadtgeschichte im heutigen Bild der Stadt noch anschaulich wird, ja man hat die Möglichkeit, vom Blaufelsen aus diese aus der Vogelschau abzulesen: der Klosterbereich im Norden mit den noch älteren Mühlen und die sich ansetzende älteste Siedlung mit einer alten Marktstätte, (dem «Roßmarkt»); von hier führt die Klostersgasse rasch zu Marktplatz und Rathaus, zweifellos so angelegt bei der Erhebung Blaubeurens zur Stadt, kurz vor 1267. An die geschlossene Altstadt fügt sich (deutlich abgegrenzt), südlich und östlich an die Stadt des 19. und (auf dem Rücken) 20. Jahrhunderts, ein Bild, das klar zu jedem spricht, der Blick und Sinn hat für solche Dinge. Und dieser gewachsene Zusammenhang soll nun zerschnitten werden durch eine breite Asphaltbahn mit brausendem Autoverkehr – hier Stadt, hier Klosterbereich? Ja, wenn es unbedingt sein muß.

Der «Schächterle-Plan» will es so. Gewiß, Herr Schächterle ist Professor für Straßenverkehrstechnik, und die Fachleute, denen BM Zepf den Plan vorgelegt hat, sind sicher Straßenverkehrstechniker, – und niemand wird von der Straßenverkehrstechnik aus etwas einwenden können. Aber für die Stadtplanung gibt es doch auch andere Gesichtspunkte als die der Verkehrstechnik, z. B. die Erhaltung des geschichtlichen Stadtbildes sollte nicht gleichgültig sein, und darum sollten auch andere Sachverständige gehört werden, etwa das Amt für Denkmalpflege oder das Staatl. Hochbauamt. Vor allem aber ist doch wohl das Leben in der Stadt wichtiger als die Verkehrstechnik. «Genau das meine ich ja», wird Herr Zepf sagen, «deswegen soll ja der Verkehr aus der Innenstadt an die Ränder verlegt werden: die deutschen Familien ziehen ja schon hinaus». Aber – ich fürchte, das ist zu spät; auch der «Schächterleplan», auch die «Nordtrasse» wird nichts daran ändern, daß – wer nur die Mittel dazu hat – hinausstrebt auf den Rücken oder in einen der Teilorte. Dagegen wird der Bau der Nordtrasse sicher eine andere gefährliche Folge haben: ein sehr starker Verkehrsstrom wird auf den sogenannten «Graben» gelenkt werden. Und am «Graben» liegt einmal das Altenheim – die alten Menschen dauern einen, wenn sie nun am Ufer dieses Verkehrsstromes stehen und sich nicht mehr über die Straße wagen zu den Bänken bei der Silberpappelanlage. Weit wichtiger aber: der «Graben» ist nun einmal der Zugang zu den Schulen und zum Kindergarten. Wer darauf achtet, weiß – es ist längst festgestellt: die Zahl der Kinder, die Opfer des Straßenverkehrs werden, wächst jährlich. Die Gefährdung der Kinder kann gar nicht genug ernstgenommen werden.

Schließlich: auch BM Zepf kann nicht mit Sicherheit sagen, wie

sich die Umgehungsstraße im Westen der Stadt, wenn sie einmal fertiggestellt ist, auf den Verkehr in der Stadt auswirken wird – deswegen meinen viele Bürger unserer Stadt: das sollte man erst abwarten. Und vor dem Bau der Nordtrasse sollte man nicht nur die Fachleute für Straßenverkehrstechnik hören, sondern auch andere Leute, die etwas von der Sache verstehen – Hochbauamt, Denkmalamt – um ihren Rat fragen.

Vielleicht sind Ihnen diese Einwände eines Mannes, der nun fast dreißig Jahre in Blaubeuren lebt, auch von Bedeutung.

Und nun zu den notwendigen Anmerkungen!

Vor allem scheint mir eines nicht genügend beachtet zu werden: Wenn die Umgehungsstraße in der Zukunft Blaubeuren vom Durchgangsverkehr befreit haben wird, bleibt nicht mehr gar zu viel Verkehr, der über «Graben» und «Nordtrasse» geleitet werden muß, um die Innenstadt zu beruhigen; genau so viel nämlich, wie Blaubeuren braucht, um die Stadt lebendig zu halten: das, was als Ziel- und Quellverkehr vor allem durch gewerbliches Leben, durch Dienstleistungen in einem Ort mit gewisser Zentralität – und durch die Besucher von Kloster und Blautopf entsteht, aber weder den Stadtkern, noch den Klosterbezirk belasten soll. Es ist zu vermuten, daß das Wort «Nordtrasse» gewalttätiger klingt als der Verkehr dort einmal sein wird!

Anzumerken ist ferner, daß der Redakteur dieser Blätter sowohl vor als auch nach einem ausführlichen Gespräch mit BM ZEPF je einen ausgedehnten Gang kreuz und quer durch alle Winkel Blaubeurens unternommen hat und daß er sowohl nach wie vor ästhetisch nicht gerade befriedigende kleingärtnerische Nutzung in der Nähe des Klosters angetroffen hat als auch nachempfundene Ergänzungsbauten, die ihn nicht unbedingt in Begeisterung versetzten – aber von diesen war ja in dem Aufsatz von BM ZEPF gar nicht die Rede.

Und noch eins: Die SCHWÄBISCHE HEIMAT ist kein Verlautbarungsorgan für eine bestimmte einhellige Meinung, sondern ein Forum freier Meinungsäußerung für alle, die es ernst meinen mit dem, was § 2 der Satzung des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES formuliert: *Der Schwäbische Heimatbund will zu seinem Teil die naturgegebenen und kulturellen Grundlagen unserer Heimat für die Aufgaben der Gegenwart und die Gestaltung der Zukunft wirksam machen und dadurch einen sachgerechten und zeitgemäßen Beitrag zur Weiterentwicklung der Gesellschaft und ihrer Umwelt leisten.*

Es gibt weder Sprachregelungen noch Zensur. Ein mit dem Namen des Autors gezeichneter Artikel gibt die Meinung des Autors wieder, nicht die der Redaktion, nicht die des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES! Wie sollte es das auch geben in allen Einzelfragen, «d i e Meinung des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES»?! Es gibt aber den gemeinsamen «Vereinszweck», und es gibt die gemeinsame Bereitschaft, jede Meinung zur Sache zu hören, zu bedenken und zu diskutieren. Die SCHWÄBISCHE HEIMAT wird auch weiterhin kontroverse Meinungen publizieren, solange nicht Satzung oder geltendes Recht entgegenstehen – und der Beitrag zur Veröffentlichung gerade in dieser Zeitschrift geeignet ist.

Zu dem Aufsatz «Unterm Rad: Maulbronn», den WOLFGANG IRTENKAUF in Heft 2/78 veröffentlicht hat, schreibt Pfarrer i. R. JUSTINUS BERNHARDT, ein ehemaliger Maulbronner Seminarist, u. a.:

Fragen darf man wohl, warum Sie nur negativ-kritische Stimmen ehemaliger Seminaristen zitieren, die für die Mehrheit derer, die das Seminar durchlaufen haben, nicht repräsentativ sind. Dadurch entsteht für den, der das Seminarleben nicht kennt, ein ganz unzutreffender Eindruck.

Ferner darf man fragen: Welche jungen Menschen sind am Seminar zerbrochen? Keiner von denen, die Sie zu Wort kommen lassen! Hesse und Mörike sind berühmte Dichter, Reinhard ist Pair von Frankreich, Kepler ein berühmter Astronom geworden. Kann man angesichts dessen ehrlicher Weise von «Zerbrechen» reden? Als Abiturient habe ich in Blaubeuren mit Hermann Hesse gesprochen, wobei ich ihm offen sagte, daß ich für meine Seminarzeit sehr dankbar sei, und er hat das ruhig und ohne Widerspruch, ja mit Verständnis angehört . . .

Im Blick auf die ehemaligen Seminaristen, die Sie zu Wort kommen lassen, wird man sagen dürfen: Es gibt Menschen, die schwer tun in einer Gemeinschaft zu leben, zumal wenn sie sich diese Gemeinschaft nicht selbst aussuchen durften. Es gibt aber viel mehr andre, die gemeinschaftsfähig sind, die im Seminar zum Gewinn für ihr späteres Leben lernen, auch mit solchen auszukommen, die ihnen nicht auf Anhieb sympathisch sind. Übrigens hat Hermann Hesse in seinem Nebensitzer im Seminar – Wilhelm Häcker – einen Freund fürs Leben gefunden und Mörike in Hartlaub. Man könnte diese Reihe . . . fortsetzen.

Als ich ins Seminar kam, lebte ich auf, obwohl es das Jahr 1923 war, also schlimmste Inflation. Das Seminar hatte Mühe, uns ausreichend mit Nahrung zu versorgen . . . Aber etwas anders fand man: Im Seminar durfte und konnte man ehrlich sein. Im Gymnasium war Abschreiben . . . gang und gäbe; und wer da nicht mittat, mußte es am Zeugnis merken.

Im Seminar war es ganz anders. Nachdem unsere Lehrer uns kennengelernt hatten, erlaubten sie uns alsbald, daß wir die Klassenarbeiten, die normalerweise im Hörsaal zu machen gewesen wären, auf den Arbeitszimmern fertigen durften. Etwa alle Viertelstunde ging der Repetent einmal durchs Zimmer, sonst waren wir uns selber überlassen. Neben uns in den Bücherständern standen alle Hilfsmittel . . . Aber keiner dachte daran, danach zu greifen. Die Lehrer konnten uns, wir konnten einander trauen . . .

Es hätte deshalb von Ihnen auch etwas anderes gesagt werden müssen . . . als: «Das Image der Lehranstalt zeigte nicht nur bei Kepler und Hermann Hesse negative Züge, auch andre Träger großer Namen durchliefen die Schule voller Aggression und Haß.»

Sie führen Reinhard an. Sein Urteil kann unmöglich als eine sachlich richtige Darstellung gewertet werden. Er war Anhänger der franz. Revolution, zeitweise an wichtiger Stelle. In dieser Eigenschaft mußte er ja über eine kirchliche Einrichtung herfallen, um seine Gesinnungstüchtigkeit nachzuweisen . . .

Wenn Reinhard behauptet: «Wer sich im Geist dieser Anstalt bildet, wird ein gelehrter, einseitiger Pedant. Aber ein brauchbarer

Mann wird er niemals!» So steht dem als Tatsache entgegen: Diejenigen Seminaristen, die nachher nicht Theologen, sondern Mediziner, Philologen, Juristen, Forstleute oder gar Techniker wurden, haben trotz ihrer vortheologischen Ausbildung oder gerade deswegen leicht in ihr Fachgebiet hineingefunden, weil sie im Seminar an Hand der humanistischen Bildung denken gelernt hatten. Darüber hinaus: Wie viele ehemalige Seminaristen haben in schlimmsten Zeiten, in den Pestepidemien des 30jährigen Krieges bei ihren Gemeinden bis zum Tod ausgehalten und im Dritten Reich dem Ungeist tapfer widerstanden . . .

Von ganz anderen Dingen schreibt HEIMATBUND-Mitglied HANS MUSSEL aus (Kornthal-)Münchingen:

Manches an landeskundlichen Fragen interessierte Mitglied, das über eine einschlägige Fachausbildung nicht verfügt, hat Fragen, auf die es nicht ohne weiteres eine Antwort finden kann. Besteht die Möglichkeit, in unserer Zeitschrift hin und wieder eine kleine Ecke «Leser fragen, die Redaktion antwortet» einzubauen? (Selbstverständlich darf es sich nur um Fragen handeln, welche im Rahmen unseres Aufgabengebietes liegen.) Sicherlich würde durch eine solche Leserecke unsere Zeitschrift noch lebendiger, aktueller, auf Mitglieder und Leser bezogen; es kann auch reizvoll sein, aus den eingegangenen Fragen die Vielfalt von Einzelthemen und -problemen kennenzulernen, über die unsere Mitglieder sich Gedanken machen und informiert sein möchten; manche Frage könnte Anlaß zu einer ausführlicheren Darstellung in einem späteren Heft sein.

Nun, diese «kleine Ecke» sei hier «eingebaut» – hier sind die Fragen, mit denen HANS MUSSEL das Gespräch unter den Lesern der SCHWABISCHEN HEIMAT eröffnet:

1. «O du liebs Herrgöttle von Biberach.» Worauf bezieht sich dieser schwäbische Seufzer, wann entstand er? Im Reiseprogramm eines Stuttgarter Reisebüros wird vom Herrgöttle von Biberach gesprochen, was ist richtig?
2. Seit einiger Zeit findet man in schriftlichen Veröffentlichungen die Nennung Karl IV, Friedrich I – warum verläßt man die alte Schreibweise mit Ordnungszahlen Karl IV. und geht zu Grundzahlen über? Muß Heinrich VI auch ohne Punkt als «der Sechste» gelesen werden?
3. Im Verlaufe unserer Studienreisen sehen wir in Kirchen, Museen, Bibliotheken bisweilen kostbare alte Liederbücher, deren Notenwerk auf nur 4 Notenlinien beruht. Wie lange dauerte diese Schreibweise bzw. seit wann ging man von 4 auf 5 Notenlinien über?

Die Beantwortung dieser Fragen möchten wir jedoch der werten Leserschaft überlassen, denn es hieße den (ehrenamtlichen!) Redakteur überfordern, wenn er Rubriken nicht nur einrichten, sondern immer wieder auch selbst füllen sollte. Außerdem ist das Gespräch unter den Lesern der SCHWABISCHEN HEIMAT gewiß noch aufschlußreicher und lebhafter als ein Dialog mit der Redaktion. Wir werden gern die Antworten – und selbstverständlich auch weitere Fragen – in einem der nächsten Hefte abdrucken!

Buchbesprechungen

Von Ort zu Ort

LÖBL-SCHREYER und PETER LAHNSTEIN: **Baden-Württemberg**. Süddeutscher Verlag München 1978. 196 Seiten, 105 Farbtafeln. Leinen DM 68,-

Ein Prachts-Bildband im Großformat – fast wie ein nachträgliches Festgeschenk zum 25jährigen Bestehen des Südweststaates! Also geht es auch nicht darum, eine exakte und vollständige Beschreibung zu bekommen. Darstellung aller wesentlichen Einzelheiten in all ihren wesentlichen Zusammenhängen – etwa durch statistische Aufschlüsse und dergleichen. Und so beschränkt man sich angesichts der Pracht und des Festglanzes darauf, besondere Lichter zu bezeichnen: Die ausgesprochen male-riche Fotografierkunst von LÖBL-SCHREYER, die mit feinem Sinn und brillanter Technik die Valeurs und die Nuancen festhält, das Atmosphärische. Daß dabei vor allem die Höhepunkte der Südwestdeutschen Kulturlandschaft aufgesucht und aufgenommen werden, versteht sich von selbst: die Kirchen und Klöster, die Burgen und Rathäuser, aber auch die hervorragenden Punkte in der Landschaft. Und daß dabei Zwischentöne bevorzugt werden, Stimmungen im Wintersturm, vor dem Gewitter, im herbstlichen Licht, im Dämmer zwischen Tag und Nacht. Ein Bildband voll Pracht in den Gegenständen, in der Darstellung. – Der Text von PETER LAHNSTEIN fügt sich ganz selbstverständlich seiner Umgebung ein: gekonnte Essayistik auf der Basis profunder Kenntnis; daß ortsbezogene Literatur in Vers und Prosa ausführlich zitiert wird, versteht sich fast von selbst und stellt sich ergänzend zu der in den Bildern optischen Präsenz von bildender Kunst und Architektur. Sicher ist dies bisher einer der schönsten Bildbände über dieses Land; aber auch er ist eben auch nur ein Bildband, ein Festgeschenk und Sonntagsbuch.

Johannes Wallstein

RICHARD MEINEL (Hg): **Schwäbische Alb in alten Ansichtskarten**. Mit einem Vorwort von HELMUT SCHÖN-NAMSGRUBER. Flechsigverlag Frankfurt am Main 1978. 112 Seiten, 102 Abbildungen. Gebunden DM 19,80

DIETER KAUSS (Hg): **Göppingen in alten Ansichtskarten**, 104 Seiten, 94 Abbildungen. Gebunden DM 19,80

Der Verlag arbeitet die *Zeit unserer Großeltern* so schnell auf, daß man mit dem Rezensieren nicht nachkommt. Nun, im wesentlichen kann man auch immer nur wiederholen, daß manche dieser alten Postkarten nicht nur Anlaß zu nostalgischem Seufzen sein können, sondern durchaus Informationen enthalten über die Geschichte der Lichtbildnerie, über Kulturgeschichte, Lebensgewohnheiten, Moden und dergleichen. Zu dem Bändchen über die Alb ist allerdings anzumerken, daß die Bildunterschriften teils unfreiwillig komisch, so gut wie immer stilistisch äußerst schwach, manchmal jedoch fast ein Ärgernis sind. So, wenn das Tübinger Schloß unter die *Burgen*

und Schlösser der Schwäbischen Alb gerechnet wird, wenn der Turm auf der Hohen Warte angeblich zugleich in *seinem Rohbau* und auch als *Entwurf* dargestellt sein soll, oder wenn es heißt, das 500jährige Jubiläum der Universität Tübingen sei 1977 *festlich und teils mit umstrittenen Argumenten eines Teils der Studenten begangen* worden. Aber immerhin: auch dieses Bändchen bietet manchen Hinweis auf die Stilgeschichte der Postkarte und manchen interessanten Blick auf die Alblandschaft und die Ortschaften in ihrem Umkreis.

Hans L. Foss

HEIMAT und ARBEIT: **Der Ostalbkreis**. Konrad Theiss Verlag Stuttgart und Aalen 1978. 726 Seiten mit 182 teils farbigen Tafeln, Kartenskizzen und Schaubildern. Leinen DM 45,-

Der Ostalbkreis kann etwa durch die West-Ost-Achse Schwäbisch Gmünd–Aalen–Bopfingen und durch die Nord-Süd-Achse Jagstzell–Ellwangen–Aalen–Oberkochen charakterisiert werden. Damit ist zugleich die Vielfalt dieses Kreises angedeutet – aber auch die Vielzahl von traditionsreichen Mittelpunktsorten mit eigenständigen historischen Entwicklungen, mit jeweils besonderen Ansätzen und Ausgestaltungen der Industrie. Und nicht zuletzt mit einem beachtlichen Reichtum an historischen, kulturellen und künstlerischen Denkmälern und Zeugnissen. Eine Spur der Vergangenheit durchzieht den Kreis auf ganzer Breite: der Limes; ihn kreuzt ein Planzeichen der Zukunft: die projektierte Autobahn Würzburg–Ulm. Diese Kreuzung ist wie ein Symbol für Eigenart und Entwicklungschance des Ostalb-Kreises. Beides – traditionelle Eigenart und die Möglichkeiten künftiger Entwicklung – macht dieser Band aus der Reihe HEIMAT und ARBEIT deutlich und anschaulich. Aber:

Die Bände dieser Reihe werden immer gewichtiger, aber auch immer unhandlicher. Das erklärt sich nur zu einem Teil aus dem Anwachsen des Stoffes durch die Bildung der neuen Großkreise im Zuge der Verwaltungsreform – und im vorliegenden Falle vielleicht auch noch daraus, daß es der Verlag in der Verbundenheit mit seinem Standort besonders «gut gemeint» hat: Mir scheint, zielstrebige Redaktion hätte manches straffen, vor allem manche Wiederholung (z. B. über die Auswirkungen der Verwaltungsreform!) vermeiden können. Daß die Geschichte *vom Ende des alten Reiches bis zur Gegenwart* getrennt abgehandelt wird für die Räume Aalen/Ellwangen und Schwäbisch Gmünd – so informativ und «deutlich» auch gerade diese Kapitel sind –, ist nicht nur ein weiteres Beispiel für diese Mehrgleisigkeit: es scheint auch der Absicht sowohl der Verwaltungsreform als auch dieser Reihe zu widersprechen, nämlich die neu geschaffenen Verwaltungsräume zusammenzuführen. Die Beobachtung, daß ein Teil der Kapitel über Land- und Forstwirtschaft und über Freizeit und Erholung einerseits eine Reihe von allgemeinen Aussagen machen, die auch in anderen Landesteilen

gelten, daß sie andererseits jedoch viele thematische Berührungspunkte miteinander und mit den (durch viele Buchseiten von ihnen getrennten) Kapiteln über Landschaftsgeschichte, Naturschutz, Pflanzenwelt haben, legt die Überlegung nahe, ob die Beibehaltung der Gliederung für die gesamte Reihe wichtiger ist – oder eine Straffung der einzelnen Bände zum Beispiel durch Zusammenfassung solch verwandter Themen.

Willy Leygraf

WILHELM KOHLHAAS: **Das war Stuttgart.** Bilder und Begebenheiten aus Stuttgarts Geschichte. J. F. Steinkopf Verlag Stuttgart 1977. 143 Seiten, zahlreiche Abbildungen. Pappband DM 39,-

Der Verfasser hat schon eine Menge über Stuttgart geschrieben, aber ganz sicher hat er auch mit diesem Buch noch lange nicht den Vorrat seiner Kenntnisse und Erinnerungen ausgeschöpft. Es sieht jedoch so aus, als ob er jetzt das ausbreitet, was in früheren Büchern neben den Haupt- und Staatsgegenständen nicht recht unterzubringen war. (So scheint auch der Verfasser selbst die Dinge zu sehen, wenn ich sein etwas umständlich argumentierendes Vorwort recht verstehe.) Und so hat das Buch denn einen Hauptfehler: es setzt eine sehr gründliche Kenntnis der Topografie und der Geschichte Stuttgarts in allen Zeiten voraus (und möglichst auch der Literatur darüber); ohne diese Voraussetzungen bleibt man immer wieder wie ausgeschlossen vom Kreise der Eingeweihten. Diese aber können – da wird der Fehler zum Vorteil – aus diesem Buch großen Nutzen ziehen, ohne sich immer wieder durch sattsam Bekanntes hindurchlesen zu müssen; sie können sich mit dem Verfasser auf diese so kenntnis- wie geistreiche Plauderei über Stuttgart einlassen und dabei manches neu sehen, manches besser verstehen lernen – oder schlicht sich freuen an der souveränen Art, mit der sie der Verfasser durch sein Stuttgart vergangener Zeiten führt.

Johannes Wallstein

ALBERT AM ZEHNHOFF: **Bodensee.** Hallwag Verlag Bern und Stuttgart 1978. 192 Seiten, 11 farbige, 32 schwarz-weiße Fotos. Leinen DM 29,50

Als *Reisebücher für höchste Ansprüche* empfiehlt der Verlag seine *Reisebibliothek*. An diesem Maßstab muß man dann auch diesen Band messen. Er beginnt mit ein wenig Geologie, dann folgt eine recht allgemeine historische Übersicht; weitere zwei Seiten behandeln das Bodenseegebiet als *uraltetes Kulturland*. Die Reise durch die Bodenseelandschaft beginnt der Verfasser in St. Gallen, sie endet nach der weiträumigen Umrundung des Bodensees in Heiden im Appenzeller Land. Station um Station wird beschrieben, plaudernd und meist sehr allgemein. Das Buch verlockt so zum unverbindlichen Blättern. Eher angedeutet sind die Informationen über Zustände und Ereignisse, vieles und vielerlei wird angesprochen, aber kaum etwas präzise dargestellt. Da heißt es etwa *Die oberschwäbische Kreisstadt Tettngang . . .*, obwohl Tettngang längst nicht

mehr Kreisstadt ist, aber inzwischen rund 14 000 Einwohner hat. Und in Langenargen *grüßt uns* eben nicht *das Schloß der Grafen von Montfort*, sondern das in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts im maurischen Stil erbaute sogenannte Montfortschlößchen. Wer nun meint, nach dem freundlichen Reisegeplauder im abschließenden Kapitel *Sehenswertes von A bis Z* mehr konkrete Genauigkeit zu finden, sieht sich getäuscht: mit *bekannt, sehenswert, schön, bemerkenswert* und dgl. m. werden die dort aufgezählten *Sehenswürdigkeiten* schnell und knapp – und selten genau – bezeichnet und bewertet. Wer mehr wissen möchte, der muß nach einem anderen Buch greifen. Alles in allem: wieder ein Band mehr über das Schwäbische Meer, mehr aber wirklich nicht.

Maria Heitland

MARTIN KAZMAIER: **Tübinger Spaziergänge.** Verlag Günther Neske Pfullingen 1977. 306 Seiten, zahlreiche Abbildungen, Leinen DM 28,-

Vielleicht hat es zum Erfolg dieses Buches beigetragen, daß die meisten – einst berühmten und vielbegangenen – Tübinger Spazierwege Zug um Zug unter Stadtautobahnen, Siedlungserweiterungen und Industrieanlagen verschwinden: So wird man auf die Erinnerungen verwiesen, auf das Historische. In die Zeit, als an der Gartenstraße noch tatsächlich die Gärten der Tübinger Honoratioren lagen, als das Elysium noch seinen Namen verdiente, als die Lindenallee noch hinausführte in die weite Talau des Neckars. MARTIN KAZMAIER beläßt es aber nicht etwa bei der Schilderung der Szenerien: er füllt und belebt sie mit einem reichen und vielgestaltigen Ensemble, mit all den kleinen und großen Geistern, die je in Tübingen lustwandeln, mit Alten und Jungen, mit Sinnenden und Singenden. So ist eine informationsreiche und doch angenehm zu lesende Kulturgeschichte Tübingens vor allem im 19. Jahrhundert entstanden; sie wird dargeboten im angenehmen Schlendern, im rüstigen Ausschreiten oder bei Verweilen und Einkehr. Sie steckt voll vielgliedriger Verbindungen vorwärts wie rückwärts. Die Illustrationen stimmen gut zum Text; nicht nur, weil sie zeitgenössisch sind: manche sind zusätzliche Entdeckungen und Bereicherungen für jeden, der diesen Spazierwegen folgt.

Willy Leygraf

Nachklänge zum Ulmer Münsterjubiläum

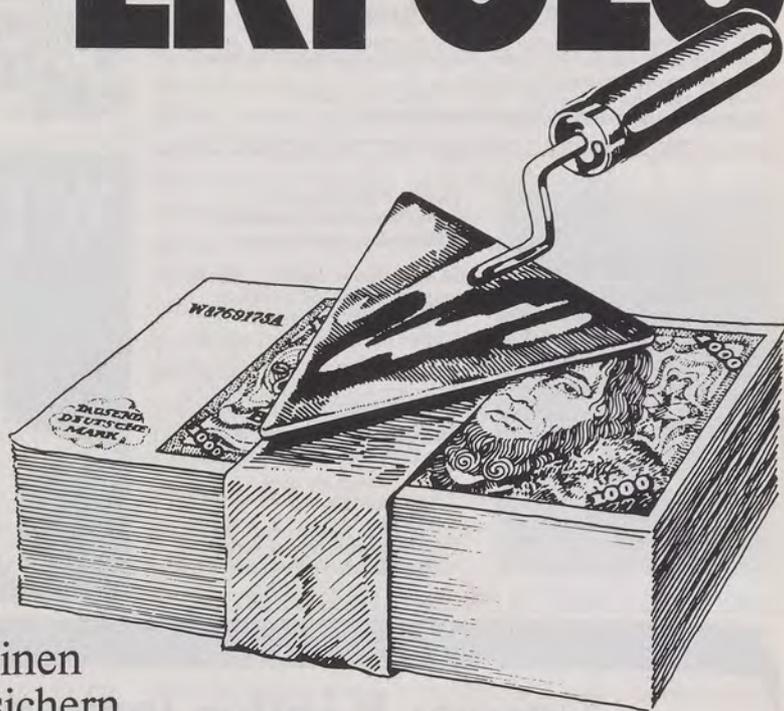
Selbst kritische Stimmen, die glaubten, das 600 Jahre alte Ulmer Münster bedürfe keiner besonderen Feier, müssen zugeben, daß dieses Jubiläum ein guter Anlaß war für eine Reihe zum Teil schon seit langer Zeit fälliger Publikationen, die Ulm, seiner Geschichte und im besonderen seinem Münster gelten.

Nach manchen Hemmnissen und Verzögerungen war 1972 der allgemeine Teil der amtlichen Kreisbeschreibung Ulm erschienen, eines auf drei Bände angelegten anspruchsvollen Werkes. Diese Beschreibung wurde schon

Wir geben Ihrer Zukunft ein Zuhause.

HEIM-ERFOLG

Wo so viel vom Bauen die Rede ist wie in unserem Land, steht das Bausparen natürlich hoch im Kurs. Wenn sich eine Bausparkasse in diesem dicht besetzten Markt dennoch einen erheblichen Vorsprung zu sichern



vermag, so kann das nur an ihrer besonderen Leistungskraft liegen.

Allein im vergangenen Jahr hat die Öffentliche Bausparkasse 2,32 Milliarden Mark für ihre Bausparer bereitgestellt. Seit 1948 sind es mehr als 23 Milliarden billiges Geld zum Bauen. Damit ist die »Öffentliche« nach wie vor unbestritten die Nummer 1 für die Bausparfinanzierung in Württemberg.

Über 600000 Bausparer führen heute 1,12 Millionen Verträge mit Bausparsummen von mehr als 28 Milliarden Mark bei der Öffentlichen Bausparkasse. Umgerechnet auf die Zahl der Einwohner in Württemberg sind das über 5400 DM je Einwohner.

Eine einmalige Quote im gesamten deutschen Bausparwesen.



Öffentliche 
Bausparkasse

7 Stuttgart 1 · Postf. 472 · Tel. 2030-1

Bausparkasse der Sparkassen

Band III
Jetzt neu auf dem Markt!
 FAKSIMILE-NACHDRUCK



Ulmer Bilder-Chronik

Das Buch zeigt Bilder und Daten, die Erinnerungen wach werden lassen, aber auch Bilder, die den Fortschritt unserer Stadt in die Neuzeit ausführlich dokumentieren. Fragen Sie im Fachhandel!
 Interessant für echte Ulmer in Ulm - um Ulm - und um Ulm herum
Druckerei Dr. Karl HÖHN KG, 8990 Lindau-Bodensee

**Esslingen am Neckar –
 sympathisch und sehenswert**



Industrie- und Schulstadt mit 1200jähriger Tradition und dem einzigen vollständig erhaltenen mittelalterlichen Stadtkern im Mittleren Neckarraum. Malerisch gelegen zwischen Obstgärten, Wald und Weinbergen. Bedeutende Bauwerke, schwäbische Gastlichkeit und eine lebhafte City.

Information:
 Kultur- und Freizeitamt/Stadt-
 information, 7300 Esslingen
 am Neckar, Marktplatz 16,
 Telefon (0711) 3512-441/645.

LUDWIG UHLAND
**Graf Eberhard
 der Kauschebart**

Mit acht Lithographien
 von Johann Baptist Pflug
 Einführung von
 Hansmartin Decker-Hauff



Ludwig Uhlands großes
 „vaterländisches“ Gedicht in
 bibliophiler Neugestaltung.

Bütteneinband mit einer Relief-
 prägung des kulturhistorisch
 bedeutenden Reitersiegels des
 Grafen Eberhard II. in Original-
 gröÙe.

64 Seiten mit acht Lithographien
 von **Johann Baptist Pflug** aus dem
 Jahr 1834 und einer Einführung
 von **Prof. Dr. Decker-Hauff**.

Format 32x24 cm quer,
 in Schuber DM 48,-.

Fleischhauer & Spohn Verlag
 7000 Stuttgart 30, Postfach 301160

**WEIHNACHTS
 KARTEN**



Muster
 und Prospekte
 7207 Beuron
Beuroner Kunstverlag

**„Unsere Kinder lernen heutzutage
 eine ganze Menge.
 Auch über den Umgang mit Geld“**

Ums Geld dreht sich im Leben ob wir wollen oder nicht eine ganze Menge. Das ist heute so und daran wird sich auch nichts geändert haben, wenn unsere Kinder einmal groß sind. Deshalb sollten wir sie rechtzeitig an den richtigen Umgang mit Geld gewöhnen. Dazu gehört das Sparen ebenso wie das Geld abheben. Sie sollen verstehen, warum es sich lohnt zu sparen und daß man auf kleine Wünsche mal verzichten muß, um sich große erfüllen zu können. Eltern, die es gut mit ihren Kindern meinen, schätzen hierbei die Hilfe der Sparkasse. Der Geldberater ist nicht nur für die Geldprobleme der Großen da. Er kann Ihnen einiges anbieten: Das Jugendsparkassenbuch zum Beispiel und viele Ratschläge zum Thema „Jugend und Geld“. Ihr Geldberater hat eben nicht nur ein Herz für Kinder, er hat auch Zeit für sie.



wenn's um Geld geht
Sparkasse

während ihres Entstehens zum Problem durch das Kreisreformgesetz von 1971, dessen Ergebnisse mit Beginn des Jahres 1973 sichtbar wurden. So bezieht sich diese Kreisbeschreibung in ihrem Anfang noch auf die alten Kreisgrenzen des Landkreises Ulm, der den Hauptteil dieses Buches beansprucht; vielfach aber gibt es Überschneidungen in der Darstellung mit dem Bereich der Stadt Ulm; das gilt für Geschichte und Kunstgeschichte, aber auch für die Kapitel, die sich mit der sozialen Gliederung, der Wirtschaft und dem Verkehr befassen – Stadtkreis und Landkreis sind in vielfacher Weise miteinander verflochten.

Rechtzeitig zum Münsterjubiläum 1977 erschien nun der zweite – den Stadtkreis umfassende – Band dieser Ulmer Kreisbeschreibung. In ihm hat HANS EUGEN SPECKER den geschichtlichen Teil bearbeitet, der auch als Sonderdruck erschienen ist:

HANS EUGEN SPECKER: **Ulm – Stadtgeschichte**. Süddeutsche Verlagsgesellschaft Ulm 1977. 347 Seiten, 54 Abbildungen, zwei Stadtpläne. Ganzleinen DM 23,-

Ein gewichtiger Band, dessen ergänzende und erläuternde Zutaten (Abbildungen, Register, Zeittafel) zum Teil in der Kreisbeschreibung nicht enthalten sind. Der Verfasser ist der sehr verdiente Leiter des Ulmer Stadtarchivs, weit über Ulm hinaus bekannt als gründlicher, dabei aber die großen Linien nie übersehender Forscher. Niemand wäre mehr dazu berufen gewesen, die Geschichte der Stadt wissenschaftlich darzustellen, als er, der sich in seiner Darstellung nicht nur um die bewegte politische Geschichte der Stadt bemüht, vielmehr ebenso die wirtschaftlichen und geistigen Kräfte schildert, die das Leben der Stadt Ulm bestimmen – von ihren Anfängen bis zum Ende des Hochmittelalters, über die Blütezeit im Spätmittelalter und den zunächst langsamen, später schneller sich vollziehenden Abstieg nach der Reformation, dem Dreißigjährigen und dem Spanischen Erbfolgekrieg bis zum mühsamen Sich-wieder-Erheben im 19. und 20. Jahrhundert. Die Entwicklung seit 1945 wird bewußt nur als knapper Anhang behandelt: diese Jahre sind der Gegenwart noch zu nahe und bedürfen später einer besonderen Darstellung. Reiche Nachweise, Belege, Quellen- und Schrifttumsangaben ergänzen dieses fundamentale Werk, das in seinen einzelnen Teilen ein zuverlässiges Orientierungsbuch darstellt, aber nicht weniger geeignet ist, als Ganzes gelesen zu werden – auch als vorzügliches Beispiel für die Geschichte einer deutschen Reichsstadt, deren Ruf und Macht im späten Mittelalter europäisch war: *Ulmer Geld regiert die Welt*. – Ebenfalls die ganze Geschichte der Stadt Ulm behandelt

HERBERT WIEGAND: **Ulm**. Geschichte einer Stadt. Anton H. Konrad Verlag Weißenhorn 1977. 250 Seiten, 48 Abbildungen im Text, 12 farbige und 32 schwarz-weiße Tafeln. Pappband DM 29,50

Diese Darstellung ohne wissenschaftlichen Apparat und Hinweise auf Forschungsergebnisse konnte gegenüber dem Buch von SPECKER sehr viel knapper gehalten werden, ist aber höchst lebendig geschrieben und besonders reizvoll durch die «Porträts» einer großen Zahl von Ulmer Persönlichkeiten, die, jeder auf seine Weise, die Stadt mit geprägt haben – von ULRICH KUNZELMANN, dessen Bild

noch immer schwankt zwischen dem eines rebellischen Anführers der Zünfte und eines konstruktiven Politikers, über HEINRICH SEUSE, die großen Maler, Baumeister und Bildhauer der Ulmer Blütezeit und den unglücklich-genialen ALBRECHT BERBLINGER bis zu den Bürgermeistern unseres Jahrhunderts HEINRICH VON WAGNER und EMIL SCHWAMMBERGER. In dem vom Verlag mit Liebe und Geschmack vorzüglich ausgestatteten Band mit vielen zeitgenössischen Abbildungen fehlt unbegreiflicherweise eine Darstellung der Schwörfeier, obgleich der Ulmer Schwörbrief vom Verfasser in seiner besonderen Bedeutung als Ausgleich zwischen Patriziat und Zünften behandelt wird und die Schwörfeier, seit 1949 in anderer Weise wieder aufgenommen, noch heute ihre integrierende Kraft besitzt. Der Band ist besonders geeignet für viele, denen Ulm eine neue Heimat wurde, die als Lehrende oder Lernende zur jungen Universität gehören und sich mit dem Wesen, Leben und der Geschichte der Stadt vertraut machen wollen. – Unmittelbar durch das Jubiläumsjahr veranlaßt wurde die Festschrift:

HANS EUGEN SPECKER und REINHARD WORTMANN (Hgg): **600 Jahre Ulmer Münster** (Forschungen zur Geschichte der Stadt Ulm, Band 19). Verlag W. Kohlhammer Stuttgart 1977. 600 Seiten, zahlreiche Fotos und Farbtafeln. Kartoniert DM 37,-

Nicht alle Beiträge der verschiedenen Verfasser in einem solchen Sammelwerk können gleichwertig sein; auch kann eine Vollständigkeit der Themen nicht beansprucht werden, einzelne der insgesamt 19 Darstellungen mögen mehr zufällige Ergebnisse sein. Aber HANS PETER KÖPFS Beitrag über den Münstergründer LUTZ KRAFFT, WERNER FLEISCHHAUERS «Stammtischbilder des 17. Jahrhunderts zur Gründungsgeschichte des Münsters», als kulturgeschichtliche Beobachtungen bezeichnet, REINHARD WORTMANNs Betrachtungen über den Hallenplan und Basilikabau der PARLER in Ulm, HERMANN TÜCHLES Beschreibung der Münsteraltäre des Spätmittelalters oder WOLFGANG DEUTSCHS Betrachtungen zur SYRLIN- und Bildhauerfrage im Blick auf Hochaltar und Chorgestühl sind fundamentale Beiträge, die das Gewicht der Festschrift wesentlich bestimmen. Neben kunst- und baugeschichtlichen Darstellungen stehen aber auch solche, die das Münster als Pfarrkirche schildern (K. HOFFMANN) oder die Münsterprediger und -predigten (B. BREITENBRUCH) vom 16. Jahrhundert bis zum Ende der Reichsstadtzeit behandeln – oder die lückenlose Aufreihung der evangelischen Prälaten, Dekane und Münsterpfarrer von 1800 bis zur Gegenwart (NEBINGER). – Insgesamt ein reiches Buch mit einer Fülle neuer oder vertiefter Forschungsergebnisse, die manche bisher dunkle Stellen in der Geschichte des Münsters erhellen. – Wesentlich auf Anschauung ist ein anderes Buch angelegt:

HERMANN BAUMHAUER: **Das Ulmer Münster und seine Kunstwerke**. Konrad Theiss Verlag Stuttgart und Aalen 1977. 108 Seiten, 71 Kunstdrucktafeln, davon 11 farbige. Leinen DM 28,-

Die Kirche als Ganzes (als Kirche der Bürger), die Plastik der Portale, MULTSCHERS Schmerzensmann, Chorfenster, Chorgestühl und Kapellen, alles wird flüssig und an-

schaulich beschrieben und entsprechend von JOACHIM FEIST im Bild festgehalten. In gleicher Weise gereicht der Band dem Verfasser und dem Verlag zur Ehre, auch weil überlegt die Grenze gegenüber selbsterhöhenden Städte- oder lokalen Kirchenbeschreibungen gezogen wird.

Das Münsterjubiläum selbst mit seinem reichen Programm hat sich in einer Reihe von Publikationen niedergeschlagen. Festlich voran steht das von der Stadt herausgegebene Heft

600 Jahre Ulmer Münster. Ein Fest der Bürger – Ein Fest der Kirche. Herausgegeben von der Stadt Ulm. Süddeutsche Verlagsgesellschaft Ulm 1977. 74 Seiten, zahlreiche Abbildungen. Broschiert DM 3,-

Neben der Folge der Jubiläumsveranstaltungen im Juni 1977 finden sich hier eine Reihe kurzer Beiträge, in denen über Münstergründung und Baugeschichte, über das Münster als Stätte des Glaubens und als Stätte der Kirchenmusik berichtet wird, ferner über die Geschichte der Münster Glocken, über Schwörfeier und Schwörmontag, Fischerstechen und «Nabada» und nicht zuletzt auch über die Erhaltung des Münsters als eine fortdauernde Aufgabe. – Ausstellungskatalog und Bibliographie ergänzen sich in einem Doppelwerk zu einer Fundgrube für jeden, der Hinweise und Informationen sucht:

BERND BREITENBRUCH: **Das Münster in Literatur und Buchillustration.** Ausstellungskatalog. – ELMAR SCHMITT: **Münsterbibliographie.** 140 und 32 Seiten, zahlreiche Abbildungen. Broschiert

Zur Ausstellung der Stadtbibliothek kam dieser Katalog heraus. Er hält 78 sorgsam ausgewählte Exponate – Chroniken, Sagen, Beschreibungen, Reiseberichte, geistliches Schrifttum, schöne Literatur, Festschriften und Festdichtungen fest; unter den Abbildungen findet man den wahrscheinlich von DÜRER stammenden Holzschnitt, auf dem BÖBLINGER Ulm wegen seiner Mißerfolge beim Münsterbau verläßt, die Zeichnung von PETER CORNELIUS, Faust und Gretchen vor dem Münster darstellend, oder das Faksimile eines Briefes von MORIKE an LUISE RAU über das Innere des Münsters. Mit diesem gediegenen Ausstellungskatalog ist verbunden die fast 900 Nummern umfassende Münsterbibliographie. Sie ist überlegt gegliedert und bringt in wohl höchstmöglicher Vollständigkeit Quellen, Beiträge zur Baugeschichte im Mittelalter, aber ebenso im 19. und 20. Jahrhundert, solche zur Ausstattung (Plastik, Altäre, Chorgestühl, Fenster, Glocken); dabei sind auch wichtige Zeitungsartikel nicht vergessen. Publikationen über Gottesdienste, Pfründen, Pfarrer, Münsterfeste und die heiß umstrittenen Probleme der Bebauung des Münsterplatzes sowie endlich das Münster in Literatur und Buchillustration runden die Zusammenstellung ab.

Das Münsterjubiläum hat auch den Anstoß gegeben, ein Desiderat seit langer Zeit zu verwirklichen:

HANS KOEPF: **Die gotischen Planrisse der Ulmer Sammlungen.** (Forschungen zur Geschichte der Stadt Ulm, Band 18) Verlag W. Kohlhammer Stuttgart 1977. 177 Seiten, davon 36 Seiten Abbildungen und 9 Faltpfeile. Kartiert DM 20,-

Der Verfasser dieser wertvollen wissenschaftlichen Arbeit ist Ordinarius für Baukunst an der Technischen Universi-

tät Wien; er ist wie kaum einer berufen, Darsteller und Interpret dieses reichen und vielschichtigen Materials zu sein. Er ist im Elsaß aufgewachsen, hat aber seine Jugend- und Schulzeit in Ulm verbracht; so konnte er die Beziehungen zwischen Straßburg und Ulm durch ULRICH VON ENSINGEN besonders beredt schildern. Das Buch ist der bleibende kunsthistorisch-baugeschichtliche Niederschlag der Ausstellung «Gotische Planrisse», die, veranstaltet vom Stadtarchiv, während der Jubiläumswochen im Ulmer Schuhhaus zu sehen war. Studien zur Entwicklungsgeschichte des Ulmer Münsterturms im Lichte der Planrißforschung werden der Beschreibung der Turmräume, der von Sakramentshäuschen und Baldachinen, der Architektur-, Monstranzen- und Altarräume vorangestellt, die alle auch im Bild ausgezeichnet wiedergegeben sind. Literaturverzeichnis und Erläuterung der Fachausdrücke ergänzen die Darstellung. Wenn auch der größte Teil der Risse im Ulmer Stadtarchiv oder im Eigentum der evangelischen Gesamtkirchengemeinde sind (Münsterbauhütte), so hat der Verfasser doch nicht Mühe und Wege gescheut, auch alle sonstigen einschlägigen Risse darzustellen, die im Victoria- und Albertmuseum in London, im Berner Historischen Museum oder in der Akademie in Wien liegen. Für den mit solchen baugeschichtlichen Fragen weniger vertrauten Laien mag die Arbeit zu speziell sein; um so mehr ist sie als Beitrag für die Forschung zu werten: sie erhellt eine Reihe bisher ungeklärter oder falsch gedeuteter Fragen der Baugeschichte des Ulmer Münsters.

Das Münsterjubiläum selbst ist leider nicht in einer zusammenfassenden Publikation festgehalten. Kirchengemeinde und Stadtgemeinde sind getrennte Wege gegangen. Parallel zu dem die 1100-Jahr-Feier 1954 schildernden und damals von der Stadtverwaltung herausgegebenen Heft liegen jetzt – in ähnlicher Aufmachung und im gleichen Format wie die jährlich erscheinenden gedruckten Schwörreden – die beim Festakt im Münster gehaltenen Reden von Oberbürgermeister LORENSER und Kultusminister HAHN vor, verbunden durch die Worte des Sprechers. Auch die Überreichung der Erinnerungsgaben an die im Schwäbischen Städtebund vereinigten vierzehn einstigen Reichsstädte und an die neun Städte, in deren Dombauhütten dieselben Meister tätig waren wie am Ulmer Münster – von Mailand und Bern bis Esslingen und Gmünd – ist in Wort und Bild festgehalten. Das Heft enthält außerdem die Predigt von Landesbischof CLASS beim Festgottesdienst am 19. Juni, die man allerdings gerade hier nicht erwartet.

«Bürgerfest um eine Bürgerkirche» nennt sich die von der Evangelischen Gesamtkirchengemeinde herausgegebene Schrift, die das Jubiläum in seiner Planung und Vorbereitung, in seinen einzelnen Teilen – Festakt, Gottesdienst, Vorträge, oratorische und Theateraufführungen, das «Marktgeschehen um das Münster» (anstelle eines historischen Festzugs) – in ihrer Buntheit, auch in ihrer Problematik schildert. Auch die Ausstellungen, Folklore mit Bindertanz und Fischerstechen, die Schwörfeier sind aufgenommen. Schwarzweiße und viele bunte, manchmal allzu bunte Bilder schildern neben den Texten die Festwo-

Eines ist sicher: Wer vorsorgt, darf Sicherheit erwarten.



NECKARWERKE

Elektrizitätsversorgungs-AG
Esslingen am Neckar



Mitglied der Arbeitsgemeinschaft
Regionaler Energie-Versorgungs-
Unternehmen

Wir alle erhalten heute den Strom, den wir brauchen, weil die Elektrizitätswirtschaft in der Vergangenheit rechtzeitig vorgesorgt hat. Die Kraftwerke, Leitungen und Umspannwerke, die in der Vergangenheit gebaut wurden, decken heute den Strombedarf. Bei den Neckarwerken bedeutete diese Vorsorge: Seit der Währungsreform wurden 2,2 Milliarden DM investiert.

Die Gegenwart ist die Vergangenheit von morgen. Darum dürfen wir jetzt die Hände nicht in den Schoß legen, wenn in der Zukunft genügend Strom vorhanden sein soll. Jedoch: 1977 konnten die Neckarwerke mehrere Bauvorhaben nicht ausführen, weil die Genehmigungsverfahren sich verzögerten. Diese unerfreuliche Entwicklung beeinträchtigt die Beschäftigung in der Wirtschaft und die Sicherheit der Stromversorgung von morgen.

Die rund 500 000 Kunden der Neckarwerke haben 1977 etwa 4,8 Milliarden Kilo-

wattstunden elektrische Energie verbraucht; das waren 4,2% mehr als im Vorjahr. Seit der Ölkrise 1973 nahm der Strombedarf jährlich um durchschnittlich 5% zu. Auch in den kommenden Jahren müssen sich die Neckarwerke auf diese Zuwachsraten einstellen; sie wird von den Kunden vorgegeben.

Was die Zukunft bringt, kann niemand sicher vorhersagen. Nur eines ist gewiß: Wer nicht vorsorgt, kann keine Sicherheit erwarten. Ein solches Risiko dürfen wir uns in der Energieversorgung nicht leisten.

Kraftwerke und Leitungen, die morgen gebraucht werden, müssen heute gebaut werden. Damit die Neckarwerke diese Vorsorge treffen können, brauchen sie Verständnis, Vertrauen und Unterstützung aller.

Die Hauptversammlung der Neckarwerke hat am 23. Juni 1978 die Ausschüttung

einer Dividende von 7,- DM (im Vorjahr 7,50 DM) je 50-DM-Aktie beschlossen. Bilanz und Erfolgsrechnung für 1977 werden im Bundesanzeiger veröffentlicht.

Informations- Scheck

Bitte einsenden an die Neckarwerke, Postfach 330, 7300 Esslingen

Ich wünsche einen Geschäftsbericht 1977 und sonstige Informationen.

Name

Straße

Ort



SCHWÄBISCHER HEIMATBUND

GESCHENK-GUTSCHEIN

ÜBER EINE BEITRAGSFREIE MITGLIEDSCHAFT IM SCHWÄBISCHEN
HEIMATBUND IM JAHRE

FÜR

IN

FÜR DIE RICHTIGKEIT:

W. P. Rion

GESCHÄFTSFÜHRERIN

VORSITZENDER DES SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES

Dieser Gutschein berechtigt im Jahre seiner Geltung zum Bezug der Zeitschrift SCHWÄBISCHE HEIMAT und zur Teilnahme an allen Veranstaltungen und Studienfahrten des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES zu den für reguläre Mitglieder geltenden Bedingungen.

Wenn nach Ablauf dieses Jahres die Mitgliedschaft aufrechterhalten bleiben soll, braucht nur das beigegefügte Formular vollständig ausgefüllt und unterschrieben an die Geschäftsstelle geschickt zu werden.

Besteht schon eine Mitgliedschaft, so beginnt mit dem 1. Januar des folgenden Jahres wieder die Pflicht zur Beitragszahlung.



Geschenke, die Freude bereiten...

So sieht er aus, der Geschenkgutschein, mit dem Sie Ihren Bekannten, Verwandten und Freunden auf einfache Weise eine Freude machen können – zu Festtagen aller Art, oder einfach nur so!

(Und davon hat der Beschenkte nicht nur einmal etwas: Allein viermal erinnert ihn die SCHWÄBISCHE HEIMAT an Ihre gute Idee!)

Und wie bekommt man einen solchen Gutschein?

Ganz einfach: Sie füllen das unten auf dieser Seite abgedruckte Formular aus, schicken es an die Geschäftsstelle und überweisen zugleich den Betrag von mindestens DM 22,- (einen Jahresbeitrag) auf eines der Konten des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES. Selbstverständlich schicken wir Ihnen gern weitere Formulare zu und bearbeiten auch formlose Bestellungen, wenn Sie nur alle nötigen Angaben enthalten! Sobald beides (Anmeldung und Geld) bei der Geschäftsstelle eingetroffen ist, bekommen Sie den Gutschein und können ihn (mit ein paar freundlichen Worten, Ihrem Glückwunsch oder ein paar Blumen) dem Beschenkten überreichen oder schicken. (Und gleichzeitig bekommen Sie die für Sie bestimmte Spendenbescheinigung – Sie sehen, es ist an alles gedacht!)

Übrigens: Wenn Sie ein Nichtmitglied zum ersten Mal mit einem solchen Gutschein beschenken, nehmen Sie ganz automatisch auch an der Verlosung der Werbepremien teil!

Hier abtrennen und bitte in Druckbuchstaben ausfüllen!

An die
Geschäftsstelle des
SCHWÄBISCHEN
HEIMATBUNDES
Charlottenplatz 17/III
7000 Stuttgart 1

Name

Vorname

Straße

PLZ

Wohnort

Ich bitte um Ausstellung eines Geschenkgutscheines für das Jahr 19____ auf den Namen:

Name

Vorname

Straße

PLZ

Wohnort

Datum

Unterschrift

chen. Die zwei großen Vorträge über «Kirche und Bürger» vom Verfasser dieser Besprechung und «Selbstverwirklichung der Bürgerschaft» von DECKER-HAUFF sind in knappen Auszügen wie die Reden beim Festakt mit enthalten. Während man DECKER-HAUFFS Vortrag nirgends im Wortlaut zu finden vermag, ist im Heft 44 der Zeitschrift

Ulmer Forum. Vierteljahreszeitschrift, herausgegeben von der Universität Ulm und der Ulmer Universitätsgesellschaft e. V., der Stadt Ulm und der Ulmer Volkshochschule. (Einzelheft DM 3.–)

– gewissermaßen im Nachklang zum Münsterjubiläum – der Vortrag «Kirche und Bürger», der von manchen als Herausforderung empfunden worden ist, im Wortlaut festgehalten. Das «Forum» brachte übrigens auch in seinem 42. Heft einige kleinere Beiträge zum Münsterjubiläum von BAUMHAUER, WIMMER, KOEPF und GERTRUD BECK; andere sind in den zwei breit angelegten und eindrucksvollen Sonderbeilagen der Südwest-Presse und der Schwäbischen Zeitung enthalten, die trotz hoher Auflagen alsbald vergriffen waren. Man muß sich also, was bei einer entsprechenden Koordination in einem Jubiläumsband hätte vereinigt werden können, etwas mühsam zusammensuchen, auch wenn es legitim ist, daß verschiedene Publikationsorgane die Themen in dieser oder jener Richtung variieren, die mit dem Münster und seiner Geschichte, mit der Stadt, deren Erscheinung es prägt, im Zusammenhang stehen.

Insgesamt ist man dafür dankbar, daß das Jubiläum eine Reihe von Darstellungen veranlaßt hat, die über die Festtage hinaus Bedeutung behalten und 1977 als ein großes Jahr für Ulm festhalten.

Theodor Pfizer

Historisches und Biografisches

HARTMUT WEBER: **Die Fürsten von Hohenlohe im Vormärz.** Politische und soziale Verhaltensweisen württembergischer Standesherrn in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. (Forschungen aus Württembergisch Franken, Band 11) Historischer Verein für Württembergisch Franken, Hohenlohe-Zentralarchiv Neuenstein und Stadtarchiv Schwäbisch Hall 1977. XXIX, 343 S. DM 25.– Nach den umfassenden Arbeiten von H. WINKEL und E. SCHREMMER versucht der Verfasser, die politischen und sozialen Verhaltensweisen der Fürsten von Hohenlohe zwischen dem Ende des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation und der Revolution von 1848/49 zu erarbeiten. Diese Tübinger Dissertation beruht auf einer mit großer Akribie durchgeführten Erschließung reicher und bisher zum Teil wenig oder gar nicht benutzter Archivbestände. Am Beispiel des standesherrlichen Hauses Hohenlohe versucht der Autor, die diplomatischen Möglichkeiten und den Verhandlungsspielraum mediatisierter Häuser in der Zeit der Bildung der modernen Zentralstaaten und ihrer ersten Bewährungszeit aufzuzeigen. Er stellt die zentrale Frage, wie weit sich das mediatisierte Haus Hohenlohe mit einer traditionell vorgeprägten politischen

und sozialen Position in dem modernen Staat Württemberg behaupten konnte. Schwerpunkt der Arbeit ist die Wechselfdiplomatie des Hauses Hohenlohe, die der Verfasser in sehr guter Weise anschaulich machen kann. Sehr genau und ausführlich schildert er die diplomatischen Bemühungen des Fürstenhauses, so z. B. die Hilferufe an die Bundesversammlung in Frankfurt und das vergebliche Werben, große und kleine Mächte für seine Interessen zu gewinnen. Die beiden ersten Teile der Arbeit stellen somit die Situation des Fürstenhauses in der Übergangsphase von Landesherren zu Standesherrn dar, die Bemühungen, in ihre standesherrlichen Rechte im Königreich eingesetzt zu werden – bis hin zur Deklaration der staatsrechtlichen Verhältnisse und den Separatprotokollen vom Jahre 1825. Im 3. Teil werden die Hintergründe der Politik des mediatisierten Hauses Hohenlohe gegenüber dem Staate Württemberg aufgezeigt.

Man erfährt viel über die Finanzlage des Fürstenhauses im Vormärz, wie z. B., daß auf die Ausübung der Rechtspflege aus Finanzgründen verzichtet wurde, daß in mehreren Landesteilen hohe Schulden aus der Zeit der Landesherrschaft bestanden, daß die einzelnen Zweige des Hauses sehr empfindsam auf die Konjunkturschwankungen der ersten zwei Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts reagierten, daß eine standesgemäße Repräsentation in der Landeshauptstadt nicht von allen Vertretern der Landesteile wahrgenommen werden konnte, weil ihnen die Geldmittel fehlten, und daß manche Linie mehrmals unter Sequester gestellt wurde. Auch die Heirats- und Ausbildungspolitik macht der Verfasser transparent.

Die Untersuchung zeigt, daß zwischen den diplomatischen Verhandlungen und den wirtschaftlichen Gegebenheiten Querverbindungen bestanden und daß der finanzielle Hintergrund den Verhandlungsspielraum des Hauses Hohenlohe beeinträchtigte.

Gert Kollmer

FRIEDRICH WEIGEND, BODO M. BAUMUNK, THOMAS BRUNE: **Keine Ruhe im Kyffhäuser.** Das Nachleben der Staufer. Ein Lesebuch zur deutschen Geschichte. Konrad Theiss Verlag Stuttgart und Aalen 1978. 272 Seiten, 44 Tafeln, Leinen DM 29.–

Notwendige Nachträge zum sogenannten Stauferjahr und seinen imponierenden Darstellungen hochmittelalterlicher Herrschaftskultur in Ausstellungen und Büchern liefert dieser oft amüsante, oft verblüffende, immer informierende, gelegentlich auch bestürzende Gang durch die deutsche Geschichte seit dem Ende der Staufer. Auch die Verfasser wissen, wie schwer es ist, Geschichte so zu schreiben, daß darin sich «der kleine Mann» wiederfinden kann. Aber sie schreiben Geschichte so, daß dieser «kleine Mann» begreift, wieso auch er von dieser Geschichte betroffen ist, wie sehr auch er an dem beteiligt ist, was aus der Geschichte wird. Konkret: Hier ist von all dem die Rede, was Überlieferung und Sage nachträglich den Staufern und vor allem dem zum deutschen Symbol hochstilisierten Friedrich I Barbarossa angehängt haben, wie ihn sich die politischen Träumer, Schwärmer, Idealisten und

Demagogen aller Richtungen zurechtgemacht und angeeignet haben, wie man mit ihm Zeitkritik, aber auch Propaganda und Werbung betrieben hat. Ein Lesebuch darf nicht nur darstellen und kommentieren, es muß vorweisen. Das geschieht hier in reichem Maße; alle wichtigen Quellen und Stellen werden ausführlich zitiert. Das ist besonders erfreulich, weil doch das meiste von der Zeit überholt wurde und heute nur noch schwer aufzustöbern ist – wenn auch (oder gerade weil?) diese verklärend-propagandistische «Nutzung» der Staufer nie aufgehört hat.
Johannes Wallstein

ALFRED MUNZ: PHILIPP MATTHÄUS HAHN. Pfarrer, Erfinder und Erbauer von Himmelsmaschinen, Waagen, Uhren und Rechenmaschinen. Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1977. 144 Seiten, 50 Abbildungen. Leinen DM 28,–
Schon immer hat man sich eine Lebensbeschreibung dieses Mannes gewünscht – ausführlich genug, um die Wege seines Lebens genau nachvollziehen zu können, knapp genug, um über den Einzelheiten der Biografie nicht das Gesamtbild aus den Augen zu verlieren. Genau das scheint hier vorzuliegen. Aber es scheint nur so. Die eigentliche Biografie ist im knappen Vorwort enthalten. Der Rest ist eine Mischung aus breit zitierten Tagebuchaufzeichnungen HAHNS und dem Versuch, dessen Charakter und Werk zusammenfassend und interpretierend darzustellen. Das mag seinen Grund darin haben, daß der Verfasser sich bemüht, HAHN sozusagen von diesem selbst her verständlich zu machen. Dabei geht aber immer wieder über dem Detail der Zusammenhang mit Charakter und Lebenslauf HAHNS verloren. Ganz zu schweigen von den Zusammenhängen zwischen HAHN und unserer Gegenwart: Seine gegenwärtige Bedeutung beruht nun einmal nicht auf seinem Verhältnis zum Geld oder zu seiner Familie oder zum Pietismus, sondern auf den Impulsen, die er für die wirtschaftliche Entwicklung des Raumes Onstmettingen, Ebingen, Balingen gegeben hat. Und dazu wär' es wohl nötig, auch etwas über die Lebensbedingungen in diesem Raume zu HAHNS Zeiten zu erfahren und mehr als nur ein paar pauschale Hinweise auf die Auswirkungen dieser Impulse zu bekommen.

Hans L. Foss

Aus Oberschwaben

OTTO UHLIG: **Die Schwabekinder aus Tirol und Vorarlberg.** Universitätsverlag Wagner Innsbruck / Konrad Theiss Verlag Stuttgart und Aalen 1978. 308 Seiten, 53 Abbildungen, 4 Kartenskizzen, 1 Faltkarte. Halbleinen DM 49,–

Erst mit dem 1. Weltkrieg hörten sie auf, die alljährlichen Züge der Kinder aus armen Alpentälern der Schweiz und vor allem Österreichs – zum Teil über noch winterliche Alpenpässe – zu den Kindermärkten in Ravensburg oder Friedrichshafen, auf denen diese Kinder dann von den

Bauern Oberschwabens gedingt wurden – als Hütekinder meist – für die Zeit bis zum nächsten Winter. Der Lohn dieser «Schwabekinder» war – auch nach damaligen Maßstäben – nicht eben hoch. Aber sie waren versorgt, ohne der heimischen Familienwirtschaft zur Last zu fallen, sie wurden auch wohl von ihren Dienstherrn neu eingekleidet. Aber von einer gediegenen Schul- oder späteren Berufsausbildung konnte nicht die Rede sein. Der Verfasser hat eine Menge von Material über dieses wenig bekannte Kapitel alpenländischer und oberschwäbischer Sozialgeschichte zusammengetragen, besonders auch über die vielfältigen Bemühungen, die unzuträglichen Verhältnisse zu ändern. Auch ehemalige Schwabekinder hat er nach ihren Erinnerungen gefragt, unter der Fülle des Materials und der Vielzahl der Gesichtspunkte hat allerdings die Übersichtlichkeit der Darstellung gelegentlich leiden müssen. Dadurch ist weder die Lektüre dieses Buches erleichtert noch seine Benützung zur Erschließung bestimmter einzelner Sachverhalte.
Johannes Wallstein

JACOB MURERS **Weißenuer Chronik des Bauernkrieges von 1525.** Erstmalige, vollständige Faksimile-Ausgabe der Handschrift ZA Ms 54 im Besitz des Fürstlich von Waldburg-Zeil'schen Archivs auf Schloß Zeil bei Leutkirch in der Größe und den Farben des Originals. Herausgegeben von GÜNTHER FRANZ unter Mitarbeit von WERNER FLEISCHHAUER. Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1977. Faksimile: IV, 44 Seiten, 11 doppelseitige farbige Zeichnungen, Halbpergament; Textband: 64 Seiten, 4 Abbildungen, 2 Kartenzeichnungen. Beide Bände in überzogenem Schuber DM 370,–

Es gibt Bücher, die immer wieder zitiert werden (Abschreiber verballhornen, ohne das Objekt je gesehen zu haben, dazu noch die Texte). Ein Jubiläum – 450 Jahre Bauernkrieg – mußte auftreten, um eine Faksimileausgabe der beinahe legendären, im künstlerischen Bereich ohne Vorbild dastehenden Bauernkriegschronik aus Kloster Weißenu zu zeitigen, die dann freilich post festum erschienen ist. Das Original liegt in den Sammlungen auf Schloß Zeil.

Der Herausgeber GÜNTHER FRANZ versucht in seinem Kommentar, zunächst eine Geschichte des Prämonstratenserklosters Weißenu zu skizzieren. Das reichsunmittelbare Kloster «Ow» (Augia) hatte seit FRIEDRICH BARBAROSSA einen von Ummendorf bis Manzell reichenden Klosterbesitz, der auf einer einschlägigen Karte ausführlich dargestellt ist. Daß noch zur Zeit der Säkularisation 140 Dörfer, Weiler und Höfe gezählt wurden, wobei das Schwergewicht natürlich auf letzteren ruht, gibt dem Ganzen einen weitgespannten Rahmen: dadurch hatte das Kloster mit Bauern zu tun, was 1525 nicht ohne Folgen geblieben ist. Wichtig ist, daß der Bericht von dem Weißenuer Abt JAKOB MURER stammt, der auf dem familiären Hintergrund einer künstlerisch hochbegabten Sippe erwachsen ist. MURERS Vater war Maler zu Konstanz, ein Bruder (HANS) Maler zu St. Gallen, ein zweiter (SEBA-

9 x Wüstenrot für Sie: Für Haus, Vermögen, Sicherheit.



Bausparverträge



Eigenheime



Eigentums-
wohnungen



Fertighäuser



Häuser
zum Selberbauen



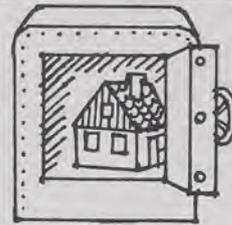
Baufinanzierungen



Modernisierungs-
Darlehen



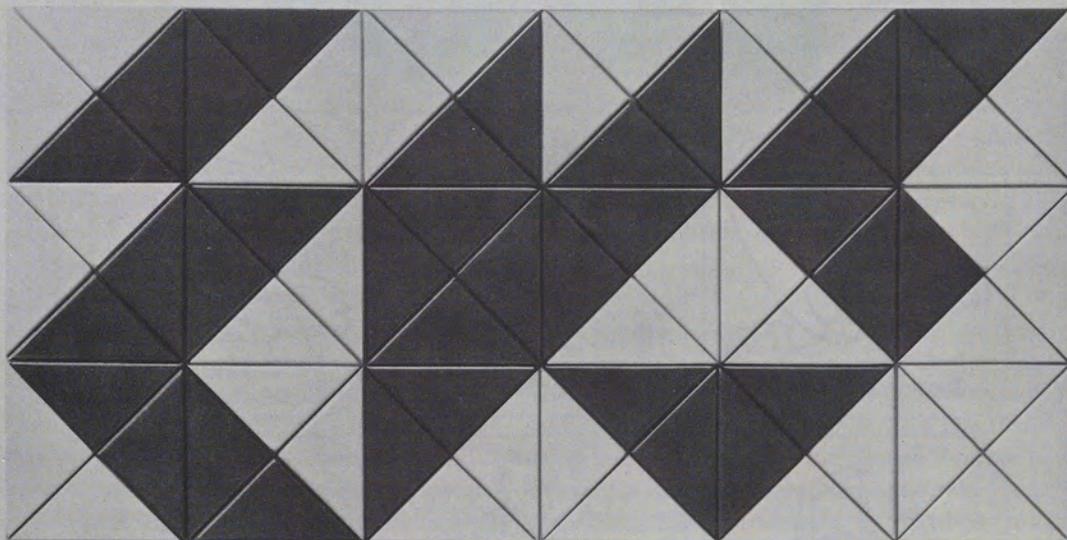
Lebens-
versicherungen



Allianz
Sachversicherungen

wüstenrot
Der gute Grund für Ihr Eigentum.

EVS – drei Buchstaben und ihre Bedeutung für Württemberg.



Energie-

Elektrische Energie. Umweltfreundlich. Sicher. Erzeugt in Laufwasser- und Speicherkraftwerken. In Öl- und Kohlekraftwerken. Und künftig immer mehr in Kernkraftwerken. Denn alle verfügbaren Energieträger werden genutzt.

Versorgung

Die EVS ist verpflichtet, Strom jederzeit möglichst sicher und preisgünstig zu liefern. Das erfordert weitsichtige Planung. Denn Kraftwerke haben 5–8jährige Bauzeiten. Trotzdem darf es nie Versorgungslücken geben.

Schwaben AG

Die EVS ist das Landesversorgungs-Unternehmen von Württemberg. Sie versorgt unmittelbar 1,6 Millionen Einwohner auf einer Fläche von über 12000 km². Außerdem beliefert sie fast alle Elektrizitätswerke Württembergs und ist Partner im europäischen Stromverbund. Sie verfügt über ein Leitungsnetz von 32000 km Länge.

Die EVS ist eine Aktiengesellschaft. Ihre Aktien befinden sich voll im Besitz der öffentlichen Hand, von Kreis- und Gemeindeverbänden, des Landes und einiger Städte. Das Aktienkapital beträgt 300 Millionen DM.



Für eine
energiebewußte
Zukunft

STIAN) Goldschmied zu Konstanz. JAKOB wurde kaum nach 1460 wohl als der jüngste Sohn des Malers geboren, über seine ersten Lebensjahrzehnte sind wir nicht unterrichtet. 1499 war er Pfarrer zu Ummendorf bei Biberach; 1523, zwei Jahre vor den entscheidenden Ereignissen, wurde er zum Abt der Weißenau gewählt. Er hatte noch zehn Jahre Zeit, seine Pläne dort zu verwirklichen; 1533 starb er.

Zu unterscheiden sind von ihm: die hier faksimilierte, d. h. in originaler Form wiedergegebene Bauernkriegschronik (sie hat 1725, zum 200. Jubiläum, schon eine Kopie durch P. SEBASTIAN ABBT erfahren, ein Zeichen, wie hoch sie immer in Weißenau eingeschätzt wurde!), eine Klosterchronik, die bis 1780 von MURERS Nachfolgern fortgeführt wurde, und ein «Gedenkbuch», was wir mit dem moderneren Begriff Haushaltungsbuch umschreiben können. MURERS Neigungen gelten der Geschichte; man sieht es deutlich, daß er ein Kind seiner Zeit ist.

Man kann dies an MURERS Text nachstudieren, der nun im Original und in der Transkription vorliegt. Zu den Bildern und ihrer Reproduktion ist zu sagen, daß diese über alle Maßen vorzüglich gelungen ist. Der Federzeichnungsstil kommt den Faksimiles entgegen – gewiß, dennoch ist es eine große Leistung, die Dinge so plastisch und einwandfrei darzustellen; das gilt auch für die nur schwer lesbaren Texte.

Zur kunsthistorischen Seite resümiert FLEISCHHAUER: *Für die Weißenauer Bilderchronik lassen sich keine Vorbilder finden, es gibt nicht einmal Vergleichbares.* Er verwirft – mit guten Gründen – die Annahme ROTTS, der Abt selbst sei Zeichner und Verfasser gewesen, und setzt dafür Klosterbrüder bzw. -patres als Ausführende ein. Doch warum hat der Abt die erstaunlichen Unterschiede im Aussehen der Bauten nicht ändern lassen (nicht einmal bei denen seines Klosters)? Das kann nur den Schluß erlauben, daß ihm die Bauformen und die individuellen Erscheinungsbilder der Landschaft fremd waren; Abt MURER war also ein Kind des späten Mittelalters.

Daß nur Ähnlichkeiten mit den Schweizer Bilderchroniken der Zeit vorhanden sind, darf nicht zu der Annahme verleiten, man habe hier unmittelbare Vorbilder vor sich. Gerade die «Retrospektive», das so stark durchschlagende konservative Element trennt unsere Chronik von dieser ganz besonderen Spezies der Geschichts-Erzählung mit der Zeichenfeder. FLEISCHHAUER hat die «Welfenchronik» des benachbarten Klosters Weingarten mit Recht weggelassen, obwohl sie auf eine ganz andere Weise durch Porträts die Geschichte zu spiegeln sich anschickt, wodurch der Charakter des Hausklosters stark unterstrichen wird. So ist die Landschaft (nur) eine Schaubühne für das historische Geschehen (entgegen BAUMANN: *Eigentliche Landkarten, in denen sich die einzelnen Szenen an verschiedenen Orten befinden*), ein Raum- oder Lebensgefühl mit und durch die Landschaft und deren Topographie fehlt. Erstaunlich, daß (auf Blatt 3) nur Weingarten und die Altdorfer Kirche mit genauer Sorgfalt dargestellt wurden. Könnte es denkbar sein, daß hier Beziehungen Weingarten-Weißenau aufscheinen?

Eines sollte man allerdings nicht vergessen bzw. überse-

hen: hier wird Geschichte nicht von einem kühl resümierenden Historiker geschrieben, sondern von einem Beteiligten. MURERS Bericht ist in keinem Institut am grünen Tisch entstanden, sondern an der blut- und glutvollen Wirklichkeit seiner Zeit. Daß sie einigermaßen glimpflich an dem Abt und seinem Kloster vorübergegangen ist, mag nicht zuletzt der diplomatischen Gewandtheit des JAKOB MURER zuzuschreiben sein.

Wolfgang Irtenkauf

ANDRÉ FICUS (Hg): **SOB – Sezession Oberschwaben Bodensee.** Maler und Bildhauer in einer Landschaft 1947–1977. Verlag Robert Gessler Friedrichshafen 1977. 152 Seiten, zahlreiche Abbildungen. Leinen DM 48,- Auf 152 Seiten mit etwa ebenso vielen Abbildungen wird hier dargestellt, wie eine Gruppe von Künstlern – 34 waren bisher insgesamt daran beteiligt – über 30 Jahre hinweg in einem lockeren Zusammenschluß von Individualisten vor allem gemeinsame Ausstellungen an wechselnden Orten in und außerhalb der Region Oberschwaben-Bodensee zuwege gebracht hat. Kein gemeinsames Kunstprogramm, kein Manifest oder dergleichen hat sie zusammengebracht, sondern vor allem die Tatsache, daß sie alle nach Kriegsende als Künstler in einer Landschaft fernab der Metropolen tätig waren. Eigenartiges hat sich dabei ergeben: in den Anfangszeiten galt es, den Rückstand und die Leere zu überwinden, die die Nazis hinterlassen hatten. Damals waren die Sezessionisten für viele modische Neutöner. Sie wurden im Laufe der Zeit zu Vorbereitern eines weniger von Vorurteilen bestimmten Kunstverständnisses, sie erleichterten so auch für andere zeitgenössische Künstler den Zugang nach Oberschwaben. Nun aber, da auch das Neueste und Aktuellste mehr oder weniger vertraut oder wenigstens bekannt wurde, gab es für älter gewordene und sich selber treu gebliebene SOB-Mitglieder gelegentlich den Vorwurf, sie seien nicht modern genug! Mit solchen und anderen Beobachtungen gaben GISELA LINDER und HERBERT KARL KRAFT, die Textautoren dieser SOB-Monografie, also nicht nur Hinweise auf die einzelnen in der SOB zusammengeschlossenen Künstler, sie leisten auch einen Beitrag zur Geschichte der Rezeption von Kunst in Oberschwaben zwischen 1947 und 1977.

Johannes Wallstein

SEBASTIAN SAILER: **Adams und Evens Erschaffung, und ihr Sündenfall.** Ein geistlich Fastnachtspiel mit Sang und Klang aus dem Schwäbischen in's Österreichische versetzt. 1783. Nachwort von PROF. DR. OTT, Weingarten. Faksimileausgabe Biberacher Verlagsdruckerei Biberach 1977. 94 Seiten, Pappband Ein Zufall spielte dem Rezensenten diese hübsche Gabe zum SAILER-Jahr 1977 erst jetzt in die Hand. Es handelt sich um eine Wiedergabe der ersten gedruckten Fassung der Schöpfung, die im Gegensatz zur BACHMANNschen Ausgabe auch die Noten zu den Arien abdruckt. Die Übertragung *in's Österreichische* ist eher ein in oberdeutsch ge-

färbtes Schriftdeutsch. Der jeweils gegenüberstehende schwäbische Text scheint, wo er nicht mit dem bei SIXT BACHMANN gebotenen übereinstimmt, gegenüber diesem – trotz des früheren Erscheinens – weiter vom Original entfernt zu sein. Das «Nachwort» von SEFAN OTT bezieht sich lediglich mit einem Satz auf den hier vorgelegten Text, es steht unter der Überschrift «Zum Leben und Schaffen Sebastian Sailers» – und davon handelt es auch. Willy Leygraf

Natur und Umwelt

GERHARD FUCHS; OTTI WILMANN, WOLFHARD WIMMEN-AUER: **Der Kaiserstuhl.** Gesteine und Pflanzenwelt. (Die Natur- und Landschaftsschutzgebiete Baden-Württembergs Band 8) Landesanstalt für Umweltschutz Baden-Württemberg – Institut für Ökologie und Naturschutz Karlsruhe 1977 (2. Auflage). 262 Seiten, 272 Schwarz-weiß – und 64 Farbbilder von HELGA und KURT RASBACH, 1 Karte, 5 Tabellen. Leinen DM 48,-

Vor über 40 Jahren erschien die erste Monographie über den Kaiserstuhl, herausgegeben vom Badischen Landesverein für Naturkunde und Naturschutz. Seitdem hat sich das Bild dieser Landschaft vor allem durch die umfassende Rebflurbereinigung stark gewandelt.

Im nun in zweiter Auflage vorliegenden Band 8 der Reihe «Die Natur- und Landschaftsschutzgebiete Baden-Württembergs» wird der Kaiserstuhl nach weitgehendem Abschluß der Rebflurbereinigung vorgestellt – der Kaiserstuhl heute.

Die Autoren haben, wie im Untertitel vermerkt, das Thema auf Gesteine und Pflanzen eingeeengt. Auch in diesem Band findet man wieder die von den übrigen Bänden der Reihe gewohnte Sorgfalt. Er gibt spezielle Informationen über den Kaiserstuhl und vertieft sie an wichtigen Stellen durch die Darstellungen allgemeiner Zusammenhänge. Sowohl dem Kapitel über «Gesteine» als auch dem über «Pflanzen» sind kurze und übersichtliche Vorschläge für Exkursionen angehängt. Besonders hervorzuheben sind die z. T. farbigen Abbildungen, die mit ausführlichen Unterschriften versehen sind, im Kapitel «Gesteine» sogar mit eingezeichneten Vermerken, die auch dem Laien einen geologischen Aufschluß verständlich machen können. Alle Landschaftsaufnahmen sind mit dem Aufnahmedatum versehen, so daß ein Vergleich zwischen «altem» und «neuem» Kaiserstuhl möglich ist.

Im Kapitel «Pflanzen» folgen die Autoren nicht einer streng pflanzensoziologischen, sondern einer für den Laien besser verständlichen geographischen Gliederung wie zum Beispiel nach den Standorten Weinberge, Hohlwege, Lößböschungen, Trockenrasen, Wälder, Talböden. Ein kleiner Mangel ist, daß Karten fast völlig fehlen. Einzig eine vereinfachte geologische Übersicht wird gegeben. Über die heute noch bestehenden Hohlwege, die Lage alter und neuer Rebfluren, ursprünglicher Trockenrasengebiete, Wälder u. a. kann man sich nur im Text informieren, oder aber durch zusätzliche Karten. Diese werden zwar

aufgeführt, aber leider an einer ungewöhnlichen und schlecht zu findenden Stelle: im Vorwort. (Warum nicht im Anschluß an das Literaturverzeichnis?)

Kleine Mängel eines guten Buches, das tatsächlich, wie im Vorwort erwähnt, so abgefaßt ist, daß es auch Nicht-Fachgelehrte benutzen können. Ein Buch, das zugleich die Wachsamkeit gegenüber störenden Veränderungen und zerstörendem Verbrauch von Landschaft fördern kann. Werner Bils

FRANZ WEBER: **Die gerettete Landschaft.** Wie ein Einzelner der Zerstörung Einhalt gebieten kann. Mit einem Vorwort von HERBERT GRUHL. Nymphenburger Verlagshandlung München 1978. 320 Seiten, 16 Abbildungen, Kartenskizzen. Broschiert DM 19,80

Der Titel ist ganz, der Untertitel zum Teil unzutreffend. Und das ist gut so: Man könnte sich sonst vielleicht beruhigen, die Landschaft sei tatsächlich gerettet und wenn schon ein Einzelner . . . , dann müsse man ja nicht unbedingt selbst . . .

FRANZ WEBER ist Journalist von Beruf und Kämpfer für den Schutz der Landschaft aus Überzeugung und Leidenschaft. Seine Kämpfe waren nicht immer erfolgreich. Aber: wo er das Ziel, eine konkrete Landschaft vor einer konkreten Schädigung zu bewahren, nicht erreicht hat, da ist doch immerhin deutlich geworden, wer und was hinter den Bedrohungen steckt, mit welchen Mitteln die Aggressoren arbeiten – und wie sie's gelegentlich fertigbringen, sogar die eigentlich Betroffenen vor ihren gefährlichen Karren zu spannen. Wenigstens am Rande sei vermerkt, daß dieses mit dem deutschen Naturschutzpreis 1978 ausgezeichnete Buch geradezu spannend geschrieben ist, gelegentlich recht forsch – aber immer interessant und verständlich für jedermann.

Hans L. Foss

WOLF HOCKENJOS: **Begegnung mit Bäumen.** Mit einem Geleitwort von GERHARD ERHARD WEISER, Minister für Ernährung, Landwirtschaft und Umwelt von Baden-Württemberg. DRW-Verlag Weinbrenner Stuttgart 1978. 196 Seiten, 120 Abb., davon 28 farbig. Leinen DM 49,-

Der Verfasser muß sich – bildlich gesprochen – an seinen Vorfahren messen lassen: An seinem Vater FRITZ HOCKENJOS, dem Schwarzwald-Forstmann, Wanderer und Schriftsteller, an seinen «Großvätern» LUDWIG KLEIN («Bemerkenswerte Bäume im Großherzogtum Baden») und OTTO FEUCHT («Schwäbisches Baumbuch»). Er kann sich diesem Vergleich stellen. Vor allem auch deshalb, weil er nicht Epigone dieser «Vorfahren» ist; so sehr er weiß, auf wessen Spuren er immer wieder geht, er sucht eigene Wege. Und die führen ihn nicht etwa zu einer Bestandsaufnahme oder zur Suche nach Kuriositäten: er sucht, fotografiert und beschreibt Baumindividuen und Baumcharaktere, und dies durchaus – nach Auswahl und Akzenten – sehr bewußt subjektiv. Viele uralte und weitberühmte Baumdenkmäler sind darunter, aber auch typi-

Es gibt viele Banken in Baden-Württemberg, aber nur eine Baden-Württembergische Bank.

Unsere Kunden schätzen die Atmosphäre in unserem Haus. Sie profitieren von unserer Börsenerfahrung und nutzen unsere weltweiten Verbindungen für ihren Außenhandel. Sie legen ihr Geld mit unserem Rat erfolgreich an und investieren zum richtigen Zeitpunkt mit unseren Krediten. Für unsere Kunden sind wir



BW
BANK

nicht irgendeine Bank in Baden-Württemberg. Für sie sind wir „Die Baden-Württembergische Bank“. Und das nicht erst seit gestern. Übrigens: Kennen Sie schon unsere Gold- und Silbermünzen-Abonnements und unsere Aufbau-Goldmünzen-Sammlung für Numismatiker? In Goldmünzen sind wir führend.

BADEN-WÜRTTEMBERGISCHE BANK AKTIENGESELLSCHAFT

7000 Stuttgart 1, Kleiner Schloßplatz, Telefon (07 11) 2094-1 - ehemals Württembergische Bank
7500 Karlsruhe 1, Friedrichsplatz 1-3, Telefon (07 21) 140-1 - ehemals Badische Bank
7100 Heilbronn, Allee 11, Telefon (071 31) 884-1 - ehemals Handelsbank Heilbronn AG
90 Geschäftsstellen im ganzen Land

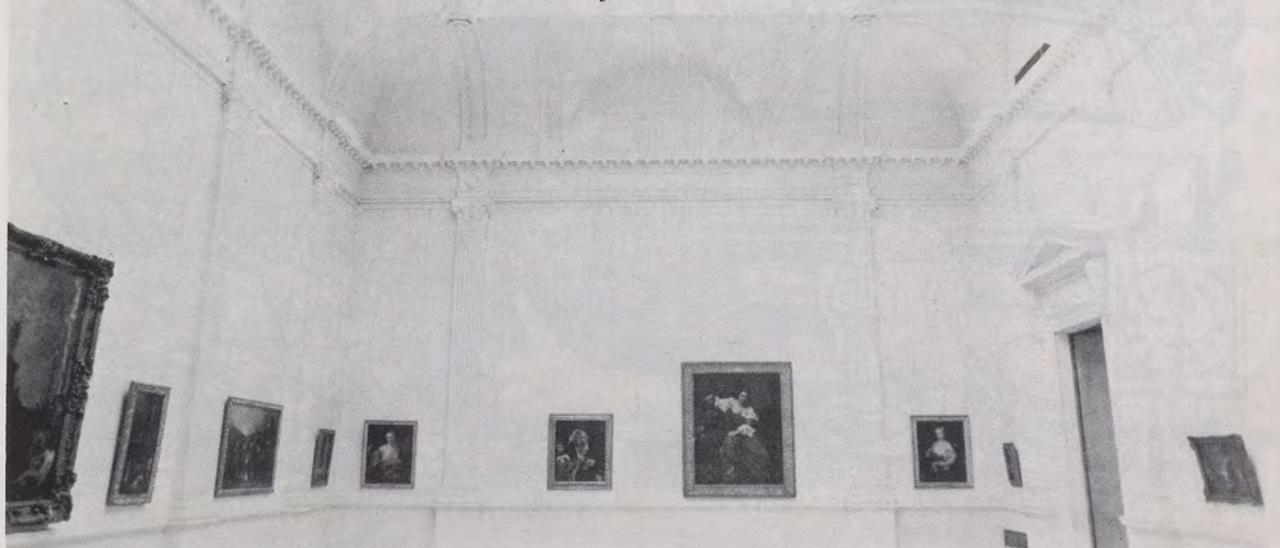
Erdgas spart Energie. Denn Erdgas hat einen besonders hohen Nutzungs- und Wirkungsgrad. Erdgas kennt zudem keine langen Anwärmungs- und Abkühlperioden.

In vielen öffentlichen Gemädegalerien wird eine gleichbleibende Temperatur von 293,5 Kelvin als absolut notwendig angesehen.

Erdgas ist umweltfreundlich. Es braucht nicht bestellt, nicht gelagert zu werden. Und schließlich: Erdgas ist versorgungssicher und steht uns noch bis weit ins nächste Jahrtausend zur Verfügung.

Die wertvollen Gemälde brauchen konstante Wärme. Erdgas sorgt dafür, daß diese Temperatur stets erhalten bleibt. Tags und nachts.
Gasversorgung Süddeutschland GmbH

Raumtemperatur
293,5° Kelvin



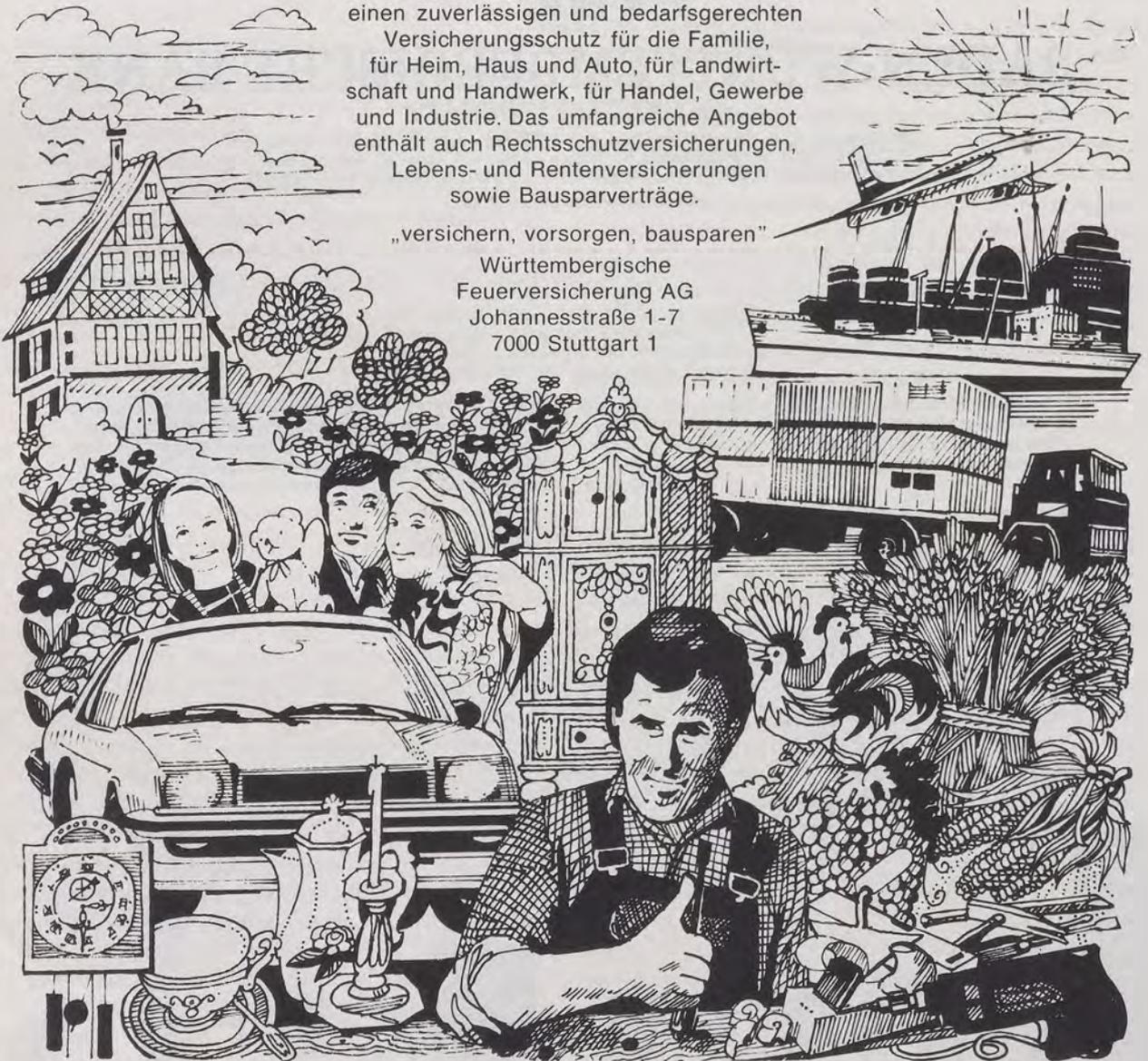
150 JAHRE

Württembergische

Die Württembergische bietet seit 150 Jahren einen zuverlässigen und bedarfsgerechten Versicherungsschutz für die Familie, für Heim, Haus und Auto, für Landwirtschaft und Handwerk, für Handel, Gewerbe und Industrie. Das umfangreiche Angebot enthält auch Rechtsschutzversicherungen, Lebens- und Rentenversicherungen sowie Bausparverträge.

„versichern, vorsorgen, bausparen“

Württembergische
Feuerversicherung AG
Johannesstraße 1-7
7000 Stuttgart 1



sche Einzelgänger, denen er irgendwo abseits begegnet ist – heimische Holzarten und Exoten, weitverbreitete Arten und seltene (selten gewordene). Die Fotos machen aufmerksam auf das Besondere, die Texte lehren es verstehen. Es kann sehr wohl sein, daß der Verfasser mit diesem Buch seine Absicht erreicht, Freude an Bäumen zu wecken. Kann auch sein, daß er Freunde für Bäume gewinnt. (Nur in Klammern die Frage, warum er nicht für eher trocken-wissenschaftliche Benützer ein Arten- und ein Ortsregister hinzugefügt hat? – Auch wenn man dies Buch als Lehrer o. ä. nützen will, wäre so etwas hilfreich!)
Willy Leygraf

Alternativen. Anders denken – anders handeln. Zum Selbstverständnis der Bürgerinitiativbewegung. Dreisam-Verlag Freiburg 1978. 120 Seiten, broschiert
Eine Veröffentlichung des Instituts für angewandte Ökologie in Freiburg. Dieses Institut *will die Voraussetzungen für einen ökologisch ausgeglichenen Fortschritt erforschen helfen, damit auch für die kommenden Generationen die Überlebenschancen gewahrt bleiben.*

Dieser erste Band seiner Texte beschäftigt sich mit einer Reihe von Problemen aus dem Umkreis der Bürgerinitiativen, vor allem auch mit der Diskussion um deren Gemeinnützigkeit. Daneben stehen eher theoretisch-grundlegende Abhandlungen, die sich mit möglichen Alternativen zum scheinbar Selbstverständlichen ökonomischer Wertvorstellungen und mit der Verantwortung der Wissenschaft befassen.

Hans L. Foss

Weitere Titel

PAUL KRAUSS: **GUSTAV WERNER und seine Hausgenossen.** Geschichte einer christlichen Genossenschaft des 19. Jahrhunderts. Brunquell-Verlag Metzingen 1977. 135 Seiten, 5 Abbildungen. Broschiert

BRUSTGI, FRANZ GEORG: **Lichter spiegeln im Fluß.** Erinnerungen Begegnungen. Verlag Karl Knödler Reut-

lingen 1978. 165 Seiten mit Zeichnungen des Autors. Pappband DM 13,50

HEIMAT und ARBEIT: **Der Kreis Schwäbisch Hall.** Konrad Theiss Verlag Stuttgart und Aalen 1976. 624 Seiten, 186 teils farbige Tafeln, Kartenskizzen und Schaubilder. Leinen DM 39,-

HUGO OTT: **Säckingen.** Die Geschichte der Stadt. Mit Beiträgen von BERNHARD OESCHGER, JUDITH und HANS JAKOB WÖRNER und einer Zeittafel von ADELHEID ENDERLE. Konrad Theiss Verlag Stuttgart und Aalen 1978. 244 Seiten, 32 Kunstdrucktafeln, davon 6 farbig. Leinen DM 29,-

WERNER DEPERT: **Die weiße Flotte.** Wissenswertes über die Schifffahrt auf dem Bodensee. (Stadler Bodensee-Taschenbuch 2) Verlag Stadler Konstanz 1977. 102 Seiten, zahlreiche Abbildungen und Tabellen, broschiert

ULRICH EINSLE: **Wissenswertes über den Bodensee.** (Stadler Bodensee-Taschenbuch 3). Verlag Stadler Konstanz 1977. 83 Seiten, zahlreiche Abbildungen, broschiert
WERNER DOBRAS: **Lindauer Wanderbuch.** Wanderungen und Spazierwege im Landkreis Lindau (Stadler Bodensee-Taschenbuch 4). Verlag Stadler Konstanz 1977. 83 Seiten, zahlreiche Abbildungen. broschiert

OSKAR KOHLER: **Das kulturgeschichtliche Bild unserer Heimat in der vorindustriellen Zeit.** Das 16., 17. und 18. Jahrhundert. Nach Akten und Urkunden der Ortenau, des Breisgaus und anschließender Gebiete. Moritz Schauenburg Verlag Lahr/Schwarzwald 1977. 112 Seiten. kartoniert DM 16,80

PETER SCHLACK: **Von Sacha ond Leut.** Texte in schwäbischer Mundart. 3. veränderte Auflage 1976. – ders.: **Schbruchbeidl.** Ernschde ond gladde schbrich ond gedichd uff guad schwäbisch (1977). – ders.: **Urlaut.** Texte in schwäbischer Mundart (4. Auflage 1976). Alles im Peter Schlack Verlag Stuttgart.

MANFRED BOSCH: **Mir hond no gnueng am Aalte.** Neue alemannische Gedichte. Im Selbstverlag des Autors Grunertshofen 1978. 90 Seiten. broschiert DM 6,50

HANS HELFERSTORFER: **Die Wunder am Wege sehen.** Zeichnungen. Verlag Karl Knödler Reutlingen 1978. Pappband DM 28,-

Anschriften der Verfasser

Prof. Dr. Adolf Beck, Brunsstraße 22, 7400 Tübingen
Dr. Werner Bils, Weihergartenstraße 37, 7410 Reutlingen
Prof. Dr. Werner Fleischhauer, Turmhahnweg 3, 7000 Stuttgart-Sonnenberg
Hans L. Foss, c/o Redaktion SCHWÄBISCHE HEIMAT
Dr. Eberhard Hause, Im Breitenloch 17, 7100 Heilbronn
Maria Heitland, SCHWÄBISCHER HEIMATBUND, Charlottenplatz 17/II, 7000 Stuttgart 1
Dr. Wolfgang Irtenkauf, An der Lehmgrube 35, 7257 Ditzingen
Gert Kollmer, Hellerweg 18, 7300 Esslingen
Willy Leygraf, Redaktion SCHWÄBISCHE HEIMAT, Charlottenplatz 17/II, 7000 Stuttgart 1

Dr. Eugen Lutz, Am Bergwald 20, 7000 Stuttgart 61
Dr. Klaus Merten, Schloß Ludwigsburg, 7140 Ludwigsburg
Prof. Dr. Theodor Pfizer, Traubergstraße 14, 7000 Stuttgart
Prof. Dr. Rudolf Reinhardt, Ahornweg 10, 7400 Tübingen
Prof. Dr. Gerhard Storz, Eugen-Hegele-Weg 4, 7250 Leonberg
Johannes Wallstein, c/o Redaktion SCHWÄBISCHE HEIMAT
Reinhold Wurster, Blumenmahdenstraße 9, 7032 Sindelfingen

Einladung zur
Mitgliederversammlung
1978
des SCHWÄBISCHEN
HEIMATBUNDES
Samstag, 14. Oktober 1978,
14.30 Uhr
Soldatenheim Sigmaringen

Tagesordnung:

1. Tätigkeitsbericht
des Vorsitzenden
2. Kassenbericht
des Schatzmeisters
3. Prüfungsbericht
des Kassenprüfers
4. Entlastung
5. Wahl des Vorstands
6. Mitgliedsbeitrag 1979
7. Verschiedenes

Der Vorsitzende
gez. Prof. Willi Birn
Regierungspräsident i. R.

Sigmaringer Tage 1978
Europäische Kultur
im Donaauraum

Nicht allein die alte Residenzstadt an der Donau mit ihren Bauten und historischen Zeugnissen bestimmt Ton und Charakter dieser von der Gesellschaft für Naturkunde, dem Verband Württembergischer Geschichts- und Altertumsvereine und dem SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND gemeinsam getragenen Veranstaltung: Die Vorträge finden im modern-sachlichen Bau des (außerhalb des Kasernengeländes gelegenen!) Soldatenheims Sigmaringen statt, das auch Begegnungsstätte sein soll für Soldaten und Bürger der Stadt. Dort und bei den Führungen und Exkursionen wird nicht nur von der Geschichte die Rede sein, son-

dern auch von Gegenwart und Zukunft: Die Festrede des Wiener Historikers und Schriftstellers FRIEDRICH HEER über «Schwaben in Europa» läßt auch an die bevorstehenden Wahlen zu einem ersten europäischen Parlament denken! Und in der Landschaft um Sigmaringen findet man nicht nur die romantischen Felspartien des Donauals, sondern auch raumzehrende Verkehrsbauten und Kiesausbeutungen größten Ausmaßes.

Für die Mitglieder des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES haben die SIGMARINGER TAGE auch dadurch besondere Bedeutung, daß der Engere Vorstand für die nächsten drei Jahre neu zu wählen ist. Man sollte solche Wahlen nicht zu den leicht abzuwickelnden Vereinsregularien zählen: Bei dieser Gelegenheit haben die Mitglieder wie selten sonst Gelegenheit, Rechenschaft über Vergangenes zu fordern und mitzubestimmen über Künftiges!

Heimatschutz in Europa

(dh) Die europäische Vereinigung für Denkmal- und Naturschutz EUROPA NOSTRA wird ihre diesjährige Hauptversammlung vom 21. bis zum 24. September in Hamburg abhalten. Nach Kongressen dieser Art in London, Zürich, Amsterdam und Wien findet damit die EUROPA NOSTRA-Tagung erstmalig seit 1969 wieder in Deutschland statt, und zwar – auf Einladung der Stiftung F. V. S. und des Deutschen Heimatbundes – in Hamburg.

Für die Arbeitssitzungen des Kongresses stehen u. a. zur Erörterung: besondere Probleme von Städten mit bedeutsamem baulichem Erbe, Tourismus und Denkmalpflege, Naturparke sowie Beiträge der Mitgliedsverbände, denen sie besondere Bedeutung beimessen.

Tag der Heimat Baden-Württemberg

(sh) Am 9./10. September 1978 findet in Konstanz zum ersten Male ein «Heimattag Baden-Württemberg» statt. Beobachtungen und Erfahrungen beim Landesjubiläum im vergangenen Jahr haben die Landesregierung bestimmt, diesen Heimattag sozusagen zu stiften. Er soll alljährlich am zweiten Wochenende im September und jeweils in einer anderen Stadt des Landes begangen werden. Sinn dieser Veranstaltung soll sein, den Bürgern Anlaß und Gelegenheit zu geben, sich auf festliche Weise des Bundeslandes zu vergewissern, in dem sie Heimat haben. Damit sind alle angesprochen: die Alteingesessenen, die inzwischen hier heimisch gewordenen Vertriebenen, die aus anderen Bundesländern Zugezogenen, die ausländischen Mitbürger. Vorbereitung und Durchführung dieses «Heimattages Baden-Württemberg» liegt im wesentlichen bei Vereinen und Verbänden, die sich mit Heimatpflege usw. befassen. Der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND ist in einem auf Anregung der Landesregierung gegründeten vorbereitenden Ausschuß für den Heimattag vertreten und nimmt dort auch die Interessen verwandter und befreundeter Vereine wahr.

Die Aufmerksamkeit der Festteilnehmer wird gewiß vor allem den eher volkstümlich gehaltenen Veranstaltungen mit Volksmusik und Folklore gelten – bei einer Reihe von begleitenden Unternehmungen soll aber sehr deutlich auch von den Problemen des Alltags (und besonders von denen im Gebiet um die Feststadt!) gesprochen werden: Die Frage ist gestellt, wo die natürlichen Grenzen gezogen sind für weitere Verkehrsbauten und Industrieansiedlungen im Bodenseegebiet.

Ihr Haus gewinnt



Durch Umbau, Ausbau, Modernisierung geben Sie Ihrem Althaus ein junges Gesicht, ein neues Innenleben. Wie aus dem Ei gepellt, steht es dann da.

Zugleich steigern Sie seinen Wohn- und Kurswert. Eine solche Verjüngungskur – ob

umfassend oder partiell – können Sie mit zinsgünstigem Baugeld von Schwäbisch Hall problemlos finanzieren. Unsere Außendienstmitarbeiter informieren Sie präzise über alle Bausparvorteile. Auch bei jeder Volksbank, Raiffeisenbank, Spar- und Dahrlehnskasse können Sie sich beraten lassen.

Auf diese Steine können Sie bauen

Schwäbisch Hall 

Die Bausparkasse der Volksbanken und Raiffeisenbanken

Landesstellen in Berlin, Frankfurt, Hamburg, Hannover, Karlsruhe, Köln, Mainz, München, Münster, Nürnberg, Saarbrücken, Stuttgart.



WIR BIETEN MEHR ALS GELD UND ZINSEN

**IHRE FREIZEIT IST UNS
GOLD WERT.**



Lernen Sie unsere schöne Heimat kennen und gewinnen Sie dabei.

Wir haben für Sie das neue Buch „Freizeit und Wandern in Württemberg“. Der ideale Freizeitplaner für alle, die Erholung und

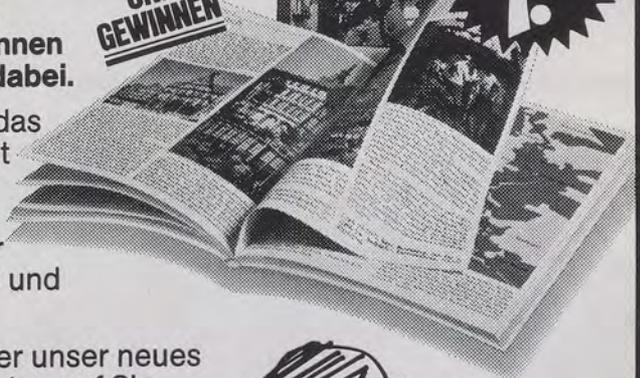
Ausgleich in freier Natur suchen.

Holen Sie bei uns den Aktionsprospekt über unser neues Freizeitspiel. Es lohnt sich. Viele Preise warten auf Sie.

**WANDERN
UND
GEWINNEN**

**FREIZEIT UND
WANDERN**
in Württemberg

nur
7.90



VOLKSBANKEN  **RAIFFEISENBANKEN**

in Württemberg



Wein, Land und Leute



bilden in Württemberg einen Dreiklang voll Harmonie. Lieblich und abwechslungsreich die Landschaft, verlässlich und lebensfroh die Menschen, charaktervoll und ehrlich die Weine. Genießen Sie eine der köstlichen Spezialitäten in rot oder weiß. Probieren Sie auch den für Württemberg typischen Schillerwein. Dann werden Sie sogleich verstehen, warum es hierzulande heißt:

Fragen Sie nach diesen Weinen bei Ihren privaten Weinlieferanten, bei den örtlichen Weingärtnergenossenschaften, den Gebietskellereien oder bei der Württ. Weingärtnerzentralgenossenschaft eG in 7141 Möglingen Tel. (07141) 41067/68/69

Kenner trinken Württemberger

BADEN-WÜRTTEMBERG IM SPIEGEL SEINER GESCHICHTE

–Vorankündigung für den Spätherbst 1979 –

J. Leichtlen, DIE RÖMERZEIT IM ZEHNTLAND

zwischen Rhein – Main – und Donau. (Reprint nach der Ausgabe 1825) Schwerpunkt: Das Gebiet des Großherzogtums Baden. Dazu: die Oberdonaustraße der Peutinger'schen Tafel von Windisch bis Regensburg und Versuche über die keltische Sprache. Umfang ca. 330 Seiten, gebunden DM 38.–

F. v. Weech, BADISCHE GESCHICHTE

(Reprint nach der Ausgabe 1890) Umfang ca. 700 Seiten. Mit Fürstenbildern von Müller, gebunden DM 78.–

E. Schneider, SCHWÄBISCHE GESCHICHTE

(Reprint nach der Ausgabe von 1896) Umfang ca. 700 Seiten, reich illustriert, gebunden DM 78.–

Die Autoren Schneider und Weech behandeln die Zeit vom frühen Mittelalter bis 1870 für die jeweiligen Landesteile. Flüssiger Schreibstil, sehr detailreiche Darstellungen. Der historische Blickwinkel ist entsprechend dem Zeitgeist dynastisch-national. Die beiden Bände werden von **Heinz Bischof** mit einem ausführlichen Anhang versehen, der die Zeit von 1870 bis 1979 für die beiden Landesteile beschreibt.



HORST BISSINGER KG – VERLAG UND DRUCKEREI
7031 MAGSTADT

Erinnerungen an Alt-Stuttgart...

○○○ 2 Leckerbissen für Kunstfreunde



Geliebtes altes Stuttgart von Richard Zanker

Richard Zanker, einst Redakteur beim Schwäbischen Merkur, erzählt von Erinnerungen, Begegnungen und Erlebnissen, Anekdotisches und Amüsantes aus Stuttgart z. Zt. der Jahrhundertwende. Mit Reproduktionen bisher kaum bekannter Lithografien, Stiche und Aquarelle.
4. Auflage des Bandes jetzt im Großformat, 141 S., 33 Farb- und 17 SW-Tafeln.
ISBN 3-440-04450-5. Geb. DM 34.–

Spemann-Kalender Alt-Württemberg 1979

Ausgewählte historische Aquarelle, Lithografien, Radierungen und Kupferstiche. 12 farbige Bildblätter, 1 farbiges Deckblatt, dazu 3 weitere farbige Kunstblätter.
Format 28,5 x 32 cm.
ISBN 3-440-81030-5. DM 12,80

Erhältlich im Buchhandel

KOSMOS/FRANCKH'SCHE VERLAGSHANDLUNG
Postfach 640 · 7000 Stuttgart 1



«SIGMARINGEN – traditionsreiche Stadt im Oberen Donautal.»

«Von dort zog König Rudolf von Schwaben nach der Burg Sigmaringen und belagerte sie. Als er aber erfuhr, daß König Heinrich IV. mit einem Heer über die Alpenpässe herannahte, um die Festung zu entsetzen, zog er ab und ging nach Sachsen.» Mit dieser Begebenheit aus dem Jahr 1077 wird Sigmaringen erstmals urkundlich erwähnt.

900 Jahre Geschichte und Entwicklung sind auch heute noch in zahlreichen klassizistischen Gebäuden, denkmalgeschmückten Plätzen und dem Residenzschloß der Fürsten von Hohenzollern mit seinen berühmten Sammlungen und Kunstschätzen sichtbar.

Sigmaringen heute: eine heimelige, liebenswürdige Kreisstadt und Erholungsort von 15000 Einwohnern an der Pforte zum Oberen Donautal mit allen modernen Freizeiteinrichtungen, gutgeführten Hotels und gemütlichen Gasthöfen.

Auskunft: Städtisches Verkehrsamt im Rathaus, Tel. (07571) 4021.

Aktiengesellschaft betreibt Denkmalpflege

(sh/DSI) Nun gibt es – ähnlich wie schon länger in den Niederlanden – auch in Luxemburg eine Gesellschaft, die auf wirtschaftlicher Grundlage praktische Denkmalpflege betreibt: Die Gesellschaft «Vieux Luxembourg», die ausdrücklich mit dem Ziel gegründet worden ist, kulturhistorisch wertvolle Wohnhäuser zu kaufen, zu restaurieren und wieder zu verkaufen. An der Gesellschaft sind Privatleute, Banken, staatliche Behörden und Gemeinden beteiligt. Das erste Vorhaben wird die Instandsetzung des Vorortes Luxembourg-Grund sein. Dort hat die Gesellschaft inzwischen 14 Häuser aufgekauft, mit deren Wiederherstellung und Modernisierung 1978 begonnen werden kann. Die Maßnahmen werden zunächst aus Spenden von privater Seite finanziert. Für die Zukunft ist geplant, neben der Gesellschaft auch eine gemeinnützige Stiftung einzurichten, bei der Zuwendungen steuerlich absetzbar sind.

Es scheint also doch nicht immer so unwirtschaftlich zu sein, wenn man Kulturdenkmale erhält, statt sie durch Neubauten zu ersetzen. Wann kommen eigentlich die großen Bauträger und die Bausparkassen dieses Landes, die ja alle auch an Sanierungsmaßnahmen beteiligt sind, darauf, daß die Gründung einer solchen Gesellschaft nicht nur Erhaltung überlieferter Architektur und Erweiterung des Geschäftsbereichs bedeuten könnte, sondern auch ganz erheblichen – und sehr werbewirksamen – Gewinn an Prestige und Ansehen?

Ankäufe am Irrenberg

(sh) Der Grundbesitz des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES im Naturschutzgebiet Irrenberg konnte weiter abgerundet werden. Nach Ankauf von vier weiteren Grundstücken an der Schönenhalde sind jetzt 13 ha 14 a 20 qm dieses einzigartigen Naturschutzgebietes im Besitz des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES.



St.-Blasius-Kapelle in Burgrieden-Rot

Der Bauer BLASIUS RAPP hat wohl im Jahre 1848 diese Wegekappelle im nachbarocken Stil erbauen lassen. (Frdl. Mitteilung von Herrn Dr. Adolf Schahl.) Längst hat sie ihre Funktion verloren, das frühere Stiftungsvermögen ist erloschen. Die Kapelle war in desolatem Zustand, niemand wollte mehr für sie aufkommen. So stand sie bis vor kurzem als örtlicher «Schandfleck», als «alter Krusch» an der modern ausgebauten Ortsdurchfahrt. Verblaßt war der Sternenhimmel im Inneren, die Ziegel fehlten in

Mengen, Abfall wurde in das Innere der Kapelle geworfen. Obwohl sie seit 1925 im Denkmalsbuch eingetragen war, verfiel sie mehr und mehr.

Landrats- und Denkmalamt setzten sich für die Renovierung der Kapelle ein, der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND übernahm das Eigentum an der Kapelle. Inzwischen sind die Handwerker dabei, das kleine Schmuckstück in Handarbeit wieder herzustellen. In wenigen Wochen wird die St.-Blasius-Kapelle wieder in neuem Glanz erstrahlen.

Die Gemeinde wird dann sicher wieder mit Freuden auf diese Kapelle blicken, der Durchreisende sicher auch. (Maria Heitland)

Aufnahmen: Archiv Landesdenkmalamt (Gudula Bock)



Vorschläge für einen modernen Straßenbau

Der Arbeitskreis Verkehr der Aktionsgemeinschaft Natur- und Umweltschutz Baden-Württemberg hat «Vorschläge für einen modernen Straßenbau und Straßenverkehr aus ökologischer Sicht» vorgelegt, die auf ein Gutachten zurückgehen, das Prof. Dr. RÜDIGER GERMAN, der Leiter der Bezirksstelle für Naturschutz und Landschaftspflege Tübingen, im vergangenen Jahr im Auftrag der Bundesforschungsanstalt für Naturschutz und Landschaftsökologie erstellt hat. Aus den in diesen «Vorschlägen» formulierten «Grundsätzen für die Trassierung» zitieren wir hier einige besonders wichtige Abschnitte:

1. In der freien Landschaft sind möglichst große und von Straßen nicht zerschnittene Flächen zu erhalten, um die Leistungsfähigkeit des Naturhaushalts gem. § 1 Bundes- und Landesnaturschutzgesetz nachhaltig zu gewährleisten. Nach den bisherigen Überlegungen scheinen wenigstens unzerschnittene Freiflächen von 20 qkm mit einer Seitenlänge von etwa 5 km notwendig zu sein, um die von klassifizierten Straßen ausgehende Belastung etwa bei Erholungsgebieten auszuschalten. Größere unzerschnittene Freiflächen haben entsprechend größeren Wert für Ökologie und Erholung.

2. **Neutrassierungen von Straßen** müssen sich, um weitere ökologisch schädliche Zerschneidung weitestgehend zu vermeiden, an alte, bestehende Straßenzüge anlehnen. Der Ausbau bestehender Straßen (mit tragbaren Verbesserungen) ist daher jeder Neutrassierung vorzuziehen.

3. **Verkehrswege** sind in erster Linie Verbindungen zwischen den verschiedenen Siedlungs- bzw. Arbeitsgebieten. Sie gehören daher unter Berücksichtigung des Schutzes der ansässigen Bevölkerung im Zweifelsfall grundsätzlich in die Verdichtungsgebiete und nicht in die freie Landschaft (einerseits Verursacherprinzip und Sicherung des Ökosystems, andererseits Bündelungsprinzip).

4. **Umgehungsstraßen** dienen dem Fluß des überörtlichen Verkehrs. Sie sind daher völlig außerhalb bzw. am Rande des Siedlungsbereichs anzule-

gen. Zumindest auf der Seite der Straße, welche der Siedlung abgewandt ist, sollte Bauverbot liegen, um das Einbeziehen der Umgehungsstraße in den Siedlungsbereich und damit späteren zusätzlichen Landschaftsverlust durch weitere Umgehungsstraßen für die gleiche Siedlung zu vermeiden. Außerdem würde der Verkehrsfluß, den die Umgehungsstraße eigentlich verbessern soll, durch Bauten auf der Straßenseite, welche der Siedlung abgewandt ist, gestört. Ein zweifellos nachfolgender örtlicher Verkehr mit Querungen der Umgehungsstraße würde deren Funktion wesentlich mindern. Sie würde damit ihre ursprünglich vorgesehene Funktion in Fällen nachfolgender Bebauung verlieren. In Ballungsräumen und Großstädten kann eine äußere Ringstraße die Funktion einer Umgehungsstraße übernehmen. Dort sollten öffentliche Nahverkehrsmittel anschließen.

5. **Fernstraßen** dienen dem großräumigen Verkehr. Sie sollten intensiv genutzte landwirtschaftliche Flächen und Erholungsgebiete meiden oder durch breite Schutzstreifen aus Gehölz oder Wald davon getrennt sein. Die notwendige Mindestdiefe solcher Schutzstreifen (z. B. Immissionschutz) sollte etwa 500 m umfassen . . .

Straßendämme und alle anderen **Wälle** in der Landschaft (z. B. Lärmschutzwälle) stören die freie Sicht, verfälschen den Charakter der Landschaft und können, besonders wenn sie quer zum Oberflächengefälle verlaufen, den Luftkreislauf stören und Kaltluftseen verursachen. Dämme haben keinen ökologischen Nutzen und müssen auf ein Minimum beschränkt bleiben. Bepflanzung kann die primären Mängel nur unzureichend verdecken und behebt nicht die störende Ursache.

8. **Im innerstädtischen Bereich** ist aus Lärmschutzgründen und zur Verbesserung der Wohngebiete eine Trennung der Straßen nach Fern- und Nahverkehr und gleichzeitig eine sinngemäße, auf den Verkehr abgestimmte Flächennutzung notwendig. Ein differenziertes Straßennetz und eine geordnete Flächennutzung lassen eine sinnvollere Inanspruch-

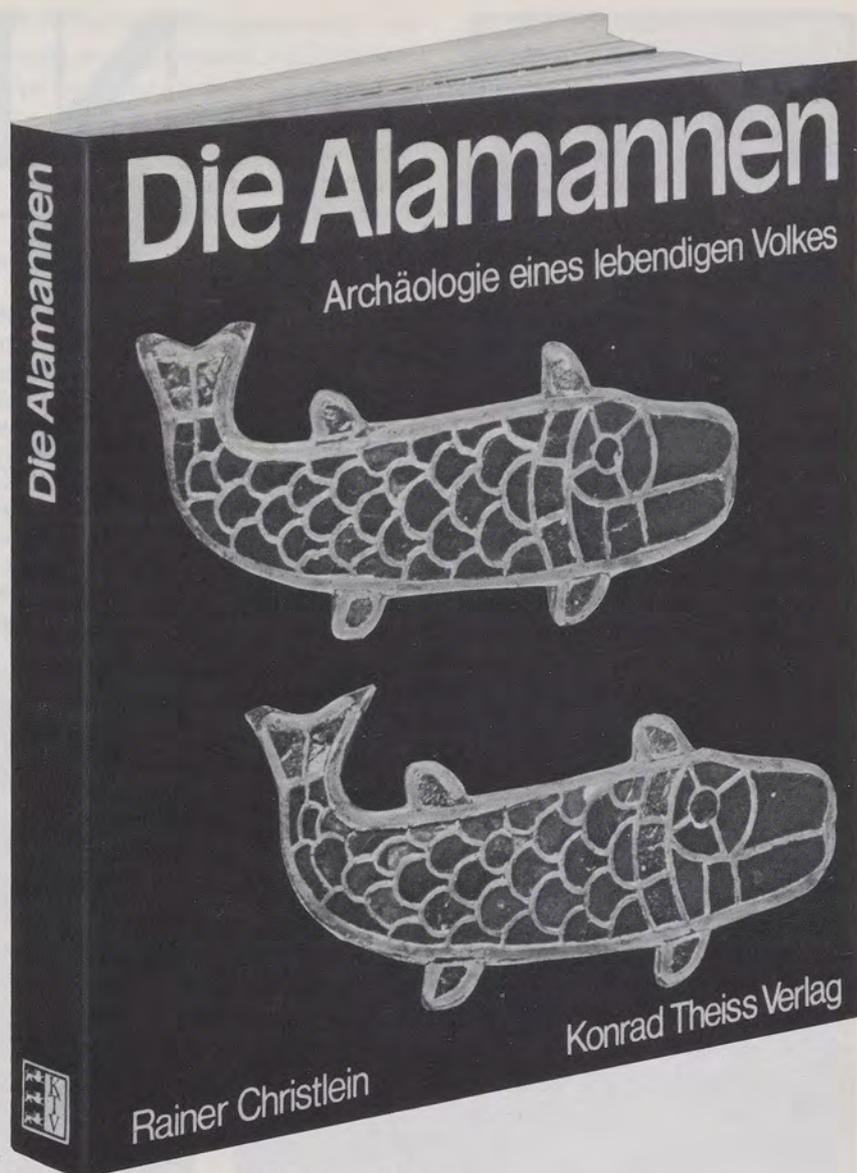
nahme von Land erwarten. Die bisher geübte Praxis erweckt beim Außenstehenden nicht selten den Eindruck des fortgesetzten Improvisierens. Durch solche Maßnahmen und sich immer wieder ändernde Verkehrskonzepte wird dem einzelnen langfristig die Möglichkeit genommen, sich eine günstige und ruhige Wohnlage oder eine Geschäftslage mit zweckmäßiger Verkehrsanbindung auszusuchen. Viele neue Baugebiete werden schon durch die Straßenführung im Bebauungsplan entwertet, weil die Straßen nicht selten nach Gesichtspunkten des letzten Jahrhunderts angelegt werden (Schachbrettmuster mit Durchgangsstraßen) und eine funktionale moderne Gliederung der Fläche vermissen lassen.

9. **In Ballungsräumen und in Großstädten** erscheint es fragwürdig, sowohl die Massenverkehrsmittel zu fördern als auch große Ausfalls- bzw. Durchgangsstraßen zu bauen. Das ist kostspielig und mit besonders großen Landverlusten verbunden. Es ist daher zu prüfen, ob diese Zweigleisigkeit unter ökonomischen, ökologischen und allgemeinen Umweltgesichtspunkten vertretbar ist. Entsprechend den verkehrsfreien Fußgängerzonen sollten noch weitere große Flächen, besonders die Wohngebiete, vom Verkehr befreit werden.

Dia-Serie der EUROPA NOSTRA

(sh) Beispiele für Gefährdung und Erhaltung von Europas architektonischem Erbe demonstriert eine Serie von 48 Dia-Positiven, die jetzt bei der Geschäftsstelle des SCHWABISCHEN HEIMATBUNDES ausgeliehen oder zu einem Preis von DM 50,- bestellt werden kann. Ein stichwortartiger Begleittext, der den Dias beiliegt, ist so abgefaßt, daß mit seiner Hilfe jeder die Serie ohne lange Vorbereitungen vorführen und erläutern kann. Die Beispiele stammen aus Ländern fast ganz Europas; sie stimmen weithin überein mit dem Denkmalschutzfilm der EUROPA NOSTRA und machen die Thematik dieses Filmes auch dort zugänglich, wo dessen Vorführung nicht möglich ist.

**Wo liegen die Ursprünge
 des schwäbisch-aleman-
 nischen Stammes?
 Wie lebten die
 Alamannen?
 Was war ihre kulturelle
 Leistung?
 Was weiß man über ihre
 Gesellschaftsstruktur?
 Wo kamen sie her?
 Dieses Buch gibt Auskunft.**



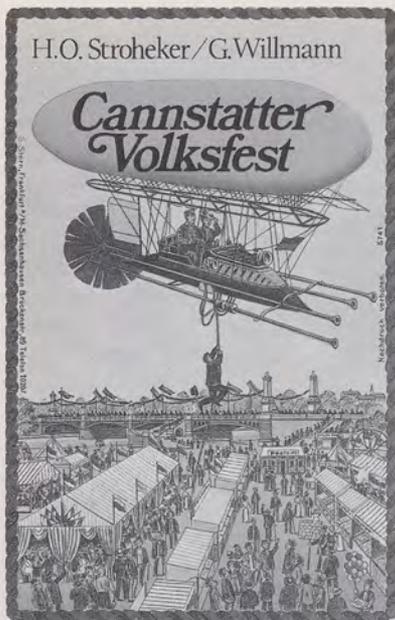
Zur Subskription Die erste Archäologie der Alamannen in Text und Bild

298 Seiten mit 112 Tafeln, davon 54 vierfarbig, 117 Zeichnungen und Karten im Text. Dreifarbigter Vorsatz. Bildband-Großformat (25 x 25,5 cm), Leinen mit vierfarbigem Schutzumschlag. Subskriptionspreis bis zum Erscheinen, Oktober 1978, DM 74,-, späterer Preis DM 85,-.

Dr. Rainer Christlein, durch Ausgrabungen und wissenschaftliche Arbeiten auf dem Gebiet der frühmittelalterlichen Archäologie ausgewiesen und mit dem neuesten Forschungsstand bestens vertraut, hat es mit diesem Buch unternommen, erstmals eine Archäologie der Alamannen zu schreiben und in Text und Bild einen äußerst informativen und anschaulichen Überblick zu schaffen. Eindrucksvolle Funde aus allen Epochen und aus dem gesamten Siedlungsgebiet, für dieses Buch eigens fotografiert und großformatig dargeboten, fast zur Hälfte in brillanter Farbwiedergabe, vermitteln ein ganz neues und faszinierendes Bild von Gesellschaft und Kunst der Alamannen. Zahlreiche Karten und Zeichnungen – Rekonstruktionen von Häusern, Tracht, Schmuck, Bewaffnung usw. – veranschaulichen den Text. Ein umfangreicher Regestenteil gibt Auskunft über die wichtigsten Fundstellen zwischen Lech und Vogesen, Main und Alpen.



**Konrad Theiss Verlag
 Stuttgart und Aalen**



NEU im Sept./Okt. '78

Cannstatter Volksfest

Von Hans Otto Stroheker und Günther Willmann.

Mit einem Geleitwort von Oberbürgermeister Manfred Rommel. 330 Seiten mit 66 teils farbigen Tafeln. Leinen mit farbigem Schutzumschlag DM 28,-. Erscheint September

Das schwäbische Landesfest im Wandel der Zeiten. In wie starkem Maße es Landesgeschichte und Stuttgarter und Cannstatter Stadtgeschichte widerspiegelt, ja sogar internationale Bedeutung bei den Schwaben in aller Welt erlangt hat, wird an diesem lebendig geschriebenen und bibliophil illustrierten Buch deutlich. Der Cannstatter Hans Otto Stroheker, seit Jahrzehnten in vielfacher Weise mit dem Volksfest und der Geschichte seiner Heimatstadt verbunden, hat den Text verfaßt, dem der bekannte Fernseh- und Rundfunkjournalist Günther Willmann eine Einleitung vorangestellt hat.



Rund um den Hohenstaufen

Von Walter Ziegler / Traute Uhland-Clauss / Albrecht Gmähle u. a. Landschaft, Geschichte, Kunst im Stauferkreis Göppingen. 168 Seiten mit 107 Tafeln, davon 34 farbig. Bildband-Großformat. Leinen mit farbigem Schutzumschlag DM 49,-. Erscheint Oktober.

Hoorig, hoorig isch die Katz

Von Heinz Wintermantel.

Rund um den Hohenstaufen sind Landschaft, Geschichte und Kultur besonders eng miteinander verbunden, auch wenn die Industrieachse des Filstals dies nicht überall sofort sichtbar werden läßt.

Von den Keuperbergen im Schurwald bis weit hinein in die Schwäbische Alb findet sich hier eine Fülle von Sehenswürdigkeiten landschaftlicher und kulturgeschichtlicher Art, die zu immer neuen Entdeckungen auffordert.

Meisterhafte Fotografien führen nicht nur die weithin bekannten großen Sehenswürdigkeiten eindrucksvoll vor Augen, sondern auch viele verborgene Kostbarkeiten, die einen Besuch lohnen. Die Texte halten viel Wissenswertes und noch mehr Anregungen, auch für den Kenner dieser Landschaft, bereit.

Narren und Masken der schwäbisch-alemannischen Fasnacht. 296 Seiten mit 16 Zeichnungen und 224 farbigen Abbildungen. Leinen mit farbigem Schutzumschlag DM 39,-. Erscheint September.

Eine närrische Reise durch die schwäbisch-alemannische Fasnacht von Karlsruhe bis zum Bodensee. Auf ihr stellt der Autor in seinem großen, prächtigen Farbband über 110 verschiedene Narrenfiguren und -masken mit farbigen Fotos von namhaften Fotografen vor. Zu jeder Farbtafel hat der Autor zusammen mit über 50 Narrenzünften jeweils einen kurzen erläuternden Text geschrieben. Darin werden Herkunft, Bedeutung und Besonderheiten der einzelnen Narrenfiguren und -masken dargestellt.



Konrad Theiss Verlag
Stuttgart und Aalen

Mitglieder werben Mitglieder

Wichtige Hilfe und Unterstützung für die Arbeit des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES leistet jeder, der neue Mitglieder gewinnt. Nur eine immer steigende Zahl von Mitgliedern macht es auf die Dauer möglich, die vielfältigen, von der Satzung gestellten Aufgaben zu erfüllen. Bitte, for-

dern Sie Werbeprospekte und Probehefte der SCHWÄBISCHEN HEIMAT bei der Geschäftsstelle an. Dort erhalten Sie auch den Geschenkgutschein, mit dem Sie eine Jahresmitgliedschaft (und damit für ein Jahr auch den Bezug der SCHWÄBISCHEN HEIMAT!) verschenken können. Denken Sie auch daran, daß die herbstlichen *Fahrten ins Blaue* (Nr. 52 und Nr. 53 des Verzeichnisses der Studienfahrten)

gute Möglichkeiten sind, den SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND kennenzulernen. Bei diesen Fahrten sind Gäste besonders willkommen. Wer ein Mitglied wirbt, einen Gutschein an ein Nichtmitglied verschenkt oder die Patenschaft für ein neues Mitglied übernimmt, hat die Aussicht, zum Jahresende einen der auch in diesem Jahr wieder ausgelobten Preise zu gewinnen!

Veranstaltungen und Studienfahrten

Das 800jährige Maulbronn

Führung: **Dr. Wolfgang Irtenkauf**

Samstag, 23. September 1978

Abfahrt: 13.30 Uhr vom Karlsplatz Stuttgart

Teilnehmergebühr: DM 14,-

Auch 1978, ein Jahr nach der monumentalen Stauferausstellung, hat das Land seine «Landesausstellung» bekommen: Das ehemalige Zisterzienserkloster und heutige Evangelische Seminar Maulbronn sehen auf acht Jahrhunderte Vergangenheit zurück – Grund genug, dieses Ereignis durch eine überschaubare Ausstellung zu würdigen. In ihr sind u. a. zu sehen: Plastiken, der Maulbronner Altar von 1432, große Teile der versprengten Maulbronner Bibliothek, Zeugnisse aus der Seminarzeit und von Maulbronner Persönlichkeiten sowie Originalurkunden. Zur Ausstellung und zum Jubiläum ist ein Festschrift-Katalog erschienen, der in Maulbronn gekauft werden kann. Wer ihn vorher erwerben möchte, kann ihn bei der Buchhandlung Klaus Krüger, Klostertor, 7133 Maulbronn bestellen (Versandkosten zu Lasten des Bestellers).

Sigmaringer Tage 1978 Europäische Kultur im Donauraum

(Jahreshauptversammlung 1978 – Studienfahrt Nr. 51)

Samstag, 14. Oktober bis Sonntag, 15. Oktober 1978

Der Ort der Veranstaltung legt das Thema nahe: die großen Ost-West-Beziehungen in Kultur und Geschichte, die in langen Jahrhunderten dem Lauf der Donau folgten. Die Herrschaft Sigmaringen war als österreichisches Lehen eng in dieses Verbindungssystem einbezogen; die über Krauchenwies führende heutige Bundesstraße 311 folgt weithin dem alten Weg in die einstigen österreichischen Vorlande im Breisgau und im Elsaß. Diese Bindungen und Beziehungen hatten und haben weitreichende politische, soziologische und kulturelle Auswirkungen. Sie sollen bei den **Sigmaringer Tagen 1978** dargestellt, erörtert und – bei den Exkursionen und Führungen – an konkreten Anknüpfungspunkten veranschaulicht werden.

Wie in den vergangenen Jahren werden wir diese Veran-

staltung zusammen mit der Gesellschaft für Naturkunde und dem Verband der Württembergischen Geschichts- und Altertumsvereine durchführen.

Samstag, 14. Oktober 1978, 12.00 Uhr:

Fahrt ab Karlsplatz Stuttgart nach Sigmaringen, Soldatenheim

14.30 Uhr: Soldatenheim Sigmaringen

Mitgliederversammlung des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES (Tagesordnung s. Seite 212)

16.15 Uhr: Soldatenheim Sigmaringen

Öffentliche Vortragsveranstaltung
Begrüßung durch den Vorsitzenden der Gesellschaft für Naturkunde, **Professor Dr. Werner Gotthard**

Dr. Jörg Werner, Freiburg:

Flußgeschichte der oberen Donau vom Tertiär bis heute

19.30 Uhr: Soldatenheim Sigmaringen

Öffentliche Vortragsveranstaltung
Begrüßung durch den Vorsitzenden des Verbandes der Württembergischen Geschichts- und Altertumsvereine
Leitender Staatsarchivdirektor **Dr. Eberhard Gönner**

Professor Dr. Hansmartin Decker-Hauff (Tübingen):

Kaiser Karl IV und der Donauraum
(mit Lichtbildern)

Sonntag, 15. Oktober 1978, 8.00 Uhr:

Fahrt ab Karlsplatz Stuttgart nach Sigmaringen!

10.30 Uhr: Soldatenheim Sigmaringen

Öffentliche Vortragsveranstaltung
Begrüßung durch den Vorsitzenden des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES **Prof. Willi K. Birn**

Universitätsprofessor Dr. Friedrich Heer (Wien):

Schwaben in Europa

14.30 Uhr:

Exkursionen und Führungen,

Abfahrt ab Soldatenheim Sigmaringen

1. DR. JÖRG WERNER:

Flußgeschichte der Donau

Hausen i. T. (interglacialer Kalktuff) – Vilsingen (Riß-Eisrandlage, Donau-Eisstausee) – Hanfental (Millionenloch) – Hornstein, Fußmarsch entlang der Lauchert durch das Bitelschiefer Täle (vorrißzeitliche Donaustrecke und epigenetisches Laucherttal) – Hitzkofen (Vorrißzeitliches Donautal) – Neuer Brunnen Sigmaringen-Dorf (Bohrprofil, Donaukiese) – Seewiesen bei Wilflingen (neuer Brunnen in vorrißzeitlicher Donaurinne, Forschungsbohrung in Inter-glacial-Ablagerungen; Endmoränenauflschluß) – Mengen – heutiges Donautal – Sigmaringen

2. DR. HANS-MARTIN MAURER:

Burgen über dem oberen Donautal

Sigmaringen – Gebrochen Gutenstein – Dietfurt – (Falkenstein) – Wildenstein – Sigmaringen

3. DR. WILFRIED SETZLER:

Rund um Sigmaringen

Sigmaringen – Hornstein (Burg) – Bingen (spätgotische Kirche, Altarschrein) – Scheer (Schloß) – Ennetach (Kirche, Chorgestühl von Jörg Syrlin, Ulm 1509) – Habstal (Kloster) – Krauchenwies – Meßkirch – Inzigkofen (Kloster) – Sigmaringen

4. DR. GREGOR RICHTER:

Dokumente zur Geschichte von Südwürttemberg und Hohenzollern

Führung durch die Ausstellung im Staatsarchiv in Sigmaringen, Karlstraße 2, anschließend:

DR. WALTER KAUFHOLD:

Führung durch die **Kunstsammlungen im Schloß Sigmaringen** und anschließend wahlweise durch **Schloß** oder **Heimatmuseum Sigmaringen**

18.30 Uhr: Rückfahrt mit dem Bus nach Stuttgart ab Rathaus Sigmaringen

Das Verkehrsamt der Stadt Sigmaringen vermittelt die Hotelunterkünfte direkt: Städtisches Verkehrsamt, Postfach 249, 7480 Sigmaringen.

Für die Fahrten in die Hotels nach Sigmaringen am Samstagabend und zum Soldatenheim am Sonntagmorgen steht ein Bus zur Verfügung. Wegen der Busbestellungen bitten wir um baldige Anmeldungen. Die Teilnahme an den Führungen und Exkursionen ist für die Tagungsteilnehmer kostenfrei.

Die Busfahrt Stuttgart – Sigmaringen – Stuttgart kostet DM 28,-

Und im Herbst: **Unsere Fahrten ins Blaue**

52

Sonntag, 22. Oktober 1978

(und also **nicht** – wie ursprünglich angekündigt – **am Samstag, 21. Oktober 1978!**)

Abfahrt: 13.00 Uhr vom Karlsplatz

53

Mittwoch, 25. Oktober 1978

Abfahrt: 13.00 Uhr vom Karlsplatz

Wie seit Jahren finden wieder zwei **«Fahrten ins Blaue»** statt. Wir besuchen eine Besonderheit in der Umgebung. Bei einem gemütlichen Beisammensein werden anschließend Dias von Fahrten des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES gezeigt. Eine Bitte: Überlassen Sie uns auch in diesem Jahr einige Ihrer Dias. Bringen Sie diese etwa zehn Tage vor der ersten Fahrt auf die Geschäftsstelle.

Soweit noch Platz in den Bussen vorhanden ist, können auch für diese beiden Fahrten wieder Gäste mitgebracht werden, die sich für eine Mitgliedschaft im SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND interessieren.

Wir erbitten auch zu diesen Fahrten eine rechtzeitige Anmeldung. Die Teilnahme ist kostenfrei. Nur Ihren Verzehr bezahlen Sie natürlich selbst.

Mittwoch, 8. November 1978, 19.30 Uhr

Wilhelmspalais Stuttgart, Konrad-Adenauer-Straße 2
Dr. Wolfgang Irtenkauf / – Rainer Mattes (Bariton):
FRANZ SCHUBERT und seine schwäbischen Textdichter
(Schiller, Schubart, Uhland)
Vortrag mit Musikbeispielen

Mittwoch, 6. Dezember 1978, 19.30 Uhr

Wilhelmspalais Stuttgart, Konrad-Adenauer-Straße 2
Lothar Zier (Pfrunger Ried):
Die Entstehung der oberschwäbischen Landschaft
Ein Beitrag zur Erdgeschichte Oberschwabens
Vortrag mit Farbdias

Die Parler und der Schöne Stil

Ein Ausstellungsbesuch in Köln

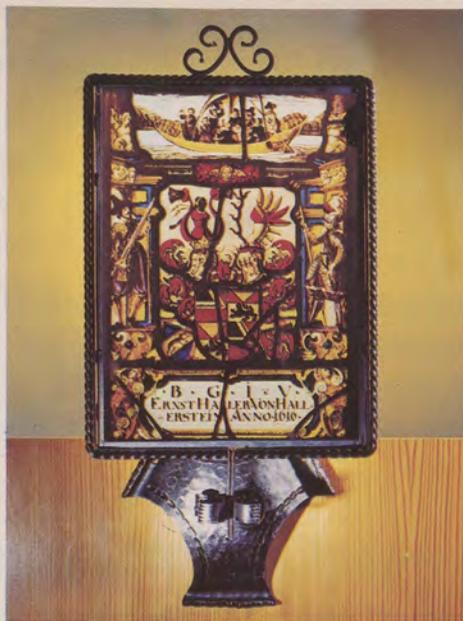
Führung: **Dr. Ehrenfried Kluckert**

Samstag, 16. bis Sonntag, 17. Dezember 1978

Abfahrt: 7.00 Uhr vom Karlsplatz Stuttgart

Teilnehmergebühr: DM 72,-

Die Baumeisterfamilie PARLER war von großer Bedeutung für die spätgotische Baukunst und Bildnerei in Deutschland. Ihr Wirkungskreis war weit gespannt: Köln, Ulm, Regensburg, Prag, Freiburg, Schwäb. Gmünd, Nürnberg u. a. Städte. Die Kölner Ausstellung folgt den Spuren der Parler und dem Phänomen ihrer weit verzweigten Tätigkeit. Sie analysiert den sogenannten Schönen Stil der PARLER und ihrer Zeitgenossen.



Glasbild-Leuchten in schmiedeeiserner Ausführung für runde und eckige Bilder. Jede Leuchte ist zum Stellen wie auch zur Montage an der Wand geeignet. (Siehe Abbildung 1 und 2).
Bildmaße: Eckige Leuchte 23×31 cm, Rundleuchte Bilddurchmesser 31 cm. DM 132.50

Glasmalerei-SONNENUHR

HANDVERBLEITE GLASBILDER

(Wappenscheiben, Tierkreiszeichen, alte und moderne Glasmalerei) bietet unser umfangreiches Sortiment „Bilder fürs Fenster und fürs Licht“. Bitte Sonderprospekt anfordern!



Eine funktionsfähige Sonnenuhr, in Schmiedeeisen gefaßt. Entstehungszeit des Originals um 1612. DM 125.-

Der Einsatz einer Beleuchtungseinrichtung ist möglich und lieferbar, dann allerdings ohne Schattenwerfer. Aufpreis netto DM 12.50

Die Sonnenuhr gestattet neben der Ablesung der wahren Orts-Sonnenzeit auch die Bestimmung der Tage des Tierkreiszeichenwechsels.

Bei jedem Zeichenwechsel folgt der Knoten am Schattenwerfer der entsprechenden Hyperbel. Die Tierkreisbilder sind an den Rändern rechts von Steinbock bis Zwillinge, links von Krebs bis Schütze angegeben.

Die Uhr ist als reine Süduhr konstruiert und geht von 6 Uhr morgens bis 6 Uhr abends. Unterhalb der Uhr ist eine Landkarte von Europa und Nord-Afrika so konstruiert, daß an der Schattenlinie von 9 bis 3 Uhr verfolgt werden kann, welche Orte gerade Orts-Mittag haben. Bei Zürich steht 12 Uhr. Am äußern Rande sind noch Orte angeschrieben die auf der Karte nicht mehr verzeichnet sind: Bei 6^h steht Calecut = Kalkutta, 7^h50 Persia, 8^h40 Babilon, 9^h20 Jerusalem, 9^h30 Nilus, 9^h40 Alcair = Cairo, 10^h40 Caput bonae spei = Kap der Guten Hoffnung, 2^h10 Canas. Insul = Kanarische Inseln, 3^h55 Caput America = Küste von Amerika, 5^h45 Peru prou. Es sind dies die Zeiten, wenn an den betreffenden Orten die Sonne im Süden steht. Die Europa-Karte ist übersät mit Städte- und Ländernamen. Daß die Südspitze des heutigen Schweden noch mit „Dania“ = Dänemark angeschrieben ist, weist auf eine Entstehungszeit vor 1658 hin.

VERLAG J. HANNESSCHLÄGER · 89 AUGSBURG 32 · POSTFACH 27

ZU BEZIEHEN DURCH:

Unsere Auslieferungen für:

NIEDERLANDE: J. J. Kuurstra, Amstelkade 113, NL-Amsterdam - 1010

ÖSTERREICH: Cura-Verlag, A-1037 Wien, Postfach 49

BERLIN: A. Wenzel Kamminer Straße 34 1000 Berlin 10

SCHWEIZ: Lilly Braunschweiger, Zähringerstraße 9a, CH-3012 Bern

BILD-LEUCHTEN

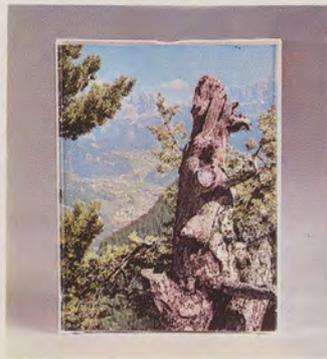
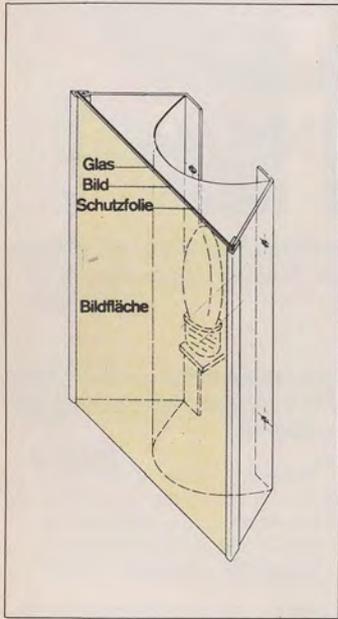
Es gibt unendlich viele Kalender . . .
 doch nur für unsere –
 und sonst keine – werden so viele und
 attraktive Weiterverwendungs-
 möglichkeiten geboten!



L 3 Aus 4 Einzelleuchten mit
 einer Lichtquelle besteht diese
 dekorative Leuchte DM 78.-



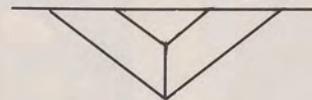
Beliebig viele Lampen L 3
 können zu einer Säule über-
 einander montiert werden.
 Zusatzpreis
 für Montage DM 20.-



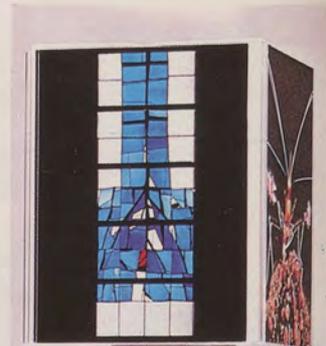
L 1 Wandleuchte
 als Ergänzung zum Kalender-
 angebot.
 Weißes Kunststoffgehäuse mit
 Kabel, Schalter und Stecker.
 Bildgröße 23×31 cm
 Tiefe 8 cm DM 26.50



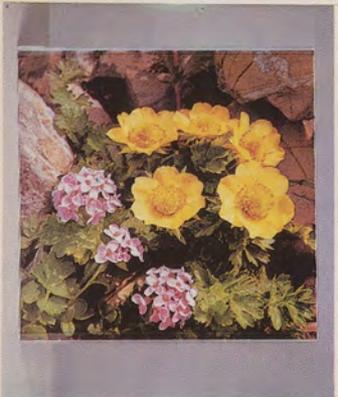
L 2 Dreieck
 Zwei Einzelleuchten seitlich
 zusammenmontiert als Wand-
 leuchte DM 45.-



Bei Bestellung für Bilder vom
 Bergkalender (K 8), Hinweis
 auf Querformat!
 Nur für Einzelleuchten möglich!



Diese Schema-Zeichnung
 erläutert das Grundele-
 ment (L 1) der hier abgebilde-
 ten Leuchten.



L 4 Wandleuchte
 für Kalender K 14 und K 15
 Bildgröße 31×30 cm
 Tiefe 8 cm DM 32.-



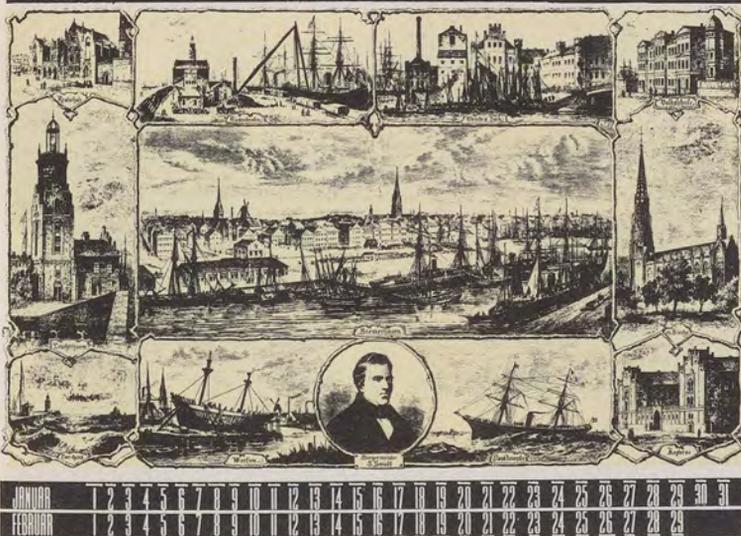
L 5 Wandleuchte
 für Titelbilder der Kalender
 K 2 – K 7.
 Bildgröße 31×40 cm
 Tiefe 8 cm DM 38.-



L 2 Tischleuchte
 Zwei Einzelleuchten rücksei-
 tig miteinander verbunden mit
 Kunststoffsockel DM 45.-

Eine Kalenderausgabe
die als besonders
attraktive Neuheit
auf dem Kalendermarkt
angesehen
werden kann

ALT-BREMERHAVEN-transparent



UNSER ZUSATZPROGRAMM

bietet als ideale Ergänzung eine Reihe von Möglichkeiten
zur Weiterverwendung der transparenten Kalenderbilder.

Wechsel- rahmen

für Kalender K 1
Gr. I 16×23 cm DM 5.-
Titelbild 22×31 cm DM 8.50

für Kalender K 3-K 7
Gr. II 23×31 cm DM 8.50
Titelbild 31×40 cm DM 16.50

für Kalender K 8
Gr. II quer 31×23 cm DM 8.50
Titelbild 40×28 cm DM 16.50

für Kalender K 11 und K 12
Gr. III 22×20 cm DM 6.-

für Kalender K 13
Gr. IV 20,5×22 cm DM 6.-

für Kalender K 14 und K 15
Gr. V 31×30 cm DM 12.-



K 17 Alt-Bremerhaven-transparent. Bremerhaven in alten Stichen, in Kupferton unterlegt mit einer Einlage von Silberfolie, mit der eine Farbwirkung bisher unerreichter Brillanz erzielt wird. Sie können diese Stiche auch in dem unten abgebildeten Leuchtband zur Durchleuchtung weiterverwenden.

Format 64×48 cm, Querformat, Bildgröße 58×36 cm DM 38.-



Leuchtband

für Bilder der Kalender K 2 - K 7 verwendbar, sowie für die Stiche des Kalenders „Alt-Bremerhaven“.
Größe eines Doppelsegmentes 126×40 cm. Mit Anschlußsegmenten beliebig zu verlängern. Jedes Doppelsegment enthält eine Vorrichtung zum Einsetzen von zwei Leuchtstoffröhren 120 cm lang. (Wegen Bruchgefahr werden die Röhren nicht mitgeliefert). DM 145.-

Leuchtbox 70×100 cm, zum Hängen, Quer- und Hochformat. Vorgesehen für unser in Vorbereitung befindliches Transparent-Poster-Programm. Preis DM 123.-

Hier nicht abgebildet eine Posterleuchte Größe 50×50 cm in gleicher Ausführung wie die Leuchtbox.

BÜCHER AUS UNSEREM VERLAGS- PROGRAMM

NEUERSCHEINUNG! In Vorbereitung ist der Großband
»Glasmalerei nach 1945« – das Gegenstück zu unseren
beiden Bänden über deutsche und französische Glasmalerei des
Mittelalters.

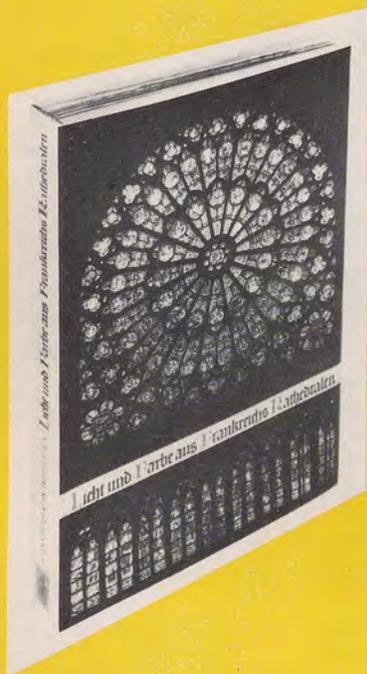
Voraussichtlicher Erscheinungstermin Herbst 1978.
ca. 260 S., 48 Farbtafeln auf Folie, zahlreiche Schwarzweiß-Abb.
ca. DM 140.--

Im Jahre 1965 sind wir erstmals mit einem Großband über Glas-
malerei an die Öffentlichkeit getreten. Es war das erste Buch,
dessen Bilder nicht aus Papier, sondern aus bedruckter Folie be-
standen. Ihm folgten weitere Ausgaben in gleicher Ausstattung,
von denen die aufgeführten Titel noch lieferbar sind.

Elisabeth von Witzleben

Licht und Farbe aus Frankreichs Kathedralen

260 Seiten · 46 Farbtafeln auf Folie
100 einfarbige Abb. · Format 32×22,5 cm
farbig, Folienumschlag · Leinen DM 112.--
ISBN 3-920418-03-4



Norbert Lieb/Doris Lieb/Götz Freih. v. Pölnitz

Augsburg – Begegnung mit einer 2000jährigen Stadt

208 Seiten · 5 farbige Foliendrucke
38 farbige Abb. · 135 einfarbige Abb.
18 Stiche im Text · 16-seitiger Einlege-
bogen · Einführung und Bilderläuterung
englisch · Format 31×23,5 cm DM 43.--
ISBN 3-920418-11-5



Lieb – Binder – Roth

Der Dom zu Augsburg

180 Seiten
8 Farbtafeln auf Folie
12 eingeklebte farbige Bilder
146 einfarbige Abbildungen
Format 20,5×21,5 cm
Leinen DM 25.80
ISBN 3-920418-00-X



Rolf Wünnenberg

Andechser Votivkerzen

124 Seiten · 32 farbige Abbildungen
34 einfarbige Abbildungen
Format 21×24 cm · Leinen DM 25.80
ISBN 3-920418-01-8

Paul Popesco

Die Kathedrale von Chartres

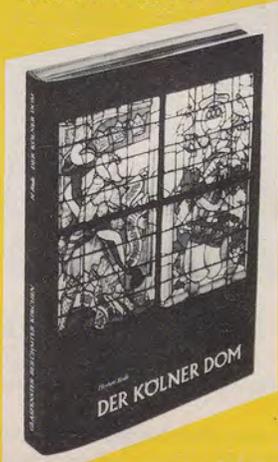
148 Seiten
20 farbige Foliendrucke
31 Schwarzweiß-Abbildungen
Format 23×16 cm
Ganzleinen DM 28.--
ISBN 3-920418-09-3



Herbert Rode

Der Kölner Dom

124 Seiten
20 farbige Foliendrucke
37 Schwarzweiß-Abbildungen
Format 23×16 cm
Ganzleinen DM 28.--
ISBN 3-920418-06-9



Elisabeth von Witzleben

Die Frauenkirche in München

128 Seiten
19 farbige Foliendrucke
25 Schwarzweiß-Abbildungen
Format 23×16 cm
Ganzleinen DM 28.--
ISBN 3-920418-10-7



Graf Lennart Bernadotte

Geheimnisse der Pflanzen

168 Seiten
36 farbige Foliendrucke · 36 ganz-
seitige Zeichnungen und 80 zeich-
nerische Einzeldarst. auf gr. M.-Bütten
Format 21×23,5 cm · farbiger Folienu-
mschlag u. Schuber, Leinen DM 63.--
ISBN 3-920418-34-4



In gleicher
Ausstattung, zum
gleichen Preis auch in
französisch. Sprache lieferbar!

Allianz



Für Sie und Ihre Familie,
für Wohnung und Besitz.
Für alles was wert ist
versichert zu werden.

Allianz Versicherungen



BRILLEN
Contact-Linsen

Optiker
PESCHKE

Stuttgart, Rotebühlplatz 15, beim Wilhelmsbau

Karawane Studien-Reisen

Studienreisen '78

Eine Auswahl im Herbst 1978:

- | | |
|---|--------------|
| Kreuzfahrt „Griechische Inselwelt“
17. 9.-1. 10. 1978 | ab DM 2380,- |
| Yachtkreuzfahrt „Inseln der Ägäis“
25. 9.-7. 10. 1978 | ab DM 3380,- |
| Symposium Athen
1. 11.-10. 11. 1978, ab/bis München | DM 1560,- |
| Venedig und Umgebung
20. 10.-28. 10. 1978, ab/bis München | DM 890,- |
| Paris und Umgebung
25. 10.-1. 11. 1978, ab/bis Stuttgart | DM 920,- |
| Große Südafrika-Rundfahrt
13. 10.-5. 11. 1978, ab/bis Frankfurt | DM 5240,- |
| Große Südwestafrika-Rundfahrt
23. 9.-18. 10. 1978, ab/bis Frankfurt | DM 4660,- |

Gerne senden wir Ihnen unsere neuesten
Programmübersichten 1978 unverbindlich zu.



Programme und Verlagsverzeichnisse,
Auskunft, Vormerkung und Anmeldung:

Büro für Länder- und Völkerkunde
7140 Ludwigsburg Marbacher Str. 96 Ruf (07141) 51091

Ein Bildband von Gerd Gaiser und Hermann Baumhauer. Fotos von Albrecht Brugger, Dieter Geißler, Helmut Hell, Rolf Lindel, Traute Uhland-Clauss und anderen. Herausgegeben unter Mitwirkung des Schwäbischen Albvereins, mit einem Geleitwort des Vorsitzenden Helmut Schönamsgruber. 216 Seiten mit 138 Tafeln, davon 49 vierfarbig. Zwischentexte und genaue Bilderläuterungen, Bildlegenden dreisprachig. Bildband-Großformat. Ganzleinen mit vierfarbigem Schutzumschlag DM 59,-

Schwäbische Alb



Gerd Gaiser
H. Baumhauer

Konrad Theiss
Verlag

Die Schwäbische Alb in ihrem Wesen, ihrer Vielseitigkeit und in ihrer Schönheit zu erfassen, das ist Anliegen dieses Buches, seiner Texte und seiner Bilder; wie keine andere Landschaft verlockt die Schwäbische Alb zum Wandern, wie keine andere ist sie dem Schwaben ans Herz gewachsen.

Der bekannte Reutlinger Schriftsteller Gerd Gaiser hat den Text zu diesem Buch geschrieben. Man spürt, daß sein Wissen um diese Landschaft, ihre Menschen und ihre Geschichte aus jahrzehntelanger Vertrautheit entstanden ist.

Der Bildteil eröffnet das Panorama der Schwäbischen Alb in eindrucksvollen, großenteils farbigen Aufnahmen, mit Bedacht ausgewählt und landschaftlich gegliedert. Die Landschaften hat Hermann Baumhauer mit knappen, überaus informativen Texten eingeleitet: Ostalb – Stauferland – Geislinger Alb – Um Teck und Neuffen – Uracher und Münsinger Alb – Ulmer Alb – Reutlinger Alb – Großes Lautertal – Zollernalb – Heuberg und Donautal.



Konrad Theiss Verlag
Stuttgart und Aalen